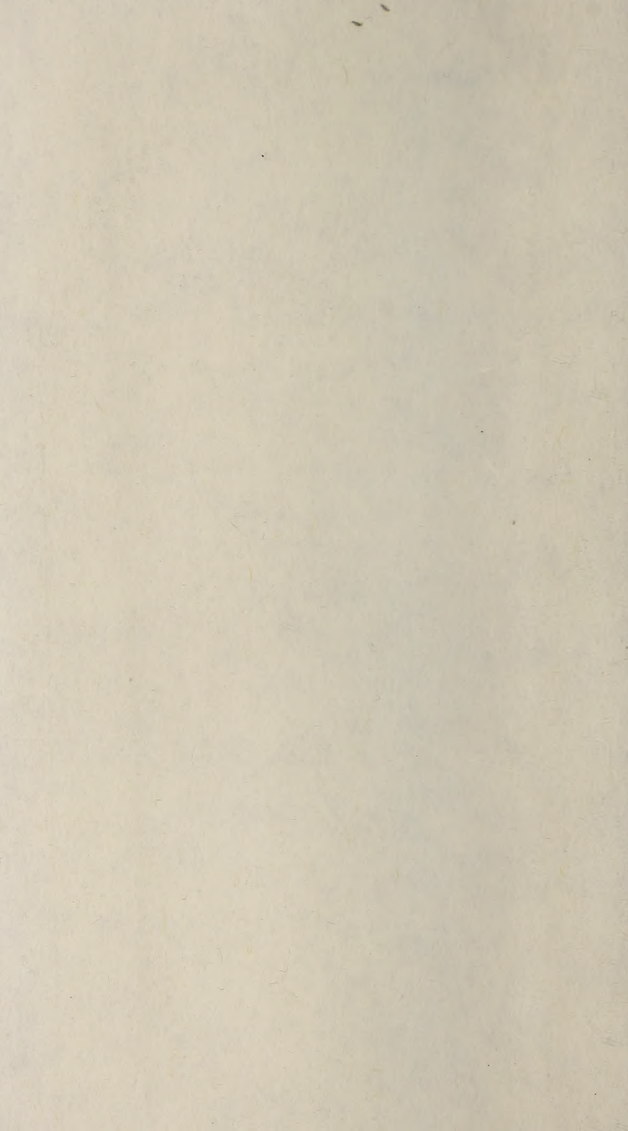





THE LIBRARY OF CONGRESS



Das Haus Bårburg,

oder

der Familienzwist.

Von

August Lafontaine.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1805.

Das Haus Bårburg,

oder

der Familienzwist.

Was verstehst du denn von Justiz? Ihr Herren vom Militair überhaupt, was wißt Ihr davon? fragte der Herr von Bärburg hitzig.

„Element!" antwortete der Rittmeister; „wir? wir? Daß du es nur weißt, ich leide deine Ausfälle gegen meinen Stand nicht länger. Jeder gute Mensch fühlt, was Justiz ist, ohne eure Gesetze und eure Akten. Und wir Soldaten wissen am Ende besser, was sie ist, als Ihr es wissen könnt. Denn, Bruder, ein Mensch, der ein Spielkamerad des Todes ist, faßt alles mehr vor Gott und mit Gott!"

Nun ja, wenn du willst. Aber — wirf die Tante in den Schloßgraben!

„Das ist so ein Stückchen von deiner Justiz. In den Schloßgraben! Hm, ja! sie macht mir das Leben zuweilen wohl sauer. Aber, Bruder, nimm Vernunft an. Was wären wir ohne die Tante? Antwort: ein Paar arme verlassene Jungen, die in der Welt keinen Menschen hatten, der sich ihrer annahm. Was ich bin, bin ich durch sie. In den Schloßgraben? Zum Element! sie gab mir Brot, und, noch mehr als das, Erziehung."

Du wurdest Page, dann Cornet. Und die Erziehung? Bruder, das Schicksal hat dich erzogen. Aus ihren Händen wäre nur ein Katzenherz gekommen.

„Ich bitte dich, schweig! Ueber diesen Punkt will ich nun einmal nichts hören. Sie hat mir Gutes gethan. Wollte ich klügeln — was bliebe an der Welt!"

Sie säet Unkraut zwischen deinen Weizen; sie macht dein Haus zum Vorhofe der Hölle. In den Schloßgraben mit ihr!

„Laß sie säen! Mit Gottes Hülfe soll der Weizen nicht erstickt werden. Ohnedies

ist es die Frage, ob sie nicht Recht hat. An Verstand fehlt es ihr nicht."

Den hat sie — zu Klatschereien: eben genug, ihre Bosheit, ihren Hochmuth hinter der Maske der Weltkenntniß und des Ehrgefühls zu verbergen. Hat sie nicht zwischen Sonnenstein und dich einen ganzen Berg von Verdruß geworfen? Und Sonnenstein! Bruder, das thut weh! Er ist ein edler Mann! —

Der Rittmeister wendete sich unruhig hin und her. „Nun ja, edel. Wer das anders sagte, der müßte mir vor die Klinge. Aber mehr kannst du nicht fodern. Sieh, ich bin nun einmal ein Mann; was für einer, das kümmert Niemanden als mich, mein Gewissen und den barmherzigen Gott. Ich will mich nicht bevormundschaften lassen. Verstand hin, Verstand her! Zum Leben gehört am Ende mehr das Herz, mehr — wie soll ich sagen? — mehr so, wie ich es hier in der Brust fühle, wenn ich einen Unglücklichen sehe, oder einen lachenden Schurken; so ein frisches Attakiren des Feindes, mit

dem Säbel in der Hand. Jener Gelehrte bauete ein Meisterstück von einer Mühle; aber sie ging doch nicht, weil es ihr an Wasser fehlte. So ist es mit euren Meisterstücken! — Ich war einmal verliebt, Bruder. Mein Compagnie-Chef, auch so ein weiser Herr, der auf dem Papiere alles konnte und auf dem Exercierplatze nichts, der setzte mir einen halben Tag lang aus einander, was die Liebe ist und nicht ist, und wie ich es anfangen müsse, um nicht verliebt zu seyn. Das war alles so viel wie nichts. Mein alter General, ein Ehrenmann, sagte mir: Bärburg, heirathen kann Er das Mädchen nicht; und nur ein Schurke macht ein ehrliches, keusches Mädchen zur Hure. Das schlug an. Sieh, da attakirte ich den Feind mit dem Säbel in der Hand. Versteh, Bruder: ich ließ mich nach Polen auf die Remonte schicken, und das Mädchen, dem ich so gut im Herzen steckte, wie sie mir, wurde unterdessen eine brave Hausfrau. Sieh, das meine ich. Dein Sonnenstein mag ein gescheidter Mann seyn; aber — denk an die Mühle!"

Du thust ihm Unrecht, und das kommt von der Tante Isabelle! sagte der Präsident ganz ruhig, und ritt davon. Er kannte seinen Bruder, und wußte, daß so etwas bei ihm nachwirkte. — —

„Tralala!" sang der Rittmeister. „Schloßgraben! Was will ich denn? Mich nicht noch in meinen alten Tagen zureiten lassen." — „Mein Bruder läßt sich empfehlen," sagte er zu der Tante Isabelle, die in das Zimmer trat. Sie neigte vornehm den Kopf. Er könnte sich wohl selbst empfehlen. Aber nichts wird geschwinder vergessen als Wohlthaten. Als er jung war, hatte ich ihn lieb, ich nahm ihn bei seiner Hand, und leitete ihn, ich ließ ihn ein menschlich Joch ziehen, und in Seilen der Liebe gehen, und gab ihm Futter; aber wenn ich ihn jetzt rufe, so wendet er sich davon, und opfert dem Baal. So wie der Prophet, so kann auch ich sagen.

„Das können Sie nicht. Mein Bruder wird nie vergessen, daß Sie ihn in der Jugend unterstützten."

Er hat es vergessen, rein vergessen; denn folgt er mir? ist er mir je gefolgt? Aber es wird ihm wehe werden, wie einer Gebärerin!

„Gott behüte und bewahre! . . . Höllen-Element! wenn Sie nicht eine Jungfer wären, die nicht weiß, wie die Noth in der Geburt thut, so . . . Steht nicht Segen genug in der Bibel? Gott mag so sprechen, vor dem wir Alle Sünder sind; aber ein armer hinfälliger Mensch, wie ich und Sie, Tante? Und wäre ich zehnmal ein Prophet, ich sagte so nicht. Gott bewahre! Er ist mein Bruder, und Ihrer Schwester Sohn."

Wissen Sie denn schon, Rittmeister, daß Sonnenstein dem Förster die Klage gegen Hammern zugestanden hat?

Der Rittmeister machte ein gleichgültiges Gesicht, und sagte ganz kalt: „so?"

Wenn Sie noch nicht merken, wohin das zielt!

„Zielt, und immer zielt! Warum muß es denn zielen? warum auf mich? Sonnenstein ist ein Mann, wie es wenige giebt."

Ein kluger Mann! wer leugnet das? Ein steinreicher Mann, gegen den Sie ein Bettler sind: das weiß die ganze Welt. Freilich, seinen Adel hat er in Wien gekauft; und das möchte er selbst gern vergessen, wenn es nur Andre vergessen wollten.

Gott Lob, ich habe es vergessen, oder vielmehr, ich dächte nie mit einem Gedanken daran, wenn Sie nicht alle Tage davon sprächen."

Nun ja, nun ja! In der Stadt ging es nicht; da wollte man das neugeborne Kindlein nicht gelten lassen. Natürlich, das hat ihm Haß gegen die alten Familien beigebracht. Nun kommt er hierher; und Sie müssen fühlen, daß er reich und Gerichtsherr ist. Ihren guten Freund Hammer! Was Freund! sagt er; ich bin Herr hier! Sie werden sehen, er bringt den Hammer noch vom Dienst.

„Das thut er nicht, sag' ich Ihnen. Hammer ist mein Freund, und Sonnenstein . . . Zum Teufel, Tante! wer war es denn, der so lange hetzte, und so viel Gift in die

Nadelritze goß? Aber Sonnenstein ist mein Schwager."

Ihr Schwager? Ihres Bruders Schwager! . . . Wer Schuld an dem allen ist? Ihr theurer Herr Bruder, der ihm das Gut verkaufte, und die Gerichtsbarkeit dazu. Nun geht es nach dem Sprichwort: wird der Bauer ein Edelmann . . . —

„Tante," fiel der Rittmeister schnell und hitzig ein: „er ist ein Ehrenmann, und Hammer kommt nicht vom Dienst." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, was er immer that, wenn Isabelle machte, daß ihm die Galle überlief.

Der Rittmeister sprengte im Galopp vom Hofe, und sah den Gerichtshalter Hammer. Er hielt den Fuchs an, und sagte unruhig: „Hammer, die Tante plaudert da allerlei von Ihnen und Sonnenstein; und Sie, Sie machen ein Gesicht dazu, wie ein armer Sünder." (Der Gerichtshalter zuckte die Achseln.) „Nun was ist denn? was ist es?"

Was will es seyn! Ich war Gerichts-

halter bei dem Freiherrn von Bärburg. Nun wurde hier ein Krämer, — oder Kaufmann, (verbesserte er, als er die ernste Miene des Rittmeisters bemerkte), oder ein Banquier, Gerichtsherr. Es ist nun doch einmal ein Unterschied zwischen Adel und Adel, ob ich gleich Anfangs das nicht begriff. Ich hielt mich an Ihr Haus, gnädiger Herr, und mochte wohl ein wenig zu dreist mit dem neuen Herrn geredet haben. Da ist nun die Sache mit Engelmanns, die vom Hofe mußten, mit Schobers wegen Schadenersatzes nach dem Hagelschlage, und wegen Dienstbefreiung nach dem Brande, auch die Geschichte mit dem Förster. Alles steckt sich jetzt hinter den neuen Herrn, Ihr Gnaden. Ein Speichellecker bin ich nun einmal nicht.

„Doch, Hammer! gegen die Tante! Ich fürchte aber, die will die Menschen nicht anders haben, als so." (Hammer lächelte ein wenig, und nickte mit dem Kopfe.) „Aber," fuhr der Rittmeister fort, „was können denn Engelmanns, was Schober und der Förster, ja was kann denn Son-

nenstein selbst, wenn er auch wollte, woran ich doch zweifle? Die Sachen sind ja rechtskräftig geworden."

O, das Geld! Ein Mann, wie der neue regierende Herr hier, der in seinem Schuldenbuche Minister und Präsidenten hat, kann alles, was er will. Sie wissen, gnädiger Herr Rittmeister, wie die Sachen damals standen. Wer dachte an eine Veränderung! Damit die Prozesse bald abgethan würden, befahlen Sie mir ja selbst wohl hundertmal, den Schneckengang der Gerichtsordnung zu beschleunigen.

„Das that ich; ja! Und nun? Ich sitze wie auf einem glühenden Sattel. Weiter, weiter!"

Auf Ihren Befehl umging ich damals hier eine Form, und dort wieder eine. Genug, Herr Rittmeister, es fehlt in den Akten an manchen Formalitäten.

Darum lassen Sie sich nicht bange seyn, Hammer! Und wenn Sonnenstein der lebendige Gott sey bei uns selbst wäre: da macht' ich einen Ritt in die Stadt. Mein

Oheim, der Regierungspräsident, ist ein ehrlicher Mann. Und wollte der nicht hören: bei meiner Seele! für einen Freund ginge ich, so sauer es mir auch ankommen würde, gerade an des Königs Majestät. Aber Sonnenstein ist nicht der Mann dazu, sage ich Ihnen."

Ich bin es gar nicht, hob der Gerichtshalter mit Kopfschütteln an, den er treten will. Wäre ich es: o, Ehrlichkeit läßt Niemanden ganz sinken! Aber Sie, lieber, guter gnädiger Herr, Sie sind es.

„Element! ich glaube, Sie sind heute voll süßen Weins, wie die Tante sagt. Mich treten? Die Tante bläs't in das Horn, und Sie auch. Warum mich?"

Weil Sie ein Mann sind; weil Sie vor diesem klugen und mächtigen Herrn, vor dem sich wohl eher ein Minister gebeugt hat, gerade stehen; weil Sie sich nicht wollen von ihm bevogten, bevormundschaften lassen. Wer weiß, ob ihm nicht Ihr Gut ansteht. Hat er doch schon um die Waldbreite mit Ihnen unterhandelt!

Der Rittmeister runzelte die Stirn. „Aber mein Bruder," sagte er, wie vor sich; „und Sonnenstein selbst! Nein, es ist nicht möglich." — Er gab seinem Pferde die Sporen, und sprengte nach einer neuen Anlage hin, die Sonnenstein jetzt eben machen ließ, und bei der er gewöhnlich selbst zu seyn pflegte. Sobald er abgestiegen war, ging er rasch und fest auf Sonnenstein los. „Bei meiner Ehre!" sagte er im Gehen leise vor sich: „es ist eine ehrliche Seele, die aus den blauen Augen hervorsieht. Stolz mag er seyn, auch wohl herrschsüchtig; aber kein Menschenverderber." — „Wir sind just eben nicht die besten Freunde, Herr von Sonnenstein," hob er an: „aber Menschen sind wir Beide, denk' ich; und jetzt, da ich hier so vor Ihnen stehe, kommt es mir vor, als wären das Possen, was man mir erzählt hat." (Sonnenstein sah ihn mit freundlichen Augen an, wie immer, wenn der Rittmeister mit seiner festen, männlichen, edlen Gestalt, seinem braunen Gesichte, seinen Zügen der gutherzigsten Ehrlichkeit, seinen funkelnden und

doch so frommen Augen vor ihm stand.)
„Ist es wahr, daß Engelmann unter Ihrem Schutze gegen Hammern klagen will? Und auch Schober und der Förster?“

Unter dem Schutze der Gesetze, Herr Rittmeister; und also unter dem Schutze aller guten Menschen, auch unter Ihrem Schutze.

„Wissen Sie, daß Hammer in den Sachen dieser Leute auf meinen bestimmten Befehl so gehandelt hat?“

Nein, Herr Rittmeister, sagte Sonnenstein freundlich; das konnten Sie nicht befehlen.

Der Rittmeister verstand ihn nicht. „Damals konnte ich befehlen. Er hat auf meinen Befehl so gehandelt. Warum zweifeln Sie an der Wahrheit meiner Versicherung?“

Sie werden heftig, Herr Rittmeister; und doch wiederhole ich noch einmal: was Hammer that, befahlen Sie gewiß nicht. Mit diesem Menschen haben Sie nichts gemein.

„Nichts? Ich bin sein Freund! Oder

darf ich auch das nicht seyn? . . . Doch ja, ich werde heftig. Also ganz kalt: werden Sie Parthei gegen Hammern nehmen?"

Sonnenstein überlegte einige Augenblikke, was er dem Rittmeister, den er achtete, antworten sollte, damit es zu einer Erklärung käme. Das schadete ihm bei dem Rittmeister, der nie bei irgend einer Frage auch nur einen Augenblick mit seiner Antwort zögerte. „Ein ehrlicher Mann," sagte der Rittmeister heftig, „hat nie nöthig, sich zu besinnen, was er auf eine so klare Frage antworten soll. Ich werde für Hammern mit Leib und Seele Parthei nehmen, sage ich Ihnen."

Das werden Sie nicht, Herr Rittmeister.

Der Rittmeister rief nach seinem Pferde, und war im Sattel, ehe Sonnenstein noch ein Wort hervorbringen konnte. „Ich wollte," sagte er unterweges, „mein Bruder hätte das alles gehört; dann würde er nicht mehr sagen: der vortreffliche Mann!"

An Hammers Redlichkeit zweifelte der Rittmeister nicht; denn er selbst war der

zu-

zutraulichste Mann auf der Erde, und Hammer der niedrigste Heuchler.

Sonnenstein wohnte schon seit sechs Monaten in Grundleben, das er von seinem Schwager, dem Präsidenten von Bärburg, gekauft hatte. Die beiden Brüder Bärburg liebten einander mit inniger Zärtlichkeit, obgleich sehr oft Zwistigkeiten unter ihnen vorfielen, die bisweilen in offenbare Feindschaft ausarteten. Sie waren die Söhne einer heruntergekommenen Familie. Ihre Mutter hatte ihren Vater gegen den Willen ihrer Familie geheirathet. Beide lebten einige Jahre glücklich; doch endlich brachen ihre Herzen unter der Last des Elendes, und dem unversöhnlichen Hasse der beleidigten Familie. Auf dem Sterbebette schrieb die Mutter ihrer Schwester, damaligen Oberhofmeisterin an einem kleinen fürstlichen Hofe, einen Brief, in welchem glühende und verzagende Mutterliebe aus jedem Worte sprach. Die Schwester brachte den einen Neffen erst als Pagen unter, und dann als Cornet; dem andern verschaffte sie eine Stelle auf einer

Ritter-Akademie. Das war alles, was sie für die beiden Knaben that. Diese machten späterhin eine reiche Erbschaft von einem Agnaten ihres Vaters; und fast zu eben der Zeit fiel die Tante Isabelle in Ungnade, weil sie an einer Hof-Intrigue gegen den Fürsten Antheil genommen hatte. Sie zog nun mit dem ganzen Stolze ihres ehemaligen Ranges und mit ihrer natürlichen Intriguen-Sucht zu ihrem Neffen, dem Rittmeister, der kurz vorher seine Frau, bald nach ihrer Entbindung von einer Tochter, verloren hatte.

Der Rittmeister sah schon nach vier Wochen ein, daß Tante Isabelle nicht viel werth war; doch der Gedanke: sie hat mir in der Jugend wohlgethan, setzte ihn über alle Bedenklichkeiten hinweg, und sie verstand die Kunst, durch Nachgeben, wenn er einmal losbrechen wollte, durch ewiges Erinnern an ihre Verdienste um ihn, durch stetes Zurückkommen auf irgend einen Plan, den sie wider seinen Willen durchzusetzen suchte, ihn, dem Anscheine nach, völlig zu unterjochen. Es geschah am Ende, was sie wollte, weil

der Rittmeister die Geduld verlor, ein ganzes Jahr hindurch jeden Tag zehnmal Nein zu eben der Sache zu sagen. Lächelnd sagte sie: wer etwas fest will, und immer will, und nie seinen Wunsch aus den Augen verliert, erreicht am Ende seine Absicht.

So war sie Herr auf seinem Gute, in seinem Hause, über seine Gesellschaften und über sein Vermögen; doch nur bis auf einen gewissen Punkt. Das wußten aber nur sie und er, nicht einmal sein Bruder, der ihm oft seine unmännliche Schwäche vorwarf.

„Schwäche!" sagte der Rittmeister dann mit funkelnden Augen, eben weil er sich ein wenig getroffen fühlte. „Du hast einen Widerwillen gegen die Tante, den ich nicht habe. Sie ist meiner Mutter Schwester, und war meine Wohlthäterin, als wir beinahe im Elende umgekommen wären. Nun ja, sie thut vielerlei, was ich nicht thun würde; aber warum soll ich sie ihr Wesen nicht treiben lassen, da es sie glücklich macht, und mich gar nicht unglücklich?"

Zu diesem Vielerlei gehörte, daß sie um

zehn Uhr aufstand, und um vier Uhr aß, um zwei Uhr Nachts zu Bette ging, mit Einem Worte, daß sie, so gut als möglich, ihr ganzes Hofwesen mit allem Ceremoniel auf das Schloß des Rittmeisters verpflanzt hatte. Dessen einfaches Leben stach freilich gegen das ihrige seltsam ab. Er stand im Sommer um vier Uhr auf, frühstückte um neun, aß mit der Tante um vier Uhr zu Abend, und ging um neun Uhr zu Bette. Die Tante machte tausend vergebliche Versuche, ihn von seiner gemeinen bürgerlichen Lebensweise abzubringen. Als sie endlich einmal Gewalt brauchen wollte, sagte der Rittmeister mit flammenden Augen und donnernder Stimme: Sie waren meine Wohlthäterin; darum mögen Sie hier leben, wie Sie selbst wollen. Aber, zu allen Höllenteufeln! Herr bin ich in meinem Hause, und will es bleiben! Morgen soll um zwölf Uhr gegessen werden; und wer nicht da ist, mag hungern!"

So weit kam es zwischen dem Rittmeister und der Tante einige Male; und in Ei-

nem Falle hielt er so fest Wort, daß sie mit allem ihrem Plagen ihn nicht von seinem Entschlusse abbringen konnte. Jetzt sah sie, daß die Reihe nachzugeben an ihr war. Sie that es, um nicht alles zu verlieren; nun half ihr aber dieses Nachgeben bei dem gutherzigen Rittmeister wieder zur Ausführung irgend eines andern Planes.

Besonders war die Erziehung seiner Tochter der Punkt, in welchem er unbesiegbar blieb. Er hatte seiner Gattin in der letzten Stunde ihres Lebens versprechen müssen, das Kind nie einem Andren als ihrer Freundin, der Witwe eines Predigers, anzuvertrauen; und diese, eine vortreffliche Frau, lebte nun in seinem Hause.

Die Tante Isabelle kam an. Der Rittmeister, der sie nur als Knabe, in dem Glanz ihres Standes und des Hofes, gesehen hatte, empfing sie mit der alten Ehrerbietung und der heißen Dankbarkeit eines schönen Herzens. Er führte sie in das Zimmer, das seine Frau bewohnt hatte, das schönste im Hause. Sie drehete auf dem unbeweglichen

langen Halse den Kopf rings im Zimmer umher, und hob an: Mais, mon neveu ... ja so! — Aber, mein Neffe, Sie werden erlauben, daß ich mir Möbel in einem bessern Geschmack kommen lasse. — „Bruder," sagte der Rittmeister nachher: „es geht der Tante mit den Möbeln, wie mir mit den Pferden."

In einem fremden Hause? erwiederte der Präsident, sanft lächelnd, doch ein wenig spöttisch.

„Fremd? mein Haus? Bruder Hans, ich hoffe, das ist nicht dein Ernst. Davor sey Gott, daß mein Haus je ein fremdes für einen Menschen seyn sollte, von dem ich nur einen Trunk Wasser bekommen habe! und nun gar für die Tante, die mich erzogen hat!" —

Die Möbel kamen an, und waren besser, als die Tante sie erwartete. — So? so? sagte sie vor sich; hier läßt sich etwas machen. Sie wollte einen Bedienten wegjagen, der ihr nicht Respekt genug erwiesen hatte, und trug das dem Rittmeister vor. Er un-

tersuchte, gab sich Mühe sie zu beruhigen, stellte ihr vor, daß der Mensch ganz unschuldig wäre, und sagte ihr endlich geradezu, er werde ihn behalten. Von jetzt an behandelten andre Bedienten sie nachlässig; doch es mußten ein Paar das Haus auf der Stelle verlassen.

So also? so? sagte die Tante wieder; und nun studierte sie den Rittmeister ordentlich, wie ein Schauspieler den Charakter, welchen er spielen soll. Sie brachte allmählich Jeden, der ihr nicht gefiel, aus dem Hause; denn sie legte es den Leuten so nahe, daß sie irgend eine Impertinenz gegen sie begingen. Die Predigerwitwe, Jakobinens Erzieherin, war ihr schon längst verhaßter, als jeder Andere, weil diese Frau, bei aller gefälligen Sanftmuth, in ihrem Wesen etwas Imponirendes hatte. Endlich wagte sie sich auch an diese, und hatte sich recht auf ihre Rolle vorbereitet. Aber nie war sie so übel weggekommen: die sanfte Frau sprach so nachdrücklich, und, als ihr die Oberhofmeisterin Grobheiten sagte, so derb, daß

diese in heftigen Zorn gerieth. Sie lief hinunter zu dem Rittmeister. Das Predigerweib . . . hob sie an. Doch schnell sprang der Rittmeister von seinem Stuhle auf, und rief donnernd: „Predigerweib? Wen meinen Sie? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie die Freundin meiner verstorbenen Frau so nennen? Tod und Teufel! das will ich nicht hoffen!“

Die Tante war jetzt zu heftig, als daß sie sich ihrer Rolle und der Art, wie man den Rittmeister behandeln mußte, hätte erinnern können. Ja, rief sie: eben das Weib meine ich. Hatte denn Ihre Frau eine Freundin unter ihren Domestiken? Kurz, dieses Weib muß noch heute aus dem Hause; oder ich verlasse es.

„Sie! Sie!“ rief der Rittmeister. Er riß das Fenster auf, und rief in den Hof: „spannt an! . . . Sie! da ist keine Wahl; Sie!“

O, Gott! dieser undankbare Mensch will die Schwester seiner Mutter, seine Wohlthäterin, einer Fremden aufopfern!

„Einer Fremden? aufopfern? Tante, Sie reden irre. Die Freundin meiner geliebten Frau, die Mutter meiner Tochter, eine Fremde? O, welch ein Herz haben Sie! Zum Teufel! gab es denn an Ihrem Hofe nicht Eine Mutter? nicht Einen Vater? Sonst müßten Sie doch wissen, was einem Vater die treue Erzieherin seines Kindes ist!"

Gut, Herr Rittmeister. Ich sehe, was Ihre nächste Verwandte Ihnen gilt. O, daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen, und ein fest Siegel auf meine Lippen drücken! Aber ich werde es lernen, ich werde es lernen.

„Das gebe Gott, Tante!" — Er ließ sie stehen, und ging zu seiner Tochter. Die Witwe sagte nicht ein Wort über den Vorfall, und auch der Rittmeister schwieg.

So also? sagte die Tante ergrimmt. Nun denn! wie Sie wollen, Herr Rittmeister! Nach einem Jahre machte sie den Rittmeister einmal recht weich, da sie ihm sagte, wie lieb sie ihn und seinen Bruder gehabt

hätte; und nun verlangte sie, daß er ihr die Erziehung seiner Tochter überlassen sollte. Die Frau ist gut, Herr Rittmeister, das ist wahr; aber Ihre Tochter, die Erbin eines so großen Vermögens, muß doch einmal Ihrem Nahmen Ehre machen. Sie glauben nicht, mon neveu, wie schwer es in späteren Jahren hält, den richtigen Französischen accent zu bekommen, so daß man einem den Deutschen nicht anhört.

„Den soll man einem Deutschen anhören! Wofür wäre er denn ein Deutscher?"

Aber, mein Gott, neveu, was ist denn Ihre Absicht mit dem Kinde? für welche Carriere bestimmen Sie es denn? Doch wohl für den Hof?

„Ganz und gar nicht. Sie soll lustig aufwachsen, einen Mann glücklich machen, und eine glückliche Mutter werden. Gott gebe, eine glücklichere, als ihre eigene!" Die Augen gingen dem Rittmeister über. Die Tante wiederholte ihr Verlangen, weil sie sich gar nicht auf sein Herz verstand. Er antwortete mit einer weichen Stimme, die

sie für ein Zeichen der Nachgiebigkeit hielt; „ich habe meiner sterbenden Frau versprochen, das Kind sonst Niemanden als ihrer jetzigen Pflegemutter anzuvertrauen."

Nun? was liegt denn daran, ob Sie das Versprechen halten, oder nicht?

Er sah sie mit starren Augen an; und dann zeigte sich ein Zug von tiefer Verachtung auf seinen Lippen. Seine Farbe erhöhete sich; sein Auge funkelte. Sie sah ängstlich dem Sturm entgegen, der so eben losbrechen wollte, und hob an: lieber Neffe, in der Bibel steht . . .

Er unterbrach sie: „in der Bibel? Ja, recht! da steht es auch. Ich habe es noch heute gelesen, und es hat mich erquickt; denn ich weiß, wie hitzig ich bin, und wie leicht ich meine besten Freunde beleidige. Aber Sie, Tante, Sie! Hier lesen Sie; hier steht es." Er las, und man hörte seine tiefe Verachtung in dem kalten, halb grimmigen, halb spottenden Tone: „wenn du gleich ein Schwert zückst über deinen Freund, so machest du es nicht so sehr bö-

se; denn ihr könnt wohl wieder versöhnt werden. Denn man kann alles versöhnen, ausgenommen Schmach, Verachtung und böse Tücke!" Nun ging er langsam hinaus, und ließ sie vor der Bibel sitzen, die sie so oft mißbrauchte.

An dem Tone seiner Stimme hörte sie, daß er sehr bitter beleidigt war; da es ihr aber an Takt für seine Empfindungen fehlte, so sann sie vergebens nach, was ihn denn wohl beleidigt haben könnte. Sie las die Stelle in dem Sirach mehrere Male, und konnte immer nicht begreifen, wie sie auf den gegenwärtigen Fall paßte.

Ihr Verstand reichte nicht hin, einzusehen, daß ihr Plan, Philippinen in ihre Gewalt zu bekommen, oder, worauf es eigentlich abgesehen war, die Predigerwitwe zu verdrängen, sich unmöglich ausführen ließ. Sie hob so oft wieder davon an, daß endlich der Rittmeister böse wurde und ihr alle Flüche seines Regimentes an den Kopf warf. Nun gab sie ihren Plan zwar auf, beschloß aber, der Witwe das Leben so

sauer zu machen, daß sie von selbst gehen sollte; und dabei sang sie mit heller Stimme den Gesang: „o süßer Stand, o selig Leben, das aus der wahren Einfalt quillt, wenn sich ein Herz Gott so ergeben," ꝛc. was sie alle Mal that, wenn sie recht angenehme Dinge dachte, so wie sie jedes Mal Französische Opernarien sang, wenn sie ängstlich, betrübt, oder zornig war.

Die Witwe beklagte sich bei dem Rittmeister. Dieser bat die Tante, und machte ihr Vorstellungen. Als das nichts half, zog die Witwe mit Phlippinen in ein Gartenhaus, und erhielt ihre eigene Bedienung, ihre eigene Küche. Die Tante war außer sich, und wollte nun auch dahin. Die Witwe ließ sie aber an der Thüre klingeln, so viel sie wollte; und der Rittmeister sagte ganz kalt: „ich habe den Leuten befohlen, nicht aufzumachen."

Für den Rittmeister hatte die Tante Jesabel, wie er sie in seinen unmuthigen Stunden nannte, eine Art von Neigung; doch gegen seinen Bruder in der That eine Art

von Haß, der sich schon aus früheren Zeiten herschrieb. Der Präsident hatte die Schwester des Herrn von Sonnenstein geheirathet, und obendrein, noch ehe dieser geadelt worden war. Anfangs schwor sie, nie einen Fuß über die Schwelle ihres Neffen zu setzen, der sich so weggeworfen, und die Tochter eines Krämers geheirathet habe; doch des Präsidenten Haus war eins der glänzendsten im ganzen Lande, und es wurden fürstliche Diners darin gegeben: deshalb versöhnte sie sich mit ihm und seiner reichen Frau. Sie versuchte es, auch ihn zu unterjochen, wie den Rittmeister; das mißlang aber, und der Präsident that, zum großen Aerger seines Bruders, selbst in den gleichgültigsten Dingen immer gerade das Gegentheil von dem, was die Tante wünschte. Nun stieß sie eine ganze Menge Flüche der Propheten gegen den Präsidenten aus, und noch mehr gegen seine Frau, die sich mit großem Ernst alle Einmischung in ihr Hauswesen verbeten hatte. Sie arbeitete lange daran, die beiden Brüder zu entzweien; es

gelang ihr auch zuweilen, doch nur auf eine kurze Zeit. Drei Tage hielt der Rittmeister die Trennung von seinem Bruder wohl aus; dann aber ging er wieder zu ihm. Der Präsident hatte sich öfters vorgenommen, die Entfernung der Tante zum Preise der Versöhnung zu machen; doch er konnte der Betrübniß, womit sein Bruder ihm um den Hals fiel, nicht widerstehen, und Beide versöhnten sich ohne Bedingung.

Eines Morgens ging der Rittmeister zu seinem Bruder. Er sah auf dem Hofe einige bepackte Wagen, und fand seine Schwägerin in Thränen, seinen Bruder mit gekreuzten Armen und dem finstersten Gesichte. „Was ist denn, lieben Kinder?" fragte er; und der Präsident antwortete: wir reisen ab. Seine Frau schluchzte, und behandelte den Rittmeister mit großer Kälte, ohne ihm auf seine Fragen nach der Ursache dieses Auftrittes Antwort zu geben. Endlich fuhr der Reisewagen vor. Der Präsident umarmte seinen Bruder, und sagte: Gott segne dich! Du bist unschuldig. Aber die Tante, das glaube

mir, ist ein höllischer Teufel! — Aerger als ein Teufel! sagte die Präsidentin mit der größten Erbitterung. Beide stiegen in den Wagen, und der Rittmeister sah ihnen mit Erstaunen nach, ohne erfahren zu haben, warum sie die Tante für einen höllischen Teufel erklärten. So oft er seinen Bruder nachher sah (was freilich nur selten der Fall war), bat er ihn um Auflösung des Räthsels. Der Präsident schüttelte nur den Kopf, und immer mit allen Zeichen des stärksten Unwillens. Die Präsidentin war seit jenem Tage wie gänzlich verwandelt. Anstatt ihrer sonst immer gleichen, sanften Stimmung hatte sie jetzt eine seltsame Unruhe. Sie liebte ihren Mann noch, so wie er sie; doch ihre Ehe war nicht glücklich. Oft hatte sie ganze Monate hindurch nicht Einen heitern Tag; sie litt durch eine immer stärker zunehmende Schwermuth, fiel ab, kränkelte, und erlag endlich ihrem langen Leiden. Der Präsident war außer sich vor Schmerz. Er führte den Rittmeister an den Sarg seiner Frau, und sagte ihm, wieder mit Erbitterung:

sieh

sieh her, Ludwig! das ist das Werk unsrer Tante!

Der Rittmeister fragte, wie ein Verbrecher zitternd: doch mehr war aus dem Präsidenten nicht zu bringen; ja, er mußte diesem versprechen, daß er nie einem Menschen etwas von den Aeußerungen seines Schmerzes sagen wollte. Es währte lange, ehe der Präsident sich wieder erholte und etwas ruhiger wurde. Er blieb unverheirathet, nicht aus derselben Ursache, wie der Rittmeister, der nur Einmal in seinem Leben lieben konnte, sondern aus irgend einem andern Grunde, den Niemand zu errathen wußte. Wirklich riß er sich mit der größten Gewalt von zwei Frauenzimmern nach einander los, die er leidenschaftlich liebte, und deren Hand man ihm gewiß nicht versagt hätte. Er wendete nun seine ganze Liebe auf seinen Sohn, und gab ihm die sorgfältigste, dabei aber auch eine sehr glänzende Erziehung. Sein Haß gegen die Tante blieb immer unvermindert, und er sah sie nie anders, als wenn er nach Grundleben kam. Der Rittmeister konnte,

wenn er das alles überdachte, die Tante zuweilen nicht ohne einen geheimen Schauder ansehen; doch — wie hatte sie den Tod seiner Schwägerin verursachen können? Er schüttelte ungläubig den Kopf; und in der That gerieth er in nicht geringen Unwillen gegen seinen Bruder, als einmal ein alter treuer Bedienter desselben, mit dem er über den Tod seiner Schwägerin redete, die bedenklichen Worte sagte: mein guter Herr hatte einmal eine schwache Stunde, und die gnädige Frau war eifersüchtig. So etwas kann viel Glück zerstören, Herr Rittmeister.

„Was Teufel! was Teufel!" sagte der Rittmeister, fast außer sich; „eine schwache Stunde? Behüte Gott! Die Jesabell? Das wäre ja allzu toll! Darum mußte er fort?"

Ach! sagte der Bediente betrübt; wer könnte mit dem Fräulein Isabelle eine schwache Stunde haben! Pfui!

„Nun so hol's der Henker! Die Tante soll auch an allem Schuld seyn, was der und der selbst verschuldet hat" —

Tante Isabelle füllte die Lücke, welche

die Abreise des Präsidenten in ihrer Thätigkeit verursachte, sogleich durch den Umgang mit dem Gerichtshalter Hammer, der schon oft, doch immer vergebens, Versuche gemacht hatte, sich in das Vertrauen des Rittmeisters zu drängen. Durch gänzliche Unterwürfigkeit unter den Hochmuth und die Launen der Tante, erwarb er sich ihre Gunst, und durch ein zutrauliches Wesen, so wie durch Versicherungen seiner Redlichkeit, das Vertrauen des arglosen Rittmeisters. Hammer hatte viele gesellschaftliche Tugenden: er war immer heiter, machte, wenn der Rittmeister nicht wollte, den Wirth für die Gäste, und besorgte die Geschäfte des Gutes pünktlich, und ohne alle Partheilichkeit. „Hm!" sagte der Rittmeister; „da lerne ich wieder einen ehrlichen Menschen kennen, der unverdient durch den Argwohn meines Bruders leiden mußte." Alle seine Geschäfte, alle seine Wohlthaten ließ er nun durch Hammers Hände gehen; denn daß jetzt nur Unwürdige seiner Wohlthätigkeit empfohlen wurden, merkte er nicht. Wendete sich ein Unglücklicher an ihn selbst,

so stellte sich Hammer sehr geschäftig, dem Armen zu helfen; mit dem allen geschah aber nichts, oder doch nicht viel. Durch seine Heuchelei gelang es ihm übrigens in Kurzem, auf den Gütern allmächtig zu werden, wie die Tante es im Hause war.

Der Präsident trauete dem Gerichtshalter nicht, so sehr dieser sich auch das Ansehen eines ehrlichen Mannes zu geben suchte. Nun wurde bei dem Rittmeister nach und nach der Verdacht erregt, daß der Präsident seinen Hofmeister machen wollte. So war der gute Rittmeister bei seiner schwachen Seite gefaßt, und der Präsident gab Veranlassungen genug, ihn in seinem Verdachte zu bestärken. Auf diese Art gelang es Hammern, dem Präsidenten die klare Uebersicht der Geschäfte zu entziehen, und nun wurden unter dem Ansehen des Rittmeisters schreiende Ungerechtigkeiten begangen.

Endlich kaufte Sonnenstein von dem Präsidenten das Gut, auf welchem auch die Gerichtsbarkeit lag. Soit! sagte die Tante; aber er soll tanzen, wie wir pfeifen. Hammer

schüttelte den Kopf, und seufzte: wenn nur erst zwei Jahre vorüber wären!

Sonnenstein besuchte den Rittmeister, der ihn noch nicht kannte, und dem er außerordentlich gefiel. Die Tante war nicht mit ihm zufrieden; denn er hatte sie mit unverkennbarer Verachtung behandelt. Hammer schürte das glimmende Feuer bei ihr fleißig an, weil er gleich bei der ersten Unterredung mit Sonnenstein gesehen hatte, daß dieser nicht der Mann dazu war, sich mißleiten zu lassen. Man suchte den Rittmeister gegen ihn einzunehmen, und dichtete ihm an, er und der Präsident hätten es gemeinschaftlich darauf angelegt, den Rittmeister zu unterjochen. Jede von Sonnensteins Handlungen wurde in ein falsches Licht gestellt. Da haben wir's! sagten die Tante und der Gerichtshalter bei jeder Gelegenheit. Gleich die ersten festen Schritte, die Sonnenstein that, um die Ordnung auf seinen Gütern und in seinen Dörfern wieder herzustellen, und die auch manche Veranstaltungen des Rittmeisters betrafen, wurden Herrschsucht, Hoch-

muth, Neid gegen den Geburtsadel des Rittmeisters genannt; und Sonnensteins Aeußerungen über den Werth des Adels, welche nur die Tante treffen sollten, klangen fast so, als ob seine beiden Feinde Recht hätten.

Sonnenstein fand den Rittmeister ganz anders, als der Präsident ihn beschrieben hatte; denn der Rittmeister erregte ihm auch bei den nothwendigsten Veränderungen Hindernisse. Jener war so wenig wie dieser an Umwege gewöhnt, und ging immer den geraden Weg, doch schweigend, ruhig, kalt. Der Rittmeister hielt das für Verachtung; und nun wollte Sonnenstein sogar den ehrlichen Hammer, den Freund des Rittmeisters, stürzen!

„Tralala!" sang der Rittmeister, als er von Sonnenstein nach Hause kam. „Hammer ist ein ehrlicher Kerl, und ich setze mein ganzes Vermögen daran, daß er hier bleiben soll."

Schäme dich nicht, hob die Tante an, deinen Freund zu schützen, und meide ihn nicht, sagt Jesus Sirach.

„Mir hat er das nicht gesagt, Tante, und keinem ehrlichen Manne. Denn wer seinen Freund im Unglück nur verlassen könnte, wäre ein ausgemachter Schurke.“

Aber — seyd klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben! — Mon neveu, das will mit feinen Fingern angegriffen werden.

„Das will es nicht! So mögen Sie Ihre Sachen angreifen! Ich reite zu meinem Oheim, dem Regierungs-Präsidenten; der wird wohl Rath wissen.“ —

Ist denn Ihr Hammer auch gewiß ein ehrlicher Mann? fragte der Oheim, ein wenig bedenklich.

„Ich kann für meine eigne Ehrlichkeit nicht mehr stehen, als für die seinige.“

Nun, so seyn Sie ohne Sorgen, lieber Neffe, und lassen Sie Sonnenstein oder jeden Andern nur kommen Was Ihr Gerichtshalter in der bloßen Form gefehlt hat, soll ihm nicht schaden.

Der Rittmeister kehrte triumphirend zurück, und hielt vor Hammers Fenster an.

„Dieses Mal, läßt Ihnen der Präsident sagen, soll Ihnen das Umgehen der Form nicht schaden. Seyn Sie ohne Sorgen! Mein Onkel hat mich lieb, und er weiß, daß Sie mein Freund sind."

Nach vier Wochen wurde Hammer aufgefodert, die Akten einzuschicken und sich zu verantworten. „Ohne Sorgen!" sagte der Rittmeister zu dem bestürzten Hammer; „ganz ohne Sorgen! Ich weiß ja, was ich weiß, zum Element! Oder halten Sie den Präsidenten für einen Schurken?"

Es fehlt an aller Form, Herr Rittmeister! sagte Hammer sehr ängstlich.

„Was Form! wenn nur die Materie echt ist."

Auch in der Materie, lieber Herr Rittmeister, kann wohl hin und wieder gefehlt seyn.

„Wie! was! in der Materie? das heißt?" — Er sah den Gerichtshalter mit gespannten Blicken an; und dieser seufzte.

Das heißt, sagte die Tante: Engelmann und Schober hatten so ganz Unrecht nicht,

und der Förster dazu. Aber es sind unruhige Köpfe, schlechte Menschen, die man fortjagen muß.

„Was? sie hatten nicht ganz Unrecht? Ich habe ja mit meinen eignen Augen die Akten gelesen, und die Protokolle, die von Beiden unterschrieben sind."

Mon neveu, das haben Sie. Auch war die Sache in so fern ganz richtig. Aber da eben hat der gute Hammer die Form umgangen. Die beiden Kerle hätten freilich gestehen sollen: denn es waren Zeugen da; aber sie wollten nun einmal nicht gestehen.

Das Zeugenverhör war angestellt, gnädiger Herr. Es fehlte nur noch an dem Geständniß der Schurken. Die Sache hätte sich Jahre lang hingezogen, und Sie selbst hatten mir wohl tausendmal befohlen, ich sollte die . . .

„Was, zum Teufel! falsche Protokolle zu schmieden? das hätte ich befohlen? ich? Hole mich der . . ., wenn ich je wieder ein Wort sage, und dauerte auch ein Prozeß

um zwei Groschen, so lange die Welt steht! Untergeschobene Akten! Ihnen muß, bei meiner Seele! die Geschwindigkeit mehr am Herzen gelegen haben, als mir! . . . Uebrigens ist doch aber mit der Sache alles richtig? Antwort, Hammer!"

Richtig, so klar wie der Tag, gnädiger Herr Rittmeister.

„So muß ich denn noch einmal zu dem Präsidenten." Er drohete Hammern mit dem Finger. „Wenn Sonnenstein das alles weiß, so könnte er wahrhaftig eben so zu mir sagen, wie mein Bruder: was verstehst denn du von Justiz! Und was sollte ich antworten! . . . Akten unterschieben oder unterschlagen! zum Teufel!" Er befahl zu satteln, steckte den Pallasch an, und nahm den Hut. Auf einmal blieb er stehen, runzelte die Stirn, und ging endlich unentschlossen. Auf dem Saale sagte ein alter treuer Bedienter, der bei der Unterredung zugegen gewesen war: wenn ich wie Sie wäre, Herr Rittmeister, ich spräche erst die Zeugen. Damals wurde im Dorfe viel darüber geredet.

Der Rittmeister stutzte. „Geredet? was denn? Der Hammer hat einen tüchtigen Aus- putzer verdient, seh' ich wohl; aber ehrlich ist er. Doch hole die Zeugen, und bringe sie auf mein Zimmer." —

Er vernahm die Leute. Sie waren verle- gen, und wußten nicht, was sie sagen soll- ten. Nun, hob endlich der dreisteste von ihnen an; wir sind ja hier allein. Was sollen wir denn antworten, Ihr Gnaden?

„Was Ihr antworten sollt? Ihr dum- men Teufel, die Wahrheit. Versteht Ihr denn kein Deutsch?"

Die Wahrheit? erwiederte jener lächelnd. Es hat ja dem Herrn Gerichtshalter Mühe genug gekostet, die Sache so zu drehen und zu wenden, wie sie jetzt steht.

„Zieh ich erst den Säbel," rief der Ritt- meister ungeduldig," so fuchtle ich euch, daß Ihr Ach und Weh schreien sollt! Die Wahr- heit will ich wissen, die reine klare Wahr- heit!"

Die haben wir ja dem Herrn Gerichts- halter genug gesagt. Aber da sollten wir

mit Gewalt immer etwas anderes gesagt haben; da drohete er uns mit des Herrn Rittmeisters Ungnade; da sollten wir die Hofdienste, die Sie uns erlassen hatten, nachthun; da rührte er ganz alte Sachen gegen uns auf, und drohete und versprach so lange, bis einer von uns sein Geschreibsel unterschrieb.

Der Rittmeister stand da, wie eine Bildsäule, und hob dann die beiden Hände gen Himmel. „Wie! ist das möglich! Er drohete, er versprach euch, und brauchte den Nahmen Bärburg zu einem Schurkenstreiche? Himmel und Hölle! meinen Nahmen? Nein, es ist nicht möglich! Redet! und wenn Ihr nur einen Zollbreit von der Wahrheit abweicht, so — . . .“ Er zog den Säbel, und seine Augen funkelten. „Wie ist es mit Engelmann?“

Der war unschuldig, wie ein neugebornes Kind, Ihr Gnaden; aber sein Hof stand dem Schulzen an, und des Schulzen Wiese dem Herrn Gerichtshalter. Da wurde ihm der Hof, der dreimal mehr werth ist, als

der Schulze dafür gegeben hat, über dem Kopfe angeschlagen; und bei der Auction fiel er dem Schulzen zu, weil sie so heimlich gehalten wurde, daß nur zehn Bauern da waren, von denen keiner mehr bot, weil sie Geld bekommen hatten. Engelmann durfte nicht mucksen; denn sein Sohn mißt zehn Zoll, und sein Schwiegersohn hatte auch noch eine Sache, die sogleich zur Untersuchung gekommen wäre, wenn der Alte nur ein Wort gesagt hätte.

Der Rittmeister ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Und Schober?" fragte er dann.

Ei nun, die halbe Remission wegen des Hagelschlags, und die Hälfte aus der Feuerkasse zog der Gerichtshalter; die andre Hälfte mußte Schober als eine Gnade annehmen. Aber wer darf davon sprechen, Ihr Gnaden! Haben Sie nicht den alten Müller, der sich den Mund damit verbrannte, einstecken lassen?

„Ich?" rief der Rittmeister, und hob den Säbel.

Wurde uns denn nicht auf der Gerichtsstube ein Brief vorgelesen — wir merkten wohl, daß er von dem Herrn Regierungs-Präsidenten war —, der alles gut hieß? Es ist Ihr naher Blutsfreund; und wir wissen wohl, das fällt einander nicht ab.

„Gerechter Gott! ich!" rief der Rittmeister; „ich also war der Tyrann dieser armen Leute!"

Was Tyrann, Ihr Gnaden! Sie haben uns so viel Gutes gethan, daß wir gern ein Auge zudrückten, wenn Hammer sagte: das will der gnädige Herr nun einmal.

So eben traten Hammer und die Tante Isabelle in das Zimmer, weil sie dem Rittmeister noch einige Lehren mit auf den Weg geben wollten. Hammer erschrak, als er die Zeugen und den bloßen Säbel in des Rittmeisters Hand sah. „Schurke, höllischer Schurke!" rief dieser mit Heftigkeit; „näher!"

Pfui, mon neveu! in Gegenwart der Unterthanen!

„In Gegenwart der ganzen Welt! in

Gegenwart des allwissenden Gottes, den dieser Schurke nicht kennt! Antworte! war Engelmann unschuldig?" Hammer rang die Hände. „Antworte!" rief der Rittmeister, und hob den fürchterlichen Säbel. Hammer brachte ein unverständliches Gewäsch hervor, das seine Unschuld beweisen sollte. „Holt den Schulzen, dem er Engelmanns Hof zugespielt hat!" rief der Rittmeister einem Bauern zu. „Bringt auch den Gerichtsfrohn mit, und Ketten! Nun will ich einmal kurze Justiz üben. Ich lasse dich geschlossen vor die Regierung bringen, du Bösewicht, wenn du nicht gestehst!"

Die Tante hob mit heuchelnder Stimme an: der Gerechte fühlt Mitleiden; aber der Gottlose achtet keine Vernunft. Weise Leute stillen den Zorn! Sprichwör . . . —

Der Rittmeister, der Stellen aus der Bibel, selbst wenn die Tante sie anführte, sonst immer mit Ehrfurcht hörte, wendete sich jetzt mit einer so heftigen Bewegung zu ihr hin, daß ihr das Wort auf den Lippen blieb. „Und riefe das hier eine Stimme

vom Himmel, so würde ich sagen: es ist des Teufels Stimme! . . . Holt den Schulzen und den Gerichtsdiener." Nun fiel der Gerichtshalter auf die Kniee, und rief: ich will gestehen! Engelmann war unschuldig.

Kaum hatte er diese Worte gesagt, so schlug der Rittmeister mit dem flachen Säbel auf ihn los. Er sprang auf; der Rittmeister verfolgte ihn aber mit Fuchteln durch den Saal, die Treppe hinunter, über den Hof, so daß Hammer, wie vernichtet, nach seiner Wohnung kam.

Der Rittmeister setzte sich ermattet und athemlos auf eine Bank vor dem Hause. Die Tante ließ ihn erst austoben; dann ging sie zu ihm. O, der abscheuliche Mensch! — „Der Teufel!" fiel er ein. „Ich komme nicht wieder zu mir. In meinem Nahmen einen Hausvater mit Weib und Kind zu einem Bettler zu machen! Ruft mir Engelmannen, Schobern und den Förster! O Gott! da steh' ich nun vor meinen eigenen Unterthanen, wie ein gesottener Krebs. Und wie vor meinem Gewissen! und wie vor Gott,

dem

dem strengen Richter des ungerechten Herrn? Die giftigsten Drachen reichen ihren Jungen die Brüste, und säugen sie; ich aber, ich bin unbarmherzig gewesen gegen meine Kinder! Denn sind sie nicht meine Kinder, alle meine Unterthanen?"

Die Tante erschrak, weil sie wußte, wie groß sein Ernst war, wenn er einmal eine Stelle aus der Bibel anführte. Sie hatte nicht den Muth, nur das Mindeste für Hammern zu sagen, und zitterte vor der Entdekkung, daß sie selbst um alles gewußt hatte.

Engelmann kam. Der Rittmeister wurde bei dem Anblick des unschuldig Gedrückten weich, gab ihm die Hand, bat ihn um Vergebung, und versprach ihm vollen Ersatz für seinen Schaden. Die Tante drehete den Kopf hin und her, wie zwei Winde eine Wetterfahne. Voilà de mon imbecille! sagte sie halb laut. Was ist wohl niedriger! Guter Gott! Horrible! — Aber mit allen ihren Bewegungen brachte sie den Rittmeister nicht aus dem Gefühle seiner tiefen Beschämung.

Als der Mann wieder weggegangen war, sagte der Rittmeister traurig zu der Tante: „so gedemüthigt habe ich noch nie vor einem Menschen gestanden!"

Das habe ich, leider, gesehen! antwortete sie mit gerümpfter Nase. Sie ließ sich näher auf diesen Punkt ein; und da der Rittmeister jetzt erweicht war, so mußte es ihr gelingen, Hammern zu nützen. Mich jammern nur Hammers Frau und die armen drei Kinder! Ihr Glück ist auf immer dahin!

Der Rittmeister schwieg; diese Idee hatte sein Herz getroffen: er sah die Kinder flehend vor sich, und hörte das Jammergeschrei der Mutter.

Denn, fuhr die Tante fort, nun hat ja Sonnenstein gewonnen! Hammer wird abgesetzt, und muß, wie ein Bettler und mit Schimpf und Schande beladen, im Lande umher irren.

„Die Frau ist nicht arm," sagte der Rittmeister beruhigend, nur, um sich selbst zu beruhigen; denn daß die Tante nicht unruhig war, wußte er.

Was hilft das Vermögen gegen die Schande, mon neveu! Die Schande, wenn der Vater vom Dienste gejagt wird, muß wie ein Gift an dem Herzen der Frau und der Kinder nagen, und sie zu allem möglichen Bösen leiten: denn, was für Ehre haben sie noch zu verlieren!

Sie wollte ihn mit Hammern versöhnen, und hätte beinahe das Gegentheil bewirkt. „Ja, ja, der Unmensch! Sie haben Recht. Ihre Bemerkung ist wahr, und geht mir, wie ein Schwert, durch die Seele. O, gerechter Gott! jetzt erkenne ich die Wahrheit deines Ausspruches: bis in's dritte und vierte Glied! Verhüte nur, daß dieser Gedanke nicht auf die Seele des Bösewichts falle! Die Schande wird wie ein ewiges Brandmahl, wie das Zeichen Kains, an der Stirne der Kinder stehen. Guter Gott! sie wären verloren, wenn du nicht barmherziger wärest, als wir wissen und glauben."

Das eben ist es, mon neveu. Er ist gestraft, hart gestraft. Ich stehe Ihnen dafür, er wird nie wieder ein falsches Proto-

soll schmieden. Nun müßte man ihm aber, um der Kinder willen, die Schande der Absetzung ersparen.

„Zu spät! Wer nimmt die Schande von ihm, die meine Hitze . . .? Aber wie konnte ich auch kalt bleiben! Er hat Prügel bekommen."

Von einem alten Edelmanne! das beschimpft nicht, mon neveu. Er ist ja nur ein roturier.

„Beschimpft ihn auf ewig; denn er ist ein Mensch. Hunde prügelt man! . . . Er ist der erste, den ich aus Verachtung geschlagen habe."

Die Tante lächelte. Das vergißt sich, mon neveu. Bedenken Sie seine Kinder! Ihre Pathe, die kleine Ludowike —

„Was soll ich? was kann ich? Kann ich die Schande von seinem Gewissen nehmen? Die Kinder sind verloren durch die Schande ihres Vaters."

Ich weiß nicht, wie seltsam Sie die Welt ansehen! Nur eine öffentliche Strafe ist Schande, die Schande, von der ich rede.

„Nein! das ist die Buße; die Schande liegt in der That.“ Er sah die Tante lächeln, und wollte schon auffahren; doch er drückte die Hand fest auf sein Herz, und sagte: „ich mag die Rührung meines Herzens über meine Hitze, über das Schicksal dieses Bösewichts, und über das Unglück seiner Familie nicht entweihen. Glauben Sie, was Sie wollen!“

Sie können das Schicksal der Kinder erleichtern. Da Sie nun doch einmal entschlossen sind, Engelmannen und den Andern den erlittenen Schaden zu ersetzen, so dürfen Sie ihnen ja nur zur Bedingung machen, daß sie ihre Klage zurücknehmen.

„Bedingungen machen für das, was ich schuldig bin? Tante, fühlen Sie denn gar nicht, was ein Mensch thun muß, der an Gott und ein künftiges Leben glaubt?“

Die Tante hörte nicht auf, ihm den Jammer der unglücklichen Familie zu schildern; und am Abend kam, auf ein Billet, das sie an Hammern geschrieben hatte, die Mutter selbst mit ihren drei Kindern.

Der Rittmeister ging der Frau entgegen, und hielt sie, als sie ihm zu Füßen fallen wollte. „O still, still!" sagte er, als sie von ihres Mannes Verbrechen anfing, und zeigte auf die Kinder. „Lassen Sie die Kinder nicht wissen die Schuld ihres Vaters!" Er nahm die Kinder eins nach dem andern auf seine Arme, an seine Brust; und von Secunde zu Secunde wurde sein Herz erweichter, sein Mitleiden mit dem Vater der Kinder größer. Auf einmal wendete er sich zu der Mutter: „sagen Sie ihrem Manne, ich will alles thun, was ich kann, sein Schicksal gelinder zu machen." Mit diesen Worten rettete er sich vor der allzugroßen Erweichung seines Herzens in ein andres Zimmer.

Die Tante folgte ihm bald dahin nach, und ließ ihm nicht eher Ruhe, als bis er endlich ihre Vorschläge, wie Hammer zu retten sey, anhörte. Er antwortete wenig; doch endlich versprach er, es so zu machen, wie sie es wünschte. „Ich weiß," sagte er, „es ist nicht recht, was ich thue. Aber Gott wird mir verzeihen. Eine Mutter und der

unglückliche Kinder! Das ist ein Anblick, der wohl den allgerechten Gott selbst zum Mitleiden bewegen könnte."

Er ging noch denselben Abend zu dem Herrn von Sonnenstein. Dieser war jetzt gar nicht in guter Laune, weil Engelmann ihm eine Stunde vorher erklärt hatte, daß er seine Klage gegen Hammern zurücknehme, da der Rittmeister sich erboten habe, ihm den erlittenen Schaden zu ersetzen. Er sah in dem Benehmen des Rittmeisters nichts als die Lust, einen Bösewicht dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, und schüttelte den Kopf über die Versicherung seines Schwagers, daß der Rittmeister zwar hitzig, aber dabei der edelste Mann auf Gottes Erde sey. Freilich konnte er im schlimmsten Falle, wenn Hammer blieb, wohl dessen Betriegereien verhindern, aber doch nicht die verborgenen Schliche, womit er die Prozeßsucht der Bauern beförderte, und eben so wenig die Unsittlichkeit, die nothwendig daraus erfolgen mußte, wenn die Bauern sahen, daß ein offenbar Betrieger unbestraft in seinem Amte blieb.

Der Rittmeister hatte unterweges überlegt, wie sehr Sonnenstein berechtigt gewesen war, ihm zu sagen: das habe er dem Gerichtshalter nicht befehlen können. Er sah jetzt Sonnensteinen in einem ganz andern Lichte, als sonst: denn was er Böses von ihm wußte, kam alles von Hammern und der Tante; und wie viel Glauben d i e verdienten, hatte er jetzt, leider! erfahren. So trat er denn sehr erweicht in das Zimmer, und war entschlossen, sich gänzlich mit dem von ihm verkannten Manne zu versöhnen. Er fing von d e m an, was ihm jetzt das Wichtigste war: von der Genugthuung, die er Sonnensteinen zu geben hatte. Mit der offensten Gutherzigkeit reichte er diesem die Hand. „Ich bin ein Mensch gewesen, lieber Schwager, kein schlechter, das weiß Gott, aber ein recht schwacher. Können Sie mir das vergeben, so schlagen Sie ein, und werden Sie mein Freund.“

Sonnenstein glaubte, in des Rittmeisters Gesichte voll freundlichen Zutrauens einen falschen Triumph zu sehen, und hielt dessen

Anerbieten für eine Maske. Kurz, sein Herz war jetzt durch Unmuth verschlossen, und er nahm die dargebotene Hand nicht an. Er verbeugte sich ganz kalt, und sagte dann, die Worte ordentlich abzählend: lassen Sie mich erst wissen, Herr Rittmeister, welchen Preis Sie auf meine Freundschaft setzen.

Auch das konnte den Rittmeister noch nicht wieder erkälten. „Welchen Preis? Den, welchen ein Ehrenmann auf die Freundschaft eines andren Ehrenmannes setzt. Sie ist Gottes heiligste und schönste Gabe, nächst der Liebe zu Weib und Kind."

Führte Sie dieser Wunsch allein zu mir, Herr Rittmeister? fragte Sonnenstein, etwas weniger kalt.

„Nein; ich habe noch etwas Andres von Ihnen zu bitten. Indeß dachte ich bis jetzt an sonst nichts, als daß ich Sie beleidigt habe, wie mir das, leider! oft so geht."

Und das Andre? das Andre?

„Betrifft den Gerichtshalter. Meine alte Bitte." Sein Ton war durch Sonnensteins Betragen doch ein wenig kälter geworden.

Den Gerichtshalter also! erwiederte Sonnenstein, ein wenig empfindlich, weil er nun den Eingang des Rittmeisters für Falschheit hielt. Offenheit denn gegen Offenheit! Ich nehme unwiderruflich wider Hammern Parthei. Er ist ein Schurke, und ich begreife nicht, wie Sie . . .

„Wie ich für einen Schurken reden kann? Nicht für ihn; wohl aber für seine arme Frau, für seine drei unglücklichen Kinder."

Ich denke, die Rede ist nur von dem Vater! sagte Sonnenstein sehr frostig.

Der Rittmeister runzelte die Stirn ein wenig. „Wenn man von einem Vater spricht, so ist allemal auch von der Frau und den Kindern die Rede."

Die Gerechtigkeit kennt nur den Verbrecher.

„Sind Sie denn die Gerechtigkeit, Herr?" fragte der Rittmeister stolz. „Ich habe in einem Kriegsrechte das Todesurtheil über einen Menschen ausgesprochen, der sich in der Hitze gegen seinen Obern vergangen hatte; in der Hitze, Herr! Und ich hatte eben

den Fehler, und vielleicht stärker, als er! Ich sprach es, weil ich mußte; aber ich ging nach Hause, und zerfloß in Schmerz und Angst, rechtete mit den Menschen, wohl auch mit Gott, Herr, und theilte — ich war noch ein armer Teufel — theilte meine Gage mit des Mannes Weibe, bis ihr Sohn herangewachsen war. Kalt mag die Gerechtigkeit bleiben, wie das Reglement, und nicht wissen, daß ein Mensch auch Vater, auch Gatte ist; wir aber sollten zittern, weil auch wir Gatten, Väter, Menschen sind."

Der Ton, womit der Rittmeister redete, war erhaben: er drang in Sonnensteins Seele, und brachte sie in Bewegung; doch eben diese Bewegung schärfte seine Empfindlichkeit. Was soll ich denn? was kann ich? Sie sprachen ein Todesurtheil; ich thue gar nichts, sondern überlasse alles den Gesetzen. Frau und Kinder werden Gegenstände meines Mitleidens seyn, wie des Ihrigen. Oder soll etwa der Verbrecher unbestraft bleiben, weil er Frau und Kinder hat?

Der Rittmeister sah ihn verwundert an;

denn er begriff nicht, wie das Gespräch die Wendung genommen hatte, daß Sonnenstein ihm eine solche Frage thun konnte. „Der Verbrecher ist bestraft," antwortete er, wieder mit einiger Wärme. „Ich entdeckte heute seine Betriegereien, und habe ihn so gefuchtelt, von meinem Zimmer an bis über den Hof, daß er an mich denken soll! Er wird nicht leicht wieder eine Betriegerei begehen."

Waren Sie sein Richter? fragte Sonnenstein, der in diesem Fuchteln nichts als den gesetzlosen Uebermuth eines Soldaten sah. Aber — setzte er hinzu – das haben Sie bei sich und bei ihm zu verantworten. Das ist keine Strafe, das ist eine Beleidigung, für die das Gesetz Sie in Anspruch nimmt, sobald Hammer klagt.

Das war richtig; das hatte der Rittmeister schon sich selber vorgeworfen; doch der Ton, in welchem Sonnenstein sprach, verderbte alles. „Ich will meine Handlung nicht preisen, Herr von Sonnenstein, sondern nur sagen, daß er gestraft ist; und also . . ."

Wenn ich das auch zugeben wollte, Herr Rittmeister, so ist doch die öffentliche Gerechtigkeit nicht befriedigt, so ist doch die Achtung für die Gesetze nicht wieder hergestellt. Noch immer ist ein Betrieger Vorsteher der Gerechtigkeit, ein Dieb Richter der Diebe, ein Mensch, der die Gesetze übertreten hat, ein Diener der Gesetze. Scheint Ihnen das so gleichgültig, Herr Rittmeister? Oder macht Hammer eine Ausnahme, weil Sie mit ihm umgegangen sind?

Der Rittmeister verstummte. Das alles war so richtig, daß er nicht ein Wort dagegen einwenden konnte. Nach einer langen Pause hob er an: „wenn nun aber die Bauern ihre Klagen zurücknähmen, und Hammer sich in der Stille von hier weg machte?"

Es bliebe immer ein gefährliches Beispiel. Doch, Herr Rittmeister, ich habe zu dem allen nichts zu sagen. Die Regierung hat die Akten gefodert, und — ich bin so gut Unterthan, wie Sie. Wir können fühlen, wünschen, hoffen; aber die Gerechtigkeit ist über uns Alle.

Der Rittmeister ging, und sang unterweges mehr als Einmal: tralala! Doch er konnte die Last, die ihn drückte, das Jammergeschrei der Kinder, und Sonnensteins Worte: „die öffentliche Gerechtigkeit ist noch nicht befriedigt,“ nicht wegsingen. „Da habe ich einen Schurken herum gefuchtelt, für nichts und wieder nichts; und wenn ich es recht bedenke — die Sache ist dadurch schlimmer gemacht, als sie war. Sonnenstein hat Recht. Doch, mag er sagen, was er will: sein Ton hat nicht Recht. Es war mir, als wenn mich im Winter eine stille Ostluft anwehet, die mir den Athem nimmt. Ja, wenn es in einem Buche stände, ich wollte es heute noch zehnmal lesen und mir einprägen; aber in eines Menschen Brust muß das nicht so kalt stehen! Ein Ach! gehört dazwischen; ein o weh! ein, daß Gott erbarme! „Nur von dem Vater ist die Rede!“ Als er das sagte, meiner höchsten Seele! ich hätte beinahe seinen Sohn beim Kopfe genommen, und ausgerufen: du armes, vaterloses Kind!“

Er ging vor Hammers Hause vorüber,

und stand an, ob er die Familie sehen, oder der Gerechtigkeit ihr Opfer bringen sollte. Da hörte er im Geiste wieder das Wimmern der Kinder, das Schluchzen der Mutter, und sah das öde Haus voll Jammers. Aber, — „die öffentliche Gerechtigkeit bliebe unbefriedigt!" Diese Worte hallten in seiner Seele wieder, und er ging mit zerrissenem Herzen vorbei.

Er fand Hammern und dessen ganze Familie bei seiner Tante. Es ärgerte ihn, daß ein Schurke so dreist seyn konnte; und doch fühlte er von jetzt an nur Mitleiden mit dem Unglücklichen, so oft er ihn anblickte. Er trat an ein Fenster, und sagte vor sich: „es ist, als wäre es nicht möglich!"

Nun? fragte die Tante; was sagte denn der weise, edle Herr, der immer wie ein Buch spricht?

Der Rittmeister antwortete dieses Mal nicht; denn, so wie er jetzt fühlte, hatte die Tante den Herrn von Sonnenstein ganz richtig bezeichnet. „Der Prozeß geht fort," sagte er nach einigen Minuten ruhig.

Nein, mon neveu. Seyn Sie außer Sorgen. Es ärgert mich nur, daß Sie sich vergebens an den herrschsüchtigen Mann gewendet haben. Alles ist zwischen Hammern und dem Förster, Engelmann, Schobern, und den Uebrigen schon abgemacht. Engelmann hat diesen Nachmittag dem Herrn von Sonnenstein erklärt, daß Alle ihre Klagen zurücknehmen.

Der Rittmeister schüttelte schweigend den Kopf, und schüttelte ihn noch unwilliger, als er die Freude in Hammers Gesichte sah. So sehr ihm auch die Worte der Tante: und die Uebrigen, aufgefallen waren, so mochte er doch nicht fragen. Wie könnte ich hier bleiben! dachte er unaufhörlich; und mit jedem Augenblicke vergrößerte sich seine Verachtung gegen Hammern.

Endlich wagte es dieser, ihn förmlich um seine Fürsprache bei dem Präsidenten zu bitten. Der Rittmeister machte ein Gesicht, wie ein Kind, das etwas Bittres verschluckt. „Aber, Hammer, wie können Sie nur den Wunsch haben, hier zu bleiben! Wie können

nen Sie einem Menschen noch in die Augen sehen! — Nein, Sie müssen weg von hier. Sie müssen, Hammer! Ueberlegen Sie doch nur selbst!"

Er muß hier bleiben, dem Sonnenstein zum Trotz! Er soll hier bleiben! rief die Tante.

„Hammer!" — Der Rittmeister zog ihn in einen Winkel. — „Wenn ich einen von meinen Bedienten geprügelt habe, so muß er fort, ohne Gnade. Entweder er hat die Prügel verdient: nun, dann versteht es sich von selbst, daß ich ihn nicht behalten kann; oder er ist ein Niederträchtiger, der sich prügeln läßt, ohne schuldig zu seyn. Auch einen solchen Menschen kann ich nicht um mich behalten. Ich habe in meinem Leben nur zwei Menschen geprügelt."

Sie sind zu streng, Herr Rittmeister, sagte Hammer lächelnd.

„Der eine," fuhr der Rittmeister verachtend fort, „war ein Dieb, der seinen Cameraden bestohlen hatte; der andre sind Sie! . . . Wenn Ihre Frau oder Ihre Kinder

einmal in Noth sind — sie können sich dreist an mich wenden; ich werde sie nicht verlassen." — Hammer verbeugte sich, und trat wieder zu der Tante.

„O, einem Niederträchtigen," sagte der Rittmeister, „ist doch schwer beizukommen. — Holla! setzt Licht auf den Vorsaal! Herr Hammer will nach Hause gehen." Das letzte rief er so laut, und so unwillig, daß Hammer nach Hut und Stocke griff. Seine Frau folgte ihm mit den Kindern, und hatte nicht den Muth, den Rittmeister anzureden. Dieser sah ihnen mitleidig nach, so sehr auch die Ruhe der Frau ihn gegen sie eingenommen hatte. Kaum waren sie fort, so murmelte er: „der Elende!"

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen! hob die Tante an, und reihete nun Eine Schriftstelle an die andre, um dem Rittmeister seine Hitze vorzuwerfen. Er schwieg; sein Herz war durch den Anblick eines so tief gesunkenen Menschen so weich geworden, daß er den Muth verlor, mit Stolz auf sich selbst zu

blicken, und daß er es nicht der Mühe werth hielt, der Tante ein Wort zu erwiedern. Es war nicht Liebe zu Hammern, was diese so thätig für ihn machte, sondern Haß gegen Sonnenstein, oder vielmehr nur der bos- hafte Kitzel, ihm einen Wunsch zu vereiteln. In vollem Aerger darüber, daß sie den Ritt- meister nicht zum Reden bringen konnte, erhob sie ihre gellende Stimme, und sang:

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht.

Diese Worte rührten den Rittmeister unaus- sprechlich. Er machte sogleich mit der gan- zen Welt Frieden, auch mit sich selbst; dann stand er langsam auf, küßte der singenden Tante recht ehrerbietig die Hand, und ging zu seiner Tochter, was er immer that, wenn er sich besser, weicher, sanfter als gewöhnlich fühlte.

Am folgenden Morgen ließ Hammer ihn um eine Stunde Gehör bitten. Er warf sich dem Rittmeister beinahe zu Füßen, und bat um dessen Verwendung bei dem Regie- rungspräsidenten, oder doch wenigstens um

Stillschweigen über das Geständniß der Zeugen.

Der Rittmeister hörte ihn ruhig aus; dann sagte er: „ich bin nicht Ihr Richter. Gestern habe ich Sie gemißhandelt; aber lassen Sie uns mit einander aufheben. Sie haben meinen Nahmen zu einer Betriegerei gemißbraucht. Fort müssen Sie. Wie kann ein Betrieger der Schutz der Betrogenen seyn! wie kann ein Betrogener Schutz bei Ihnen suchen! — Bei dem Versprechen wegen Ihrer Frau und Ihrer Kinder bleibt es; ich werde sie nie verlassen."

Mit Sonnenstein stand es ganz anders. Kaum war der Rittmeister von ihm weggegangen, so schlug ihm schon das Herz. Seine Gattin kam aus dem Nebenzimmer, wo sie Zeuge der Unterredung gewesen war, und fragte: „Wie geht es zu, mein Lieber, daß du den guten Rittmeister so kalt, ich möchte sagen so feindlich, aufgenommen hast?" (Das Herz schlug ihm noch stärker.) „Er sprach so warm, so voll Zutrauens, und du so kalt, so mißtrauisch, ja, beinahe spöttisch!"

That ich das wirklich, liebe Sophie? Das ist doch sonst meine Art nicht! — That ich es, so bin ich ein launiger Thor.

„Wirklich! Und was der Rittmeister sagte, von dem Vater, von Frau und Kindern, ging zu Herzen; denn es kam aus dem Herzen. Wäre ich eine Fremde, so hätte ich bei deiner Antwort glauben können, du müßtest ein Hagestolz seyn." (Er küßte seine Frau.) „Du hattest wohl Recht mit dem verächtlichen Menschen, dem Hammer; aber auch der Rittmeister hatte nicht Unrecht. Da du seine Betriegereien kennest, lieber Mann, so hättest du ja doch Mittel in den Händen, ihn unschädlich zu machen. Wo es auf das Glück einer Familie ankommt, da sollten wir immer recht sehr gewiß seyn, daß nichts anderes als die reinste Gerechtigkeitsliebe bei uns im Spiele sey. Ich weiß, du bist ein guter, ein edler Mann; aber — hast du gar keine Empfindlichkeit gegen Hammern?"

Sonnenstein legte die Hand auf die Brust, und sagte: gewiß nicht, liebe Sophie! Aber freilich hat mich die Tante — nicht empfind-

lich; nein, ich hasse sie unaussprechlich, diese Schlange, die meine Schwester langsam ermordete! — Doch heute kannst du wohl Recht haben. Der Rittmeister hatte mich wirklich empfindlich gemacht. Ich glaubte Anfangs, er käme bloß in der Absicht, für Hammern zu sprechen. —

Am folgenden Morgen war Sonnenstein heiterer; und nun fand er alles, was der Rittmeister ihm gesagt, so menschlich, so aufrichtig, daß er nicht begriff, wie es ihn gestern so kalt gelassen hatte. Nicht lange, so brachte Hammers Frau, in Begleitung ihrer Kinder, der Frau von Sonnenstein einen rührenden Brief, worin Hammer seinen Betriegereien wenigstens ein besseres Mäntelchen umhängte. Dies Mal war Sonnenstein im Nebenzimmer Zeuge der Unterredung, die ihn rührte, weil seine Frau es absichtlich darauf anlegte. Jetzt kam ihm Alles ganz anders vor. Schober, Engelmann und der Förster waren befriedigt, und er mußte sein kaltes Betragen gegen den Rittmeister wieder gut machen. Hammer war

überdies im ökonomischen Fache ein brauchbarer Mann, und sein Secretair, ein guter Jurist, konnte ja die Geschäfte des Justiz-Amtmanns versehen.

Er ließ Hammern vor sich kommen, schärfte ihm mit harter Hand das Gewissen, und bestimmte die nunmehrigen Grenzen seines Amtes. Hammer bewilligte alles; doch ihm lagen des Rittmeisters Worte: „Sie müssen fort, Sie sollen fort!" schwer auf dem Herzen. Er hätte dem Herrn von Sonnenstein diese bestimmte Erklärung geradezu sagen sollen; doch ein Schurke kann ja nicht aufrichtig seyn. — Aber, hob er mit einer scheinheiligen Miene an, wenn nur der Herr von Bärburg seine Einwilligung giebt!

„Dafür stehe ich Ihnen; denn gestern war er selbst . . ."

Ja, gestern wohl! Doch, wenn er heute erfährt, wie gütig Sie gegen mich sind, so fürchte ich . . .

Sonnenstein stutzte, und sann nach. „Sollte das möglich seyn? Nun," — setzte er lä-

chelnd hinzu — „das wird sich finden. Wir werden ja sehen."

Hammer ging. Sonnenstein lächelte; aber dennoch konnte er sich nicht von dem Gedanken losmachen, den Hammer in seine Seele geworfen hatte. —

Sobald die Tante von diesem erfuhr, daß Sonnenstein ihn in seinem Amte lassen wollte, ging sie anders zu Werke. Sie erzählte nun dem Rittmeister von Hammern so viele kleine Niederträchtigkeiten, Bedrükkungen und Betriegereien, daß er erstaunte, und endlich ausrief: „Gott Lob, daß er fort muß! Der abscheuliche Mensch!"

Ja, wenn er nur auch wirklich wegkommt! sagte die Tante listig; denn, wenn Sonnenstein erfährt, daß Sie auf seine Absetzung dringen, so behält er ihn gewiß.

„Sonnenstein, und immer Sonnenstein! Er mag seine Fehler haben; so kleinlich ist er aber nicht."

Sie werden sehen, wer die Menschen besser kennt, ich oder Sie! (Dabei lächelte sie grinsend.) Er weiß, daß Sie jetzt ent-

schlossen sind, den Betrieger weg zu schaffen. Was gilt die Wette, nun sattelt er um?

„Das thut er nicht!" — Fast in demselben Augenblick kam der Prediger, und erzählte, zu des Rittmeisters Erstaunen: Sonnenstein habe Hammern gesprochen, und dieser bleibe Gerichtshalter.

„Das bleibt er nicht!" sagte der Rittmeister erhitzt. Er schrieb an Sonnenstein: „Ich höre, daß Sie Willens sind, Hammern, dessen abscheuliche Verbrechen jedermann bekannt sind, hier zu lassen. Sie sind Gerichtsherr, und ich habe Ihnen nichts einzureden. Bestehen Sie aber auf Ihr Verlangen, so werde ich mich an die Regierung wenden, und eine Untersuchung fodern. Es sollte mir leid thun, wenn Hammer für die Unbeständigkeit Ihrer Grundsätze büßen müßte."

Sonnenstein gab seiner Frau lächelnd dieses Billet. Sie sagte mehr als Einmal: „Das ist freilich seltsam. So hätte ja Hammer doch wohl Recht!"

Das hätte er! erwiederte Sonnenstein unwillig. Er ließ Hammern rufen; und dieser entschloß sich, mit den Zähnen knirschend, zu weichen. Ich gehe, sagte er. Aber Herr von Sonnenstein, denken Sie an mich! Ich habe Sie vor dem Herrn Rittmeister gewarnt! er ist ein gefährlicher Mann! Wenn ich reden wollte . . .! Aber nein, ich schweige, weil ich nicht neues Unheil stiften mag. Genug, ich warne Sie.

„Vor der Tante?" fragte die Frau von Sonnenstein.

Nicht vor der, sondern vor dem Rittmeister. Den kennt Niemand, als ich und die Tante, die er erschrecklich haßt, die er aber nicht beleidigen darf, weil er sie fürchten muß. — Er ging triumphirend, als er dieses Gift in die noch neue Wunde gegossen hatte.

Was war das? fragte die Frau von Sonnenstein. Das klang ja recht sehr gefährlich. Glaubst du daran?

Nein; und doch sollte ich beinahe daran glauben. Der Umgang mit Hammern, seine

so enge Verbindung mit der Tante, sein Haß gegen mich, der doch jetzt offenbar am Tage liegt — in der That, liebe Sophie, ein Mann, der so edel, so treuherzig, so einfach scheint, wie der Rittmeister, und dann doch ganz anders ist: den muß man wohl als gefährlich fürchten! — Beide schwiegen traurig, und in ihrem Herzen wurzelte ein Argwohn ein, den keine frühere Ueberzeugung besiegen konnte.

Hammer machte noch einen Versuch auf den Rittmeister, fand ihn aber unbeweglich. „Sie müssen fort, Hammer! Bei dem gerechten Gott! Sie müssen! Das Herz blutet mir, wenn ich an Ihre Frau und Ihre Kinder denke. Aber Sie können hier nicht bleiben. Ich habe Ihnen ja meine Gründe gesagt."

Nun denn! Der Herr von Sonnenstein ist jetzt mein Beschützer; aber — aus alter Liebe zu Ihnen, Herr Rittmeister: trauen Sie ihm nicht! Mag er auch noch so freundlich gegen Sie seyn: er und Ihr Herr Bruder haben böse Dinge gegen Sie vor. Ich warne Sie, Herr Rittmeister.

„Unmensch!" sagte der Rittmeister, fast ohnmächtig. „Mein Bruder? O, du Bösewicht! für meine Güte willst du mich ermorden? Gesteh, Elender, daß du lügst!"

Ich habe Sie gewarnt, Herr Rittmeister! Sie wissen nur nicht, um welchen Preis ich dennoch hätte hier bleiben können. Ich wollte aber nicht. Ob Ihr Herr Bruder mit darunter steckt, kann ich nicht mit Gewißheit sagen; ich vermuthe es aber. Leben Sie wohl. —

Der Rittmeister saß beinahe wie leblos da. Die Tante kam lauernd herein, und sagte: Aber, mon neveu, was ist Ihnen denn? Sie sehen ja aus, wie eine Leiche.

„O, ich wollte, daß ich eine wäre! . . . Guter Gott, läge ich doch schon längst im Grabe!"

Die Tante forschte nach der Ursache seines Schmerzes; doch wie hätte er seine Empfindungen und seinen geliebten Bruder ihrem Gifte Preis geben können! Er antwortete ihr nicht; aber aus einzelnen Worten errieth sie dennoch, daß er einen quälenden

Verdacht gegen seinen Bruder und Sonnenstein hatte; und ihre Augen funkelten von boshafter Freude. Mit tiefer Arglist suchte sie nun den Bruch unheilbar zu machen, was ihr auch, zu ihrem großen Mißvergnügen, nur allzu sehr gelang. Zwar konnte sie Sonnensteins nicht leiden, weil der Mann reicher war, als der Rittmeister, weil die schöne, blühende Frau einen sehr kostbaren Schmuck hatte, und weil die Familie sogar von Ministern besucht wurde; aber doch wollte sie den Umgang nicht ganz aufgeben. Und nun brach der Rittmeister alle Verbindung mit dem Hause gänzlich ab! — Nach einigen Wochen fing sie an, ihm die fünfte Bitte im Vaterunser zu commentiren. Als er kalt und ruhig blieb, hielt sie ihm eine lange Rede über die Versöhnlichkeit, doch ohne das Mindeste dadurch zu bewirken.

Wie kann man so hart seyn! sagte sie endlich erbittert. Dies ist nur ein unvernünftiges Thier (sie zeigte auf ihren Hund); aber ich liebe es.

„Das Einzige, was Sie lieben!" ant-

wortete der Rittmeister, und ging hinaus.

Sie verlor die Geduld nicht, bis der Rittmeister es überdrüßig wurde, immer Nein zu sagen. Der Umgang wurde wieder eingeleitet; nun aber klatschte, verdrehete und hetzte sie wieder so lange, bis ein neuer Bruch die Familien trennte. Eines Tages, als sie das abermals gethan hatte, war die Rede von Hofdamen. Die Tante warf sich in die Brust, und sagte stolz: nur alten Adel duldet man an Höfen. Die Frau von Sonnenstein wurde endlich erbittert, und erwiederte: „wenn ich auch aus dem ältesten Hause in Deutschland wäre; dienen möchte ich nicht!"

Die Tante, welche sonst auf alles eine schneidende Antwort zu geben wußte, konnte in diesem Augenblick vor Schrecken keine finden; sie erblaßte, ihre Hände zitterten, ihre Lippen wurden blau, und ihre Finger zu starren Haken. Sie sann auf etwas recht Boshaftes; doch nichts schien ihr stark genug, und darüber ging der Augenblick ver-

loren. Die Frau von Sonnenstein sah schon mit Angst dem Gifte entgegen, welches die Tante auf sie verspritzen würde; doch der alte Prediger rettete sie. „Da haben Sie Recht, gnädige Frau," hob er in seinem kräftigen Basse an. „Freilich, freilich, alle diese Klassen von Dienenden müssen seyn, von der Hofdame an bis auf den Tagelöhner; das ist Gottes Ordnung. Wer aber nicht zu dienen braucht, kann Gott danken. Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein?"

Die Tante verlor die Besinnung, und wußte nicht, auf welcher Seite sie sich vertheidigen sollte. Ihnen, sagte sie endlich mit zitternder Stimme zu dem Prediger, kann ich die Impertinenz verzeihen; Sie wissen nicht, wie albern Sie reden.

Der Prediger gehörte zu denen Menschen, die man gar nicht angreifen darf. Er war ein frommer Mann, doch eben deshalb ohne alle Menschenfurcht; und er hätte der Kaiserin gerade eben so geantwortet, wie der Tante. „Impertinenz? Albern?" Er warf einen Blick auf die Tante, und er-

schrak. „Fräulein,“ fuhr er nun sanfter fort; „wenn ich nicht an Ihren blauen Lippen und an Ihren starren Augen sähe, daß Sie in Zorn sind — und ein Zorniger weiß ja nicht, was er sagt —: so würde ich Ihnen auf das albern dienen. Nun mag es hingehen. Indeß sollten Sie sich einmal im Spiegel betrachten, gnädiges Fräulein; dann würden Sie gewiß nicht wieder so zornig! Einem grauen Haupte steht sonst nichts an, als Sanftmuth. Selbst ein junges und so schönes Gesicht, wie die Frau von Sonnenstein hat, würde der Zorn entstellen: um wie viel mehr das Ihrige!“

Der alte Mann glaubte in der That nicht, daß die Tante wünschen könne, noch jung zu scheinen, und er sagte das so treuherzig, wie eine Schmeichelei. Die Frau von Sonnenstein konnte ein ganz kleines Lächeln nicht unterdrücken. Das Fräulein sprang, beinahe heulend, hinter dem Kaffeetische auf, schleuderte einen wüthenden Blick auf sie, und sagte: das hat man davon, wenn man

mit Pöbel umgeht, wenn man sich weg-
wirft!

Die Frau von Sonnenstein wurde nun auch zornig, und sagte: „o, möchten Sie doch recht oft fühlen, wie weggeworfen ...“ Sie sind, wollte sie sagen; doch sie brach ab, weil ihr Mann sie bedeutend anblickte, und griff nach ihrem Fächer.

Kaum waren die Gäste fort, so tobte die Tante im Hause umher, daß alle lebendige Wesen, nur ihr Hund nicht, zitterten.

„O Jesabell! Jesabell!“ rief der Rittmeister, und ging zu seiner Tochter, über deren sanfte, zärtliche Liebkosungen er die Tante und allen Verdruß vergaß. —

„Wir haben Sonnensteins nichts gethan,“ sagte er sehr ruhig, als die Tante Rache verlangte. „Und der Prediger? Element! Fräulein, wenn Sie es wagen, den frommen Mann zu beleidigen, so achte ich das Blut meiner Mutter nicht, das in Ihren Adern fließt!“ — Die Tante ließ jetzt weislich den Prediger aus dem Spiele; denn, nannte ihr Neffe sie einmal: Fräulein; so bedurfte

es nur noch eines Wortes, und sein Zorn brach in lichten Flammen aus. — „Sie ist mir eine Mutter gewesen," sagte er seufzend; „aber, guter Gott, am vierten Gebot verdien' ich den Himmel: denn ich habe die Hölle im Hause."

Der Rittmeister nahm sich zwar vor, der Tante zum Trotz den Umgang mit Sonnensteins fortzusetzen; doch es war unmöglich: sie intriguirte so lange, bis er oder Sonnensteins eine Unvorsichtigkeit begingen; und dann hatte sie gewonnen. Sie regte sogleich den alten Verdacht wieder auf, und beide Häuser, die zur Liebe für einander bestimmt waren, dienten auf diese Art zum Spiel eines arglistigen, boshaften Weibes. —

Je älter die kleine Philippine wurde, desto mehr lebte der Rittmeister bei ihr und der Predigerwitwe, die das ihr anvertrauete Kind mit der Sorgfalt und Zärtlichkeit einer guten Mutter erzog. Sah die Tante einmal Philippinen, so redete sie drei ganze Tage über die verkehrte Erziehung des Kindes. Welch ein Anzug! welch ein abscheu-

licher Anzug! Geht das Mädchen nicht vermummt, wie eine Fledermausmaske! Welch ein Anstand! welch ein Gang! Sehen Sie, mon neveu, ich bin gerade nicht mehr jung; aber sehen Sie, das ist ein Gang, das ist eine Stellung! Philippine wird ja die wahre Frau von Sonnenstein! Welch eine Sprache! ich bitte, hören Sie nur mich! Da ist kein Leben! Blöde wie ein albernes Bauermädchen! Sie wird roth, wenn man sie nur scharf ansieht!

„Wolle Gott, daß sie das nie verlerne! Die Schamröthe ist der Widerschein von der Heiligkeit des Herzens."

Kein Wort Französisch, kein Tanz, keine Musik! denn die geistlichen Lieder, die sie spielt und singt, sind gar nichts. Und der Unterricht des Pfaffen, . . .

„Des Pfaffen? Fräulein, zum Teufel! wollen Sie Respekt haben für einen würdigen Mann, der tausendmal mehr werth ist, als alle Hofdamen in der Welt?"

Ich rede aus Liebe zu Philippinen; denn sie ist die Enkelin meiner Schwester, die ich so zärtlich liebte.

„Die Sie so zärtlich liebten? die Sie im Elende umkommen ließen! Das muß ich doch endlich einmal sagen.“

Die Tante hob die Augen gen Himmel. O, du weißt, mein Gott, wie mein Herz litt, wie ich das Unglück meiner Schwester fühlte, mit welcher Freude ich mich ihrer Söhne annahm!

Dagegen konnte er nichts einwenden; und sogleich sagte er sanfter: „lassen Sie es gut seyn; Sie wissen ja, ich bin hitzig.“ Doch dabei hatte es sein Bewenden; mit Philippinens Erziehung ließ er es beim Alten, weil das Kind ihn und alle Menschen, die noch Sinn für reine Unschuld hatten, mit jedem Jahre mehr entzückte.

Philippinens Mutter war die Tochter eines Landedelmanns gewesen. Ihr Vater, ein guter Mensch, bekümmerte sich gar nicht um sie; und so hängte sie sich mit ihrem weichen, aber dennoch starken Herzen an die Tochter des Predigers im Dorfe, eben die Witwe, von welcher die kleine Philippine jetzt erzogen wurde. Beide Mädchen

hatten weiter gar keinen Umgang. Das Dorf, worin sie wohnten, lag mitten in einem dicken Walde, den tiefe Thäler und steile Berge umgaben. Diese stille, einsame Natur wirkte auf die Herzen der beiden Mädchen. Ihr Spaziergang war nicht eine lachende Wiese, nicht eine wallende Kornflur, sondern der dunkle Schatten eines Hochwaldes, worin man nur Schläge der Holzaxt, und das Klappern mehrerer Mühlen hörte. Sie saßen nicht an einem klaren, sanft fließenden Bache, sondern an einem wild dahin schießenden Bergwasser, das aus dem Gebirge hervorbrach, und in jedem Frühlinge, bei jedem Gewitter, wilde Zerstörung verursachte. Sie hatten eben so wenig Bücher, als Umgang, so daß nichts die Gefühle, welche die Natur nach und nach in ihrer Brust erweckte, falsch leitete, zerstörte, beschleunigte, oder verzögerte. Schauerliche Sagen von Ruinen, die in dem Walde lagen, und in denen noch der Geist eines treulosen Ritters umging, der seine Geliebte verlassen hatte; einige Ge-

schichten aus der Bibel: das war der ganze Stoff, den ihre Phantasie von außen erhielt, den aber ihr Herz in dem Laufe ihres Lebens tausendfach veränderte. Die beiden Kinder spielten zusammen, theilten mit einander, was sie hatten, pflückten Blumen, gingen an dem Gießbache hinab, so weit sie nur immer konnten, um zu sehen, wo er endlich bliebe, und setzten sich auf die Ruinen, ohne zu wissen, daß eben dies der Ort war, vor dem sie sich so sehr fürchteten; bis ein Kohlenbrenner es ihnen endlich sagte, und sie dadurch so erschreckte, daß er sie durch die Versicherung: „frommen Kindern thue der Geist nichts," wieder beruhigen mußte. Sie vermieden die Ruinen lange. Endlich sagte die eine: der Geist thut uns nichts, wenn wir fromm sind; und nun gingen sie, die kleinen Hände in einander gelegt, wieder bis an den Rand der Ruinen, und nach einigen Tagen wirklich hinein. Sie konnten das wagen; denn sie waren ja so fromm! Jetzt ließen sie sich die Geschichte des Ritters wieder erzählen. Muß er im-

mer, immer umgehen? fragte Philippine. (So hieß die nachmalige Gattin des Rittmeisters, eben so wie ihre Tochter.) „Bis er erlös't wird! erwiederte der Erzähler. Beide horchten noch gespannter. „Zwei Menschen," fuhr jener fort, „die in Noth und Tod zusammen aushalten, einander immer treu sind, immer lieben, können ihn erlösen; sonst niemand."

Philippine wendete die großen blauen Augen zärtlich zu ihrer Gespielin; und diese winkte ihr freudig mit den Augen. Beide lockten einander in die Einsamkeit. Philippine sagte, als sie allein waren: „nicht wahr? wir, wir, liebes Gustchen!" Diese drückte das Köpfchen schmeichelnd an Philippinens Brust, und sagte: „wir wollen ihn wohl erlösen! wenn er es nur erfährt!"

Sie gingen jetzt viel dreister in die Ruinen, und stritten sich um nichts in der Welt mehr; denn sie mußten ja einander immer und immer lieben, wenn der Geist erlös't werden sollte. So wuchsen die beiden Kinder heran, und sprachen von der Liebe,

von der Untreue des Ritters, ohne zu wissen, was Liebe ist, und ohne es wissen zu wollen, da die innige Freundschaft ihrer Herzen ihnen genügte. Ihr stetes Beisammenseyn machte die Eltern aufmerksam. Man erfüllte ihren einzigen Wunsch, sie gleich zu kleiden. Sie wurden dann auch zusammen confirmirt, und kurz, sie lebten nur Ein Leben.

So wurden sie sechzehn Jahre alt, und ahneten nicht, daß es außer ihrer Liebe noch eine andre geben könne. Endlich brach das süße Geheimniß der Natur in der ahnenden Seele hervor, wie eine Rose nach und nach aus ihrer Knospe; doch die Freundschaft heiligte diese neue Blüthe ihres Lebens. Sie schworen einander ewige Treue, ewige Liebe, eine höhere, treuere, als ein Jüngling ihnen geben könnte. Vor einer andern Liebe zitterten sie, da diese sie trennen konnte, trennen mußte. Sie versprachen sich in dem schönsten Augenblicke ihres Lebens: einander, auch wenn das Schicksal sie nicht beisammen ließe, jährlich zweimal auf einen Monat zu besuchen, und immer alles zu theilen, sogar,

wenn sie Mütter würden, ihre Kinder gemeinschaftlich zu erziehen, so daß sie bald bei Philippinen, bald bei Gustchen wären. Das Schicksal hatte seine Freude daran, den sanften Bach ihres Lebens ruhig fortrinnen zu lassen. Ein junger Prediger bewarb sich um Gustchen, und der Rittmeister Bärburg um Philippinen. Beide empfanden die höhern Entzückungen der Liebe; doch sie drückten die vollen glücklichen Herzen auf einander, und versicherten, ihre Freundschaft sey eben so heilig. Gustchens Vater legte in Einer Stunde die Hände beider Mädchen in die Hände glücklicher Männer.

Gustchens Ehemann wohnte nur eine Stunde weit von Grundleben; die beiden jungen Frauen sahen daher einander fast jeden Tag. Auf der Hälfte des Weges hatte der Rittmeister eine bedeckte Laube machen lassen; hier kamen Beide zusammen, und setzten ihr Schäferleben der Kindheit fort.

Gustchen wurde Witwe, und zog nach Grundleben zu ihrer Freundin. Nun waren Beide ganz vereinigt, und fest entschlossen,

immer mit einander zu leben. Da wurde Philippine geboren. Der Arzt kündigte der Mutter den nahen Tod an. Sie überreichte ihrer Freundin in Gegenwart des Rittmeisters das Kind, und übertrug ihr feierlich alle Rechte einer Mutter. Dann ließ sie sich von dem Rittmeister versprechen, daß er das Kind immer unter der Aufsicht ihrer Freundin lassen wollte, so lange Beide es wünschten. Endlich legte sie die Arme um ihre Freundin. „Nun, Auguste! wir waren einander treu im Leben und im Tode! Der Geist ist erlös't, unser unsterblicher Geist. Hier hast du das letzte Unterpfand meiner Liebe, meine Tochter. Sey ihre Mutter; mein Geist wird dich und sie in Liebe umschweben!"

Die Sterbende sagte ihrer Freundin noch einige leise Worte: eine Warnung vor der Tante, deren Ankunft bald erwartet wurde. Sie starb; und Auguste nahm, ruhig, zufrieden, wie über die ganze Welt erhaben, Philippinen in ihre Arme. Von jetzt an lebte sie nur in dem Andenken an ihre

Freundin, und für deren Tochter. Der Rittmeister ließ den Leichnam seiner Gattin an ihrer Lieblingsstelle im Garten beerdigen. Ueber dem Gewölbe, worin er ruhete, war ein großes Zimmer, mit einem Cabinette, rings von Trauerweiden, hangenden Birken und Zypressen umgeben. Im Zimmer hing ein schönes Bildniß der Verstorbenen, über dem Eingange zur Gruft.

Dies war Augustens liebster Aufenthalt, und hierhin rettete sie sich vor der Tante; hier erzog sie die geliebte Tochter ihrer Freundin; hieher ging auch der Rittmeister, wenn ihn das Geschwätz, das Plagen der Tante ermüdet hatte.

Diese Frau erzog des Rittmeisters Tochter. In den ersten Jahren wuchs Philippine natürlich auf; dann gab die Erzieherin ihr ein kleines Mädchen von demselben Alter, die Tochter des Gärtners, zur Spielgefährtin, und überließ die Kinder sich selbst, ohne sonst etwas zu thun, als daß sie ihr Vergnügen durch kleine Erzählungen vermehrte. Sie mußte das Herz ihrer Philippine

gewinnen; denn wie hätte sie den Gedanken ertragen können, daß die Tochter sie nicht eben so lieben sollte, wie die Mutter! Und ihr Plan gelang ihr vollkommen.

Indeß mußte Philippinens Umgang mit der kleinen Tochter des Gärtners aufhören, wenn sie nicht die Fehler der letztern annehmen sollte; und so war sie im siebenten Jahre wieder mit ihrer Mutter allein. Nun kamen Sonnensteins, und brachten zwei schöne Kinder mit, einen Knaben und ein Mädchen, die sehr einfach, still und fromm erzogen waren. Philippinens Erzieherin bemühete sich sogleich, das Vertrauen der beiden Kinder zu gewinnen; und ihre Pflegetochter liebte den kleinen Erhard und die kleine Minette von ganzem Herzen. Sie waren oft beisammen, wenn die Tante die Freundschaft der beiden Häuser nicht gestört hatte; war aber dies der Fall, so blieb Minette weg, und Philippine mußte wieder mit ihrer Mutter allein seyn.

Auguste hatte etwas gegen des Kindes Umgang mit Sonnensteins Sohne, obgleich

Beide gerade in demselben Alter waren: denn Philippine hängte sich weit stärker an ihn, als an seine Schwester. Wirklich paßten jene besser zu einander; doch, die Mutter hatte in ihrer Jugend nur eine Freundin gehabt, und die sollte auch die Tochter nur haben. Der Umgang mit Sonnensteins wurde, nachdem er einige Mal wieder hergestellt war, endlich ganz abgebrochen, und Philippine lebte wieder, obgleich ohne Gesellschaft, sehr glücklich; aber doch erinnerte sie sich bei jeder Gelegenheit mit vielem Vergnügen ihrer beiden Spielgefährten, und trauerte, daß sie nicht wiederkamen. „Du wirst sie wiedersehen, Philippine, Alle die du liebst," sagte die Erzieherin; „auch deine Mutter, die du nicht gekannt hast. Liebe sie, wenn du auch von ihnen getrennt bist, wie ich deine Mutter liebe, die Gott von mir getrennt hat! Ich werde sie wiedersehen!"

Auguste erregte in der Seele des Kindes eine zwar künstliche, aber dennoch wahre Liebe zu ihrer Mutter. Fast alle ihre Erzählungen betrafen diese, und die Freund-

schaft, die Liebe ihrer Kinderjahre; und dann setzte sie oft hinzu: „Philippine, deine Mutter sieht mit Freudenthränen vom Himmel herab auf ihre fromme Tochter; und wenn du recht gut, recht fromm bist, so schwebt ihr Geist zu uns hernieder. Du wirst ihre Nähe im Innersten deiner Seele fühlen."

Die kleine Philippine vermischte die Gegenwart mit der Zukunft, die Erde mit dem Himmel; sie dachte sich ihre Mutter und die kleinen Freunde, von denen sie getrennt war, an Einem Orte, und hoffte, jene eben so wiederzusehen, wie diese. Ihre Erzieherin ging oft in das Gewölbe. Philippine begleitete sie dahin, setzte sich auf den Sarg, und sprach mit dem Staube ihrer Mutter. So verlor der Tod in ihren Augen das Schreckliche: sie knüpfte zwei Welten mit einem schönen Bande an einander, und wäre mit eben der Empfindung in ein andres Leben getreten, mit welcher sie aus dem dunklen Theile des Gartens, wo das Monument ihrer Mutter stand, in den schö-

neren, freiern, sonnigen trat. Der ehrwür-
dige Prediger, der sie in Religionskenntnis-
sen unterrichtete, verstärkte diese Gefühle
noch, und erfüllte das Herz seiner Schüle-
rin mit dem freudigsten Glauben, der ihr
eine lebendige Quelle des heitersten Ver-
trauens auf das Glück des Lebens und auf
den Schutz der Vorsehung wurde.

Frömmer war nie ein Kind, doch auch
nie eins heiterer und fröhlicher, als Philip-
pine: sie kleidete die Ewigkeit in das Rosen-
licht der jugendlichen Freude; nur freundliche
Wesen aus einer Welt voll Unschuld um-
gaben sie: so fühlte sie sich, ungeachtet ih-
rer Einsamkeit, unbeschreiblich glücklich. Ihre
Erzieherin hatte ihr eine lebende Welt gege-
ben: einige Lämmer, ein Hündchen, eine
Menge Hühner, eine Menge Tauben; und
allen diesen Thieren gab sie ihre Nahrung,
alle kannten ihre liebende Gebieterin, und
folgten ihrer Stimme. — Sie muß lieben,
viel lieben! sagte die Erzieherin, als der
Rittmeister seine Tochter, umflattert von den
Tauben, umhüpft von den Hühnern, zwi-

schen ihren Lämmern sitzen sah. „Ich dächte," erwiederte er, „sie sollte Menschen lieben; besonders Kinder." Sie erwiederte seufzend, weil sie den Mangel noch tiefer fühlte, als er: Menschen liebt sie, ihre selige Mutter, Sie, mich, den Prediger, Alle, die sich ihr nähern. Freilich, Kinder! Aber sie fühlt den Mangel nicht; ich bin mit ihr ein Kind geworden.

Philippine mußte lieben; denn, wer sich ihr näherte (die Tante ausgenommen, die sie indeß nur selten sah), liebte sie. Gegen die damalige Sitte hing ihr das blonde gelockte Haar frei und natürlich um die Schultern; ein weißes Kleid und eine Blume waren ihr einziger Putz. Wer sie unter ihren zutraulichen Thieren sah, glaubte eine Scene aus einer Unschuldswelt zu sehen; wer mit ihr sprach, empfand ein süßes Entzücken, weil sie so kindlich, so zärtlich, so schamhaft bescheiden war, daß sie nicht von dieser Erde zu seyn schien. Da sie die Welt nicht im mindesten kannte, und nicht ein einziges Compliment wußte, so reichte sie,

selbst

selbst als sie schon dreizehn Jahr alt war, mit einem himmlischen Lächeln jedem Fremden die Hand, und wenn er ihr gefiel, (wie das beinahe immer der Fall war), so legte sie auch wohl das freundliche, schöne Gesichtchen an seine Brust.

So verging auch ihr vierzehntes Jahr bei den fröhlichen Spielen ihrer genußreichen, unschuldigen, arglosen Kindheit; sie dachte sich die Welt wie ihren Garten, und alle Menschen wie ihre Mutter, ihren Vater, und die Jungfer, die ihr aufwartete: in ihrem reinen Sinne war nicht Ein widriges Bild, in ihrer Seele kein unheiliger Gedanke. Endlich sagte der Vater zu der Erzieherin: „Liebe Freundin — ich danke Tag für Tag dem allgütigen Gott, daß er Sie meiner Philippine gegeben hat. Und könnte ich mich, Sie, das Kind, und etwa noch einige andre Menschen, wegtransportiren auf eine Insel, wo es möglich wäre, immer so fort zu leben . . . Ich weiß, das Leben meiner Tochter ist das Leben des Paradieses. Aber nachgerade wird sie groß." — (Er er-

röthete, als er das sagte.) „Sie ist vierzehn Jahre, und wächst zusehends. So kann sie doch nicht immer leben; sie muß doch wissen, daß es auch andre Menschen auf der Erde giebt, so Tanten, Hammers, und dergleichen. Ich will sagen, liebste, beste Freundin: sie muß nun endlich ein wenig in die Welt. Mir ist recht bange davor; denn was anders kann die Welt, als diese Engelsseele beflecken! Gott gebe dem Kinde Glück, ach! recht viel Glück, und vor allem gute Menschen!"

Auguste fühlte, daß der Rittmeister Recht hatte; und doch zitterte sie vor dem Gedanken, daß ihre geliebte Philippine hinausgestoßen werden sollte in den Tummelplatz von Leidenschaften, Lastern und Verbrechen. Sie bat den Rittmeister nur, in Philippinens Lebensweise nicht eher etwas zu verändern, als bis sie confirmirt sey, damit bis dahin Friede und Seligkeit ungestört ihre Brust erfüllten. Das bewilligte der Rittmeister gern, und er würde mehr bewilligt haben, wenn Auguste es verlangt hätte. Diese sah wohl

ein, daß Philippine nothwendig unter Menschen kommen mußte; sie wollte nur vorher in der feierlichen Stunde des Abendmahls ihr Herz gegen die Angriffe derselben heiligen.

Der Prediger unterrichtete Philippinen in ihrem Gartenhause; doch wünschte er, daß sie die letzten Stunden zu ihm kommen möchte, um mit den übrigen Kindern des Dorfes vorbereitet und dann confirmirt zu werden.

Philippine freuete sich auf diesen Tag; es war ihr, als sollte sie schon an ihm in die Welt treten. Sie ging in Begleitung ihres Mädchens zu dem Prediger, verbeugte sich, als sie in das Zimmer trat, erröthete, und setzte sich schweigend auf den Stuhl, den der Prediger ihr anwies, neben einem Knaben von ihrem Alter. Dieser Knabe war ihr ehemaliger Spielgefährte, Sonnenstein. So sehr sie auch an Aufmerksamkeit bei dem Unterrichte gewöhnt war, so dachte sie doch heute fast immer an ihren jungen Freund, den sie so lange nicht gesehen hatte. Sie glaubte, ihre Erzieherin hätte ihr absichtlich

verschwiegen, daß sie ihn wiedersehen sollte, um ihr eine desto größere Freude zu machen. Zwar fühlte sie, daß sie etwas blöder gegen ihn geworden war, und daß es ihr schwer seyn würde, ihn anzureden, wenn der Unterricht vorüber wäre; aber er hatte sie doch so freundlich angeblickt: wie hätte sie nun weggehen können, ohne ihm ein Wort zu sagen, da sie so herzlich gewünscht, ihn wiederzusehen, und da ihre gute Mutter ihr versichert hatte: du wirst ihn wiedersehen, wenn du fromm bist! Nach der Stunde ging sie mit dem jungen Sonnenstein durch den Garten des Predigers, der näher zu ihrer Wohnung führte. Hier stand sie auf einmal still, sah ihn mit den frohen blauen Augen an, und sagte: „o, Erhard, es ist recht lange, daß ich dich nicht gesehen habe! Aber ich wußte, daß ich dich wiedersehen würde. Meine Mutter hatte es mir versichert. Sieh, ich glaubte immer, sie meinte: wenn ich todt wäre, und du auch. Aber nun geschieht es noch hier; und hier ist es doch auch schön!"

Philippine war dem Knaben fremder ge-

worden, als er ihr; doch gleich bei den ersten Worten: „o Erhard!" war sie ihm wieder die liebe, fromme Philippine. Er drückte ihr die Hand, und sagte: ich kenne dich noch sehr wohl. Wir haben dich auch noch recht lieb, Minette und ich; wir denken recht oft an dich, und sprechen von dir.

Sie legte das Engelsgesicht auf seine Schulter, und sagte: „o, ich trage euch in meinem Herzen! Aber nun seh' ich dich immer!" — Ihre Jungfer war bei dieser Scene zugegen, und trieb sie, zu eilen. Zu Hause erzählte Philippine ihrer Mutter mit einer schönen Begeisterung, daß sie den lieben Erhard wiedergesehen habe; und den ganzen Tag hindurch sprach sie beinahe von nichts, als von ihm.

„Das hatte ich dir nicht versprochen, mein Kind," sagte Auguste sanft: „denn dort hättest du ihn nicht wiedersehen sollen; dort kannst du ihn nur sehen, nicht auch mit ihm reden, ja nicht einmal immer an ihn denken, weil es dich an Aufmerksamkeit auf den Unterricht hindern würde. Du solltest ihn wiedersehen, nur dort nicht!"

Philippine hob die blauen Augen langsam zu ihrer Mutter auf. Ich bin gar nicht aufmerksam gewesen; fast die ganze Stunde habe ich daran gedacht, was er sagen, was ich sagen, und wie er sich freuen würde.

„Siehst du wohl, mein liebes Kind?"

Aber nun hab' ich mich gefreuet; nun hab' ich ihm gesagt, was ich ihm sagen wollte. Jetzt will ich wieder recht aufmerksam seyn.

„Und weißt du denn, ob er deine Freundschaft verdient? Ist er noch so fromm, wie er war? ist sein Herz noch heilig, wie ehemals?"

Gewiß, Mutter! Du solltest ihn nur sehen!

Die Mutter seufzte: denn sie fürchtete, der Knabe habe die Reinheit seines Herzens verloren; und das machte sie ängstlich, nicht Philippinens Begeisterung. Man glaubte das, obgleich ganz ohne Grund, in Bärburgs Hause allgemein, weil die Tante es in Umlauf gebracht hatte, entweder um der Frau von Sonnenstein wehe zu thun, oder

nur, um sich doch mit irgend etwas zu beschäftigen. Sie erzählte ihrer Jungfer eine Kleinigkeit von Sonnensteins Kindern; diese Kleinigkeit kam von der Jungfer an den Koch, von dem an einen Bedienten, von diesem nach und nach an alle Leute im Hause, und endlich, von jedem etwas vergrößert, wieder zurück zu der Tante, die sie dann an den Rittmeister brachte. Er erwiederte ihr bloß ein „Tralala!" Das ärgerte sie, und sie sagte: ich habe es von dem Koch, der es doch wohl wissen kann!

„Vor zehn Jahren hat er dort einen Bedienten in's Haus gebracht!"

Die Tante fragte in Gegenwart des Rittmeisters einen alten Bedienten; und dieser antwortete: man hört freilich allerlei, was nicht gut ist!

„Vom Koch; der Koch von dem Reitknecht, der von einem Ungenannten. Lassen Sie das gut seyn, Tante!"

Der Rittmeister urtheilte sehr richtig; aber die Tante wollte ihre Nachrichten anerkannt wissen. Sie sagte nun mit großer

Unverschämtheit zu ein Paar Speichellek-kern des Rittmeisters halb leise: ich höre, daß Sonnensteins Kinder nicht einschlagen. Man wußte, daß sie die Familie haßte, und gab daher das zu, wollte es auch selbst gehört und erfahren haben. Das ist doch recht sehr zu bedauern! sagte sie nun so laut, daß Jedermann es hören mußte. Die armen Eltern! — Richtig fragte der Rittmeister gutherzig: „welche Eltern?" — Da erzählt mir so eben der Herr hier, daß Sonnensteins Kinder ... — Alles wurde bestätigt, und dabei gab man einzelne Umstände an, die den größten Schein der Wahrheit hatten. „Tralala!" sagte der Rittmeister wieder, doch nur mit halbem Muthe; und so wurde denn die Sage von Sonnensteins bösartigen Kindern in Bärburgs Hause gar nicht mehr bezweifelt.

Der Rittmeister sprach, um Sonnensteins zu schonen, nie ein Wort darüber, und konnte also die Wahrheit nicht erfahren. Eben so ging es der Predigerwitwe. Auch diese, welche überdies nur selten Menschen

sah, schwieg aus Achtung für die Eltern, und war betrübt darüber, daß die beiden schönen Blüthen so früh vernichtet waren. Sie hielt es für ein Glück, daß Philippine nur einige Stunden mit dem jungen Sonnenstein beisammen seyn sollte; und, um allen Schaden zu verhüten, schickte sie das geliebte Kind erst mit dem Anfange der Stunde hin, auch mußte die Jungfer es nach der Stunde sogleich wieder in Empfang nehmen. Philippine wußte nicht, warum sie dem lieben Spielgefährten immer so schnell entrissen wurde, und klagte es ihrer Mutter. Diese sagte: „ich fürchte, Erhard ist nicht mehr gut und fromm!" Nun hielt Philippine ihrem Erhard eine lebhafte Schutzrede, die aber auf die Mutter gar keine Wirkung that.

Sie sah ihn das nächste Mal darauf an, ob ihre Mutter wohl Recht haben könnte; doch sein Gesicht lächelte ihr so hell und schön entgegen, wie das Gesicht eines Engels. Nun drückte sie ihm schnell die Hand, ohne sich davor zu scheuen, daß der Prediger es sehen könnte.

Der alte Prediger wendete sich jetzt mit seinen Fragen abwechselnd an Philippinen und an Erhard. Er redete von dem Glücke eines frommen Christen so herzlich und so erhaben, daß Philippinens Augen bald in Freudenthränen schwammen; aber noch größer wurde ihr Entzücken, als Erhard, von dem Feuer seines Lehrers, und noch mehr von den schimmernden Thränen seiner Nachbarin ergriffen, plötzlich aufstand, und seinem Lehrer mit einem Handschlage versicherte: ich will, so lange ich lebe, vor Gott wandeln!

Was bedurfte es für die fromme Philippine mehr, als dieser Worte, um fest zu glauben, daß Erhards Herz noch heilig sey! Als sie weggingen, riß sie sich, nach einem kurzen Bedenken, auf einmal von ihrer Jungfer los, eilte auf Erhard zu, und sagte ihm herzlich: ich liebe dich, und will dich ewig lieben. Nun ging sie zufrieden nach Hause, und erzählte ihrer Mutter, was geschehen war. Diese schwieg zwar, und lächelte; aber doch widerrief sie nicht. Philippine wun=

derte sich über den ungewöhnlichen Starrsinn ihrer Mutter. Auch sie schwieg nun; doch unmöglich konnte sie ruhig bleiben, und zugeben, daß Erharden so großes Unrecht geschah. Sie wollte ihre Mutter überzeugen, daß er gut wäre, und sann, mit glühenden Wangen, mit pochendem Herzen, auf einen Plan, dies zu bewirken. Die Mutter sah ihr begeistertes Auge, ihre glühende Wange, das Pochen ihres Herzens, wußte auch durch die Jungfer, was Philippine Erharden gesagt hatte; und dennoch blieb sie ruhig, weil sie die reine, von aller Sinnlichkeit freie Engelsseele ihrer Tochter kannte. Auch fing sie wirklich an, Philippinens Versicherungen von dem jungen Sonnenstein mehr zu glauben, als dem Gerüchte, das doch im Grunde nur von der Tante herkam.

Auf den Knaben hatte das alles einen tiefen Eindruck gemacht, doch einen andern. Sonnensteins lebten viel in der großen Welt, und ihre Kinder wurden meistens mit in die Gesellschaften genommen, die ihren Sitten nicht gefährlich werden konnten. Sie

waren Beide vortrefflich erzogen, und zwar so, daß sie späterhin in der großen Welt, wie in der Einsamkeit, in den verwickeltsten Verhältnissen, wie in dem Genusse des einfachen häuslichen Glückes, mit Anstand leben konnten. Sie kannten die Welt schon, und hatten angefangen darin zu leben; doch die Reinheit ihrer Herzen bewahrten religiöse Empfindungen. Ihre Mutter gab ihnen das beste Beispiel, der Welt den feinen Genuß der Künste abzugewinnen, ohne ihn durch Aufopferung der edleren Gefühle, der Liebe, der Tugend und des innern Friedens zu erkaufen. Die Kinder lasen schon in mehreren Sprachen, spielten und sangen fertig, und waren auch nicht ungeübt im Zeichnen; alle Künste aber schildern, besingen und zeichnen ja fast immer nur die Liebe. Auch waren die beiden Kinder mit ihren Eltern jeden Winter einige Monate in der Hauptstadt, und kamen da in Gesellschaften, auf Bälle und in das Schauspiel. So kannten sie denn die Liebe schon, ohne sie zu fühlen: diese gefährliche Leidenschaft, die einmal ihr

Leben beglücken sollte, und die sie ahnend erwarteten.

Erhard hatte die Gespielin seiner Kindheit fast ganz vergessen. Anfangs sprach er, wenn er mit seiner Schwester einmal allein war, wohl von Philippinen, von ihrem dunkeln Trauer-Bosket, und von den sinnvollen Spielen, die sie angab; doch nach und nach wurden diese Bilder in seiner Seele dunkler. Als er confirmirt werden sollte, erfuhren seine Eltern durch den Prediger, daß auch Philippine, wie Erhard, die letzten Stunden des Unterrichtes besuchen würde, um nicht durch unvermuthetes Erscheinen am Tage der Confirmation die übrigen Kinder zu stören. Dadurch wurden bei Erhard die alten Bilder wieder aufgefrischt. Heute wirst du Philippinen wiedersehen, sagte Minette. Ob sie dich wohl noch kennen wird? und du sie?

Als sie endlich zu dem Prediger kam, und mit dem leichten, schönen Gange herein schwebte, war ihm, er wußte selbst nicht wie. Er merkte bald, daß ihre ungewöhnliche Kleidung, die etwas Schäferliches hatte, ihm so

auffiel. Das ungepuderte, blonde Haar, welches ihr in schönen, natürlichen Locken um den Nacken hing, das lange weiße Kleid, welches den Körper so leicht, so schlank machte, schien ihm nicht häßlich; er begriff aber nur nicht, wie Philippine in einem solchen Anzuge aus dem Hause gehen mochte. Als er sie, neben ihr sitzend, mit Ruhe betrachtete, glaubte er, nie ein schöneres Gesicht gesehen zu haben. Ihre Verbeugung beim Eintreten, ihr Lächeln, ihre Bewegungen, das alles hatte für ihn etwas Fremdes, und war nicht so, wie es seyn sollte; aber dennoch konnte er nicht umhin, es äußerst schön zu finden. Sie wurde ihm indeß durch das alles so fremd, daß er sie gewiß nicht angeredet hätte. Doch — im Garten richtete sie die großen blauen Augen mit einem frohen Blick auf ihn. Und als sie nun die schönen Rosenlippen öffnete, sich, wieder so ungewöhnlich, und doch so reitzend, zu ihm beugte, ihre schöne silberhelle Stimme ihn vertraulich: Erhard und Du nannte; als sie ihm die zarte Hand reichte, ihm die

seinige drückte: da nannte er sie wieder Du, ohne zu wissen, wie es zuging, daß er, so fremd ihm auch alles an ihr schien, dennoch so bekannt mit ihr war. Als sie dann auf einmal den schlanken runden Hals beugte, und ihr, gleich einer sanften Purpurrose, glühendes Gesicht an seine Wange legte, und mit einer Innigkeit, wie er sie noch nie gehört hatte, zu ihm sagte: „ich trage euch in meinem Herzen!" da wollte er ihr antworten; doch das Herz schlug ihm zu ängstlich, zu froh, und er schwieg, weil es ihn freuete, sie sprechen zu hören und zu sehen.

Wie eingewurzelt auf der Stelle, wo er stand, sah er ihr nach, als sie mit ihrem Mädchen nach Hause ging, und kehrte endlich, mit einem ganz ungewöhnlichen, tiefen Eindruck im Herzen, auf einem Umwege zurück, damit er die süßen Empfindungen seiner Seele noch länger genösse. Als seine Schwester ihn fragte, antwortete er kalt: sie war da. — „Nun?" — Sie war da; sonst weiß ich dir nichts zu sagen.

Mit Zittern ging er das nächste Mal in die Stunde; und nun war ihre Art sich zu kleiden, ihm nicht mehr befremdend. Doch wie sehr wurde er überrascht, als sie auf ihn zuflog, und ihm sagte: „ich liebe dich, und werde dich ewig lieben!" So jung er auch noch war, und so eitel er bei seiner Erziehung hätte seyn können; so konnte er doch Philippinens Worte unmöglich falsch verstehen. Liebe bedeutete in ihrem Munde etwas Andres, etwas Edleres, Heiligeres, als was er sich bisher unter diesem Worte gedacht hatte.

Unglücklicher Weise entdeckte Auguste dem Rittmeister ihre Besorgnisse. „Der Teufel!" sagte er heftig: „wenn nur nicht etwas Andres dahinter steckt! Das Mädchen ist über vierzehn Jahre alt. Man hat Exempel, liebe Auguste; glauben Sie mir! . . . Und der Erhard — es mag nun viel oder wenig von dem wahr seyn, was wir von dem Burschen gehört haben: so viel ist doch richtig, daß er sich in der Residenz mit seinen Eltern auf allen Bällen, in allen Schauspielen herumgetrie-

getrieben hat. Gott mag wissen, wo noch sonst. Nein, das geht weit! „Ich liebe dich, und werde dich ewig lieben!“ Da ist etwas Anderes im Spiel, als Sie glauben; und, bei meiner Seele!“ — Er schlug die Hand aufs Herz, daß es tönte. — „Ich weiß wohl, daß die Tante zwischen uns und Sonnensteins Samen zu Giftpflanzen ausgestreuet hat; aber hätten Sonnensteins nicht Schatten und Sonne, Regen und Pflege dazu hergegeben, so wäre es anders. Ein Sonnenstein bekommt das Mädchen nicht! Lieber wollte ich sie zu ihrer Mutter hinlegen, in Gottes Arme, als in die Arme meiner Feinde. Sagen Sie das dem Kinde, wenn Sie es rathsam finden. Ich werde es Sonnensteins sagen, und zwar recht deutlich, sobald sie nur einen Schritt thun!“

Auguste schwieg; denn was konnte sie erwiedern! Sie wünschte, daß nur die wenigen Tage bis Pfingsten, wo Philippine zur Communion gehen sollte, schon vorüber seyn möchten.

Philippine bildete ihren Plan, die Mut-

ter mit Erhard auszusöhnen, in den einsamsten Stunden unter ihren Lämmern aus; und darüber kam der Tag der Confirmation heran. Der alte Prediger segnete die Kinder auf seinem Zimmer ein, und erlaubte, damit sie nicht zerstreuet würden, keine Zuschauer. Hier stand der ehrwürdige Greis, wie ein Apostel, in dem Kreise der Kinder, um sie noch einmal zu ermahnen. „Seyd fromm," sagte er; „besonders Ihr Beiden, du Erhard, du Philippine! Der Anblick eurer reinen, stillen Herzen hat mir die süßeste Freude gemacht, für die ich dem gütigen himmlischen Vater danke. Dankt auch ihr Ihm, der euch solche Eltern, solche Erzieher, solche gleiche Herzen gab! Seyd treu bis an's Ende! Gebt mir die Hand auf dieses theure, werthe Wort: seyd treu bis an's Ende!"

Er faßte ihre Hände in seine Linke zusammen; dann legte er ihnen abwechselnd die Rechte auf die Stirn, und segnete sie, indeß seine Thränen sich mild ergossen. „Ich mache euch Beide, dich, Erhard, zu Philip-

pinens, und dich, Philippine, zu Erhards Zeugen und Bürgen dieses Versprechens. Wacht einer über des Andern Gottseligkeit! Ermahnet einander, eure Herzen so rein zu erhalten, wie sie in dieser heiligen Stunde sind. Ihr seyd von Gott dazu bestimmt, einmal der Vater, die Mutter, die Beschützer, die Wohlthäter dieser Kinder zu werden, die um euch her stehen. Seyd es Beide in herzlicher Liebe und Eintracht! Du, o himmlischer Vater, der du diesen beiden Kindern Herzen voll Glaubens, Liebe und Hoffnung gabst, sprich dein Amen zu diesem Wunsche!" Und nun ergoß sich die Begeisterung des Greises in ein erhabenes Gebet, wobei er noch immer die Hände der beiden Kinder in der seinigen hielt. Die Seelen der Kinder flogen in glühender Andacht zu Gott empor, und heiße Thränen rollten über die glühenden Wangen. Höher können Menschenherzen sich nicht heben, ohne vor Wonne zu vergehen!

„Amen!" sagte der Greis, und ließ ihre Hände los; doch die Hände blieben verei-

nigt. Beide Kinder warfen das thränenvolle, blitzende Auge auf einander: sie standen vor Gott, in hoher Reinheit, in dem erhabensten und lautersten Gefühle der Tugend. Philippine reichte ihrem Freunde auch die andre Hand, und sagte leise: du bist mein Zeuge, Erhard! ich will treu seyn bis an's Ende!" — Er drückte beide Hände fest in den seinigen, und wiederholte noch leiser: treu bis an's Ende! Ihre Seelen flossen in einander, ihre Herzen waren nun auf ewig verbunden, ohne daß sie es wußten. Beide dachten in dieser Minute an gar nichts anders, als an Gott. Sie gingen ruhig nach Hause; doch nein! ein sanfter Sturm, wie die heiligste Stille, wogte unablässig in ihren Herzen. „Mutter," sagte Philippine; „ich habe ihm versprochen, treu zu seyn bis an's Ende, zu wandeln in stiller Gottseligkeit! O, ich bin so glücklich!" Sie hätte in der That nicht sagen können, wen sie unter dem Ihm verstand; auch war ja das nur eine Nebensache. Unter den Bildern ihrer Seligkeit stand auch Erhard in frischen, le-

bendigen Farben; ihr Blick fiel aber nicht besonders auf ihn. Sie entwickelte nichts, sie sonderte nichts ab; ihr Gefühl war nur Eins: heilig, selig. So, in dem Nachgenuß ihrer Wonne, brachte sie den Tag zu: sie blieb einsam bei dem Sarge ihrer Mutter, und dann unter dem finstern Schatten der Zypressen. In der Nacht konnte sie fast gar nicht schlafen, und am frühen Morgen ging sie schon wieder in den Garten.

In den Gesang der Nachtigall tönte das Frühgeläut der Glocken zur Feier des schön-sten Festes im Jahre; auf allen Zweigen hin-gen, strahlend wie Diamanten, unzählige Thautropfen. Philippine drückte die nassen, kühlenden Zweige an die heiße Brust; mit Worten konnte sie nicht beten, weil ihre ganze Seele ein Gebet war.

Ihr wehmüthig frohes Gefühl wurde immer stärker, immer gewaltiger, und be-engte ihre Brust mit einem süßen, überirdi-schen Schmerze. Der reine, klare Himmel schien sie zu sich empor ziehen zu wollen; mit jedem Hauche der Morgenluft, der ihr Blü-

thendüfte zuwehete, glaubte sie, hinauf zu schweben. Alle Menschen, die sie kannte, ihre Mutter, ihre Erzieherin, ihr Vater, Erhard, Minette, die sie nicht wiedergesehen hatte, ihr Onkel, dessen sie sich kaum noch erinnerte, schienen sie in lichten, bald kommenden, bald verschwindenden, Gestalten zu umringen. Sie brach endlich in einen Strom von frommen Thränen aus, und ging zu dem Sarge ihrer Mutter. Der kalte Marmor, den sie an ihre offne Brust drückte, that ihr wohl; er kühlte sie ab, und stillte die zu gewaltigen Gefühle ihres Herzens. Endlich kam ihre theure Auguste. Sie eilte ihr entgegen; und in den Armen, an der Brust dieser geliebten zweiten Mutter fand sie so viele Ruhe wieder, daß sie beten konnte.

Ihr kurzer, unruhiger Schlaf, ihr frühes Aufstehen, die Morgenluft, die große Bewegung, worin sie gewesen war: das alles hatte sie blaß gemacht, blasser als gewöhnlich. Nun kleidete sie sich in ein langes weißes Gewand, ließ sich das blonde

Haar in lieblichen Locken um die Stirn flechten, und steckte vor die Brust eine weiße Lilie, die Lieblingsblume ihrer verstorbenen Mutter. Dann sprach sie mit ihrer Auguste von den Freuden des heutigen Tages, von der Seligkeit guter Menschen. Der Rittmeister kam langsam durch das Gebüsch gegangen, schon mit Thränen in den Augen, noch ehe er seine Philippine gesehen hatte. Als er sie mit blassen Wangen, die Hände in dem Schoße gefalten, mit niedergesenkten Augen, still da sitzen sah, betrachtete er sie lange, und sagte dann: „o, meine fromme Philippine! Gott sey gelobt, daß er mich diesen Tag hat erleben lassen! War ich jemals hart oder hitzig — ich weiß, das bin ich, ob ich mich gleich nicht erinnern kann, es gegen dich oder deine gute Mutter da gewesen zu seyn — Komm, mein Herzenskind, und sag mir, daß du deinen Vater lieb hast." Sie fiel an seine Brust; und er sagte, sie umfassend: „o, hier wollte ich ja tausend Tanten vergessen!"

Als er sie noch einmal betrachtet hatte,

sagte er lächelnd: „Gott Lob, daß die Tante erst um zehn Uhr aufsteht! Und dann habe ich sie zu Schleusens bitten lassen. Diesen Tag, und noch einen, mein liebes Kind, möchte ich gern ohne ein Notabene von der Tante zubringen. Sieh, ich wollte, mein Bruder, dein guter Oheim, wäre hier! Aber" — sein Ton wurde traurig — „zwischen unsre Herzen haben Sonnensteins, und noch etwas Anderes, eine Scheidewand geschoben. Doch, da werfe ich meine und andrer Menschen Schuld so in deinen Frieden, auf deine schneeweiße Engelsseele! Ich bin nicht zum Hasse geboren, auch hasse ich nicht; aber es thut weh, daß ich nicht lieben soll! Weiter will ich nichts sagen. Gottes Friede sey mit dir, und mit uns Allen!" — Er mußte sich losreißen, wenn der Gedanke an seinen Bruder ihm nicht die reine Seligkeit dieses Tages trüben sollte.

Philippine ging mit ihrer Mutter in die Kirche, und bei jedem Schritte erweiterte sich ihr Herz immer mehr, daß es die ganze Seligkeit des Himmels fassen konnte. Nach

der Predigt trat sie mit den übrigen Kindern zu dem Altar. Sie sah und hörte nichts; sie fühlte nur glühende Andacht bei der erhabenen Handlung. Als die Communion geendigt war, gingen die Kinder noch einmal zu dem Prediger, weil er ihre Nahmen in das Communicanten-Buch eintragen wollte. Hierbei war Philippinens Herz unbeschäftigt, und nun erst bemerkte sie ihren Freund Erhard. In diesem Augenblick dachte sie auch an ihren Plan, den sie ganz vergessen hatte. Sie sagte ihm leise: „diesen Nachmittag um vier Uhr erwarte ich dich bei der grünen Gatterthür an unserm Garten;" und er nickte ihr sein Ja zu. — Noch heute wollte sie ihn zu ihrer Mutter führen, und diese mit ihm versöhnen.

Erhards Gefühle waren jetzt nicht mehr so ganz ohne alle irdische Zumischung, wie an dem Tage der Confirmation. Sobald die Rührung, welche der Prediger in seiner Seele bewirkt hatte, vorüber war, fing er an, sich alles zu wiederholen und von einander abzusondern. Philippinens Bild riß

sich von den andächtigen Gefühlen los, und blieb allein vor seiner Seele: wie sie ihre Hände in die seinigen gelegt, und ihren Blick auf den seinigen geheftet hatte. Des Predigers Rede stand mit feurigen Zügen in seiner Seele. Er wiederholte sie sich; und die Worte: „ihr seyd dazu bestimmt, einmal der Vater, die Mutter, die Wohlthäter dieser Kinder zu werden,“ hatten für ihn jetzt eine Nebenidee, auf die sein Geist immer wieder zurück wollte, die aber sein Herz, so lange darin der Nachklang der frommen Empfindungen noch nicht verhallt war, nicht zu entwickeln wagte. Doch niemals vermischte er Philippinens Empfindungen mit seinen eigenen; denn er wußte, daß sie sonst nichts als heilig gewesen war. Er wußte – und wollte nichts wissen. Mit einer Unruhe, welche ihm das Bewußtseyn eines Unrechts schien, suchte er sich von allen diesen Gedanken los zu reißen und nur an die bevorstehende heilige Handlung zu denken; doch immer blieb Philippine, wie sie ihre Hande in die seinigen legte, vor seiner See-

le, und ihr Bild umschwebte ihn selbst in den reinsten Augenblicken, wo er sein Herz zu erheben suchte. Das machte ihn ängstlich, und er glaubte, daß er sein Versprechen, treu zu seyn bis an's Ende, schon gebrochen habe.

Am Morgen des Pfingsttages hatte er sich mit so vieler Anstrengung zu sammeln gesucht, daß es ihm endlich gelungen war. Nun aber trat Philippine in die Kirche; und ihre leichte, schöne, ätherische Gestalt in weißem Gewande zerstreuete ihn aufs neue. Sie saß ihm gegenüber, schlug aber während der ganzen kirchlichen Handlung die Augen nicht auf, und ließ die Hände immer gefaltet in ihrem Schooße ruhen. Offenbar lag Andacht, Erhebung des Herzens, Vergessenheit alles Irdischen auf dem blassen Gesichte, auf den betenden Lippen.

Erhard konnte sein Auge nicht abwenden von der Gestalt dieses betenden Engels; doch eben dieser Anblick gab seiner Seele endlich aufs neue eine heilige Erhebung. Er dachte den Gedanken: wie blaß sie ist! Wenn

wir nun Beide in diesem Augenblick stürben; dann kämen wir zu Gott! — Nun schlug er die Augen nieder, und seine Seele schwang sich, doch nur auf den Fittichen des Engels ihm gegenüber, zum Himmel empor. Seine Empfindungen wurden zuletzt wieder vollkommen rein, und er dachte nicht mehr an Philippinen, als nur einen Augenblick, wenn sein Auge zufällig auf sie traf.

Bei dem Prediger bestellte sie ihn nun in den Garten, und zwar in einem ganz ruhigen Tone, mit einem ganz unbefangenen Gesichte. Das kam ihm so unerwartet, das war ihm an diesem Tage, und bei dieser Stärke ihrer Empfindungen, unbegreiflich! Der junge Mensch verwechselte sein Herz mit dem ihrigen; und nun waren die heiligen Empfindungen des Tages für ihn vernichtet Es regte sich in seiner Seele ein ganz andrer, ein fremder, Strom von Gefühlen. Diese hatten für ihn etwas Widriges, höchst Unangenehmes, dem er aber nicht nachspüren, das er sich durchaus nicht entwickeln wollte. Er ging lässig um den fin-

stern Abgrund in seiner Seele her, und blickte immer nur auf den blumigen Rand, nie in die dunkle Tiefe.

Zu Hause zerstreuete er sich vorsetzlich, um nur nicht an das zu denken, was so widerstreitend seine Seele bewegte. Er entfernte sich von seiner Schwester, als sie von Philippinen sagte: „o, sie ist ein Engel geworden! Unsre Eltern sind ganz von ihr bezaubert." Durch eine Zerstreuung über die andre betrog er sich um die Zeit, bis es endlich beinahe vier Uhr war; und nun eilte er an den Ort, wo Philippine ihn erwartete.

Schon von weitem sah er sie in der Gatterthüre stehen, und bei jedem Schritte wurde er muthloser, blöder, unzufriedener mit sich selbst und mit Philippinen. Sie winkte ihm freundlich mit der Hand und mit dem Kopfe. Als er endlich bei ihr war, faßte sie sogleich seine Hand, und sagte: „o, lieber Erhard, wie glücklich sind wir Beide! wie selig! Wie freuet es mich, daß ich diesen schönen Tag mit dir, dem Spiel-

gefährten meiner Kindheit, gefeiert habe! Nein, nun werde ich dich gewiß nie vergessen, und dich immer lieben! Wir wollen fromm seyn, und heilig. Heute habe ich dich zum letzten Male vergessen, heute in der Kirche. Da dachte ich gar nicht an dich, an keinen Menschen, nicht einmal an das Leben. Als der Prediger unsre Nahmen aufschrieb, und ich dich erblickte, da erschrak ich recht; ich wußte nicht, daß du da warst."

Sie hätte noch lange so fort reden können: Erhard würde ihr keine Sylbe geantwortet haben; denn dieser Anfang war ihm wieder höchst unerwartet, und er gerieth darüber in seltsame Zweifel. Nun erzählte sie ihm, ihre Mutter glaube, sein Herz sey nicht mehr rein und heilig. „Sieh, Erhard, da habe ich schon längst diesen Tag gewählt, gerade d i e s e n Tag, an dem doch wohl kein Mensch eine Unwahrheit sagen kann. Heute will ich dich zu meiner Mutter führen, und du sollst ihr versichern, daß du fromm und gut bist. Thu' es mir zu Gefallen, lieber Erhard; heute wird sie dir glauben."

Da stand nun der Engel wieder in der Glorie des Himmels vor ihm! O, Philippine! sagte er begeistert: wie gut bist du! wie ehre ich dich! Dies ist der glücklichste Tag, dies die glücklichste Stunde meines Lebens. Gieb mir ein Andenken an diese Stunde, liebe Philippine: die weiße Lilie vor deiner Brust.

Sie gab ihm die Blume lächelnd. „Da nimm sie, zum Andenken an diesen Morgen! Und jetzt komm!"

O, Philippine! wirst du mich auch nie vergessen? nie, so lange du lebst? wirst du mich auch immer lieben?

„Immer!" Sie legte ihre Lippen an seine Wangen, und umfaßte ihn. Er drückte sie an seine Brust, und sagte: ich werde dich ewig lieben! In diesem Augenblick stürzte der Rittmeister auf Beide zu, und rief im heftigsten Zorne: „Das ist zu arg! An diesem Tage! Gott erbarme sich! Hab ich's nicht gleich gedacht? Da hast du den Lohn für dein Rendezvous, du Laffe!" Bei diesen Worten bekam Erhard eine so derbe

Maulschelle, daß er wie versteinert stehen blieb. Nun faßte der Rittmeister Philippinen bei der Hand, führte sie eilig durch den Garten zu Augusten, und sagte unterweges: „Da haben wir ja das Unheil! An dem heutigen Tage! Mein blaues Wunder habe ich gesehen! Ich alter Narr, ich schwimme in Thränen, ich danke Gott auf den Knieen; und ein Paar Stunden nachher giebt es solche Teufeleien!"

So war er mit Philippinen bis in die Nähe des Hauses gekommen, wo die Mutter sie schon erwartete. Sie sah an den Augen des Rittmeisters, und an dem bleichen, höchst ängstlichen Gesichte der Tochter, daß etwas Ungewöhnliches geschehen seyn mußte; deshalb ließ sie Philippinen in das Haus gehen, und sie selbst blieb mit dem Vater draußen. „Hm, ja!" sagte er: „sie sollen gut seyn, die Sonnensteins, besser als ich. Aber Feinde sind wir nun einmal; und mir von einem Feinde das Liebste, was ich auf der Welt habe, wegkapern zu lassen, das leide ich nicht. Liebste, beste Frau, Sie haben

haben glatt vorbei geschossen mit Ihrer Religion, oder was es sonst seyn sollte, in Philippinens Herzen; ich aber, ich traf ins Schwarze. Da bei der Gartenthüre am Felde, habe ich Philippinen so eben auf einem Rendezvous mit dem Laffen, dem Sonnenstein, ertappt. Beide hatten sich umarmt, so fest, daß sie mich nicht hörten und sahen, ob ich gleich vor Zorn auftrat, wie ein Kürassier. Ja, liebste Frau, ich habe wohl hundertmal gedacht: wenn sich erst die Brust — Gott verzeihe mir die Ausdrücke! aber es muß heraus; denn sie ist meine Tochter — wenn sich erst die Brust eines jungen Mädchens hebt, dann hebt sich der Teufel gleich mit, die Eitelkeit oder die Fleischeslust."

Lieber Herr Rittmeister, für Philippinen stehe ich. Reden Sie leiser; ich bitte Sie dringend.

„Stehen Sie? Ich, Frauchen, ich mag nicht für mich stehen, und bin doch ein Mann bei Jahren. Für so ein Ding wollen Sie stehen, das Blut in den Adern hat, wie

Flammen? Ei, der Teufel! Frauchen, Sie sind sonst die Vernunft selbst; aber hier? Ich sage Ihnen ja, sie hatten Mund auf Mund, Brust an Brust, Arm um Arm. Wenn sie denn dabei absolut an die Bibel und an Gott gedacht haben sollen, nun so war's der Spruch: Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein! „Stehe ich!" Liebe Frau, als ob man seit Eva's Falle — die doch, hoff' ich, unschuldiger war, als Philippine, weil sie aus der Hand Gottes, so eben, möchte ich sagen, von seinem Werktische gekommen war — als ob man seit dem traurigen Exempel für irgend ein Mädchen stehen könnte! Und gerade heute! ich möchte schwarz werden! Da hatte die Tante wahrhaftig so halb und halb Recht, als sie sagte: lassen Sie Ihre Tochter in einem Beinhause erziehen; die Liebe wird doch den Eingang dazu finden! . . . Wenn's nur nicht gerade der Sonnenstein wäre; ich würde thun, als müßte es so seyn. Aber lieber wollte ich ja, wer weiß wie weit ziehen, zu den Wilden in die neue

Welt, als meine Tochter hundert Schritte von mir in einem Hause wissen, in das ich nicht anders als mit halbem Herzen gehen könnte!" —

Es war unmöglich, dem Rittmeister bei einem solchen Eifer in die Rede zu fallen; und Auguste wußte ihm überdies jetzt nichts zu erwiedern. Endlich hob sie an: wenn Sie mir versprechen, nicht ein Wort zu reden, so sollen Sie hören, daß wenigstens Philippine unschuldig ist.

„Unschuldig? Nun ja! Wer hat dagegen etwas einzuwenden! Weiß ich nicht, daß es nicht ihre Schuld ist, wenn sie nachgerade an ihr eigenes Nest denkt? Aber lassen Sie doch hören! Ich bin neugierig, was eine Heilige wie Sie zu einer solchen Sache sagen kann!" Er zog sie fort; doch ehe sie ihm folgte, mußte er ihr förmlich versprechen, nicht ein Wort zu der ganzen Verhandlung zu sagen. Nun gingen sie Beide zu Philippinen hinein, die weit betrübter darüber war, daß Erhard sich nicht hatte rechtfertigen können, als daß ihr Vater

sie mit ihm an der Gartenthüre gefunden hatte.

Liebes Kind, hob Auguste freundlich und zutraulich an: wie kamst du zu der Gesellschaft des jungen Menschen?

Ich habe ihn diesen Morgen hierher bestellt, antwortete Philippine sehr offen. —

Der Rittmeister brummte: „unschuldig!" Auguste that, als hörte sie es nicht, und fragte weiter. Philippine erzählte den ganzen Vorgang so aufrichtig, so wahr, daß auch nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben konnte. Auguste sah den Rittmeister siegend an. „Tralala!" sagte dieser. „Und du liebst den Burschen?"

Ja, von ganzem Herzen. Ich liebte ihn schon, als wir noch Kinder waren. Wie es zugeht, daß ich ihn habe vergessen können, weiß ich nicht. Aber nein! Mutter, habe ich ihn wohl je vergessen? Du tröstetest mich ja: ich würde ihn wiedersehen, wie meine selige Mutter. Ich habe ihn wieder gesehen, und jetzt liebe ich ihn eben so zärtlich, wie dich, Mutter, und wie meinen Vater.

„Nun das ist deutlich!" brummte der Rittmeister. „Aber, Jungfer," fuhr er dann auf: „es jammert mich, daß das alles gerade heute geschehen muß! Ich hoffte, das sollte ein Tag seyn, an dem ich mich einmal so recht von Herzen freuen könnte. Liebe hin, Liebe her! Ich befehle dir, den sollst du nicht lieben! Und seh' ich ihn wieder in meinem Reviere, so will ich ihm so zusprechen, daß er das Wiederkommen wohl vergessen soll. Da hast du meine Meinung klar und deutlich!"

Auguste stand auf, um ihn zu begleiten. Draußen fragte er, sie starr ansehend: „Nun, Frauchen?" — Morgen mehr, antwortete sie, und entschlüpfte ihm.

Er setzte sich nicht weit von dem Hause auf einen Sonnenzeiger, und schüttelte zehnmal den Kopf. „Ist es doch," hob er an, „als ob mir seit einiger Zeit alles so ganz gegen Wunsch und Hoffen gehen sollte! Ich armer Mann! da stehe ich diesen Morgen so froh auf, wie ein Vögelchen. Der Tag fängt an wie ein Heilig, heilig, heilig! wie

ein Fest im neuen Jerusalem; und ehe ich es denke, wird aus dem Heilig ein Wehe! . . . Diesen Morgen stand ich hier am Sonnenzeiger, wie ein Kind, und dachte: die Tante habe ich fortgeschickt; und nun fodere ich den Teufel heraus, mir heute nur Eine Stunde zu verderben. Ach, er hat sie mir alle verdorben, und die Nacht dazu, und wer weiß, wie viele Jahre noch hinterdrein! Aber fest will ich bleiben, meinen Gang so unverrückt fortgehen, wie der Schatten hier. Daraus wird nichts, mein Töchterchen! Ich muß einen Schwiegersohn haben, der mir, und dem ich frei und mit Liebe ins Gesicht sehen kann. Und könnte ich das bei dem jungen Menschen? Guter Gott, ich kann es nicht! Ist es meine Schuld, so verzeihe mir! Laß ihn die Krone aller tugendhaften Mädchen finden; nur wende er das Herz meines Kindes nicht von mir ab!" —

Erhard war Anfangs von dem Schlage des Rittmeisters betäubt. Als er sich wieder erholt hatte, fühlte er einen schnellen hefti-

gen Zorn, und dann die tiefste Scham, auf eine so schimpfliche Art behandelt worden zu seyn; doch in jede unangenehme Empfindung mischte sich die Feier des heutigen Tages, und Philippinens sanfte, liebkosende Stimme. Vor dem quälenden Gefühl der Scham verbarg er sich in ein Gebüsch, und fing laut an zu schluchzen, ohne zu wissen, ob vor Schmerz, vor Liebe, oder vor Zorn. Erst nach einer Stunde wagte er es, aus dem Dunkel hervor zu treten; doch auch jetzt noch brannte sein Gesicht, und er hatte nicht den Muth, irgend einem Menschen, der ihm begegnete, in die Augen zu sehen. Auf einem weiten Umwege schlich er nach Hause, und war nur froh, daß Niemand etwas von dem Vorfalle wußte.

Doch die Sache war nicht ganz so unbekannt, wie er glaubte. Die Tante erfuhr, sobald sie zurückgekommen war, etwas davon durch ihre Jungfer, und ging nun sogleich zu dem Rittmeister. Mein Gott, mon neveu! was haben Sie mit Sonnenstein gehabt? Ganz Grundleben ist voll davon, daß Sie seinen Sohn geschlagen haben.

„Hol's der Teufel! Ganz Grundleben? Ihre Jungfer, Tante, die da herum spionirte. Ich rathe ihr, nicht ein Wort mehr davon zu sagen!"

Aber, ich bitte Sie, was hatte er denn begangen? Zwar weiß ich wohl . . .

„Was wissen Sie! Der Bursche that weiter gar nichts, als daß er sagte: Ihr Diener, Herr Rittmeister. Ich antwortete: schönen Dank, Erhard. Das ist es alles!"

Die Tante forschte, fragte, log, that geheimnißvoll, und brachte so fast das ganze Haus in Aufruhr über die schreckliche Begebenheit. Die Nachricht kam in das Dorf, und endlich auch zu Sonnensteins, was die Tante eben wollte. Sonnenstein fragte mit ernstem Gesichte: „Erhard, was hast du am Pfingstfeste mit dem Rittmeister gehabt? Er hat dich geschlagen."

Der junge Mensch ward feuerroth. Nicht viel, antwortete er. Seine Tochter stand in der Gartenthüre, als ich vorüberging. Ich redete sie an. Der Rittmeister kam dazu. Sie wissen ja, daß er ein Feind von uns

ist. Er stieß mich heftig von der Thüre zurück.

„So?“ sagte Sonnenstein kalt, aber erbittert. „Nun, dafür kannst du nicht. Man hat Schläge aus diesem Zurückstoßen gemacht; der Rittmeister selbst erzählt die Sache so. Du bist noch ein Kind, mein Sohn; deshalb lasse ich es gut seyn. Ist es so, wie du sagst?“

Es ist so, lieber Vater. — Durfte er verrathen, daß Philippine ihn bestellt hatte?

„Nun, so wirst du einsehen, mein Sohn, daß du des Rittmeisters Schwelle nie wieder betreten darfst. Ich begreife, was dich in diesen Tagen nach der Gegend, und zu des Rittmeisters Tochter hin ziehen konnte! . . . Die Schamröthe auf deinen Wangen zeigt, daß du eine pöbelhafte Beleidigung fühlst; aber sich ihr zum zweiten Male aussetzen, hieße, jede, auch die allerniedrigste, verdienen. Ich hoffe, du wirst fühlen, was du dir und deinen Eltern schuldig bist! . . . An dem Tage!“ setzte er nach einer Pause hinzu. „Der rohe Unmensch! Gerade an

dem Tage, an welchem auch das wildeste Gemüth auf vier und zwanzig Stunden Frieden macht! — Mein Sohn, wir haben zum letzten Mal von dem Rittmeister mit einander gesprochen!"

Erhard kannte seinen Vater: wenn er so mit ernster Würde sprach, waren seine Entschlüsse unerschütterlich. Er fühlte mit glühender Schamröthe, wie sehr er beleidigt war; doch gern hätte er den Rittmeister entschuldigt, und offenherzig gestanden: der Vater fand mich in den Armen, an den Lippen seiner Tochter. Aber — konnte er die Heilige Preis geben? —

Sonnensteins wissen es! sagte die Tante hämisch; und der kluge Herr hat sich einmal recht tüchtig geärgert!

„Schlimm, wenn sie es wissen!" erwiederte der Rittmeister finster. „Ich wollte, alle diese Klätschereien holte der Teufel, und Ihr Kammerkätzchen dazu! . . . Sonnenstein weiß es! Aber wie weiß er es? Ich hätte es ihm sagen sollen, ich; und er würde mir geantwortet haben: Sie thaten Recht. Er

ist selbst Vater; ich weiß, was er denken muß, wenn er nicht alles weiß. Gott richte zwischen mir und ihm! Ich hasse ihn nicht; er aber, fürchte ich, haßt mich!" —

Es verkannten einander jetzt mehr Herzen in Grundleben. Philippine sogar fragte, als ihr Vater das Zimmer verlassen hatte, erst sich selbst, und dann ihre gute Mutter: „wie! ihn soll ich nicht lieben? Worüber war denn der Vater so böse, daß er Erharden schlug? Ja, Mutter, er schlug ihn, und so stark!" — Der Eifer, mit dem sie erzählte, röthete ihre Wangen. — „Die Tante Isabelle, sagst du, hat meinen Vater mit Sonnensteins entzweiet. Nun, schon den Vater zu schlagen, wäre nicht gut, nicht recht gewesen; aber was that denn der Sohn?"

Die Ungerechtigkeit ihres Vaters hatte Philippinens Herz empört; und es kostete der Mutter Mühe, den Sturm in der sonst so friedlichen Brust zu beruhigen. „Ich soll ihn nicht lieben," fing sie nach einer Pause wieder an. „Noch Niemanden habe ich ge-

haßt, Niemanden. Ich liebe alle Menschen; nur gegen die Tante, liebe Mutter, bin ich wohl bisweilen kalt gewesen. Und i h n sollte ich nicht lieben, ihn? Ach, wie es zugeht, weiß ich nicht — ihn liebe ich mehr, als jeden andren Menschen. Wie sollte ich es auch nur anfangen, ihn n i c h t zu lieben! Ich werde an ihn denken, liebe Mutter, werde von ihm träumen, werde seine Stimme hören, und sein Auge voll Thränen sehen! Immer klingen die letzten Worte, die er mir sagte: „ewig werde ich dich lieben," — immer klingen sie mir — nicht in den Ohren, nein in meiner Brust; und sie werden ewig darin klingen!"

So hatte die Mutter Philippinen noch nie gesehen! Sie konnte ihr unmöglich sagen, was ihr Vater unter L i e b e verstand; und doch war ihr seine Hitze auf keine andre Weise zu erklären. — Man redet gewöhnlich schlecht, wenn man nicht aus dem Herzen redet; und so ging es jetzt auch der armen Auguste. Sie hielt einen langen Vortrag, auf den aber Philippine am Ende er-

wiederte: „ich habe dich gar nicht verstanden.“

Du wirst mich bald verstehen lernen! sagte endlich die Mutter ungeduldig; und leider lernte Philippine das früher, als die Mutter es wünschte.

Die Confirmation war der Zeitpunkt, nach welchem Philippine, wie der Vater der Tante, und auch andren Leuten, gesagt hatte, in die Welt treten sollte. Die Tante verstand hierunter etwas ganz Andres, als Auguste; und der Rittmeister ließ Beide in ihrem Glauben, ohne sich näher zu erklären. Am Tage nach Pfingsten sollte Philippine in die Hände der Tante fallen. Der Rittmeister hatte wohl hundertmal gesagt: „das soll sie nicht!“ Auguste glaubte aber, daß die Tante ein- für allemal des Mädchens äußere Cultur bestimmen müßte. Sie war überzeugt, daß Philippine einen unversöhnlichen Haß gegen alle Putzsucht und Eitelkeit bekommen würde, wenn man sie gleich Anfangs recht damit quälte; und daß die Tante das thun würde, war vorauszusehen.

So wie Philippine heute die Augen aufschlug (sie hatte länger geschlafen, als die Mutter), waren ihre ersten Worte wieder: „ich soll ihn nicht lieben; und ich habe die ganze Nacht von ihm geträumt!" Die Mutter hatte nasse Augen; denn sie dachte schon im Aufstehen an die Noth, die ihre Philippine wenigstens einige Tage haben würde. Denke an die Tante! sagte sie. Wenn sie aufgestanden ist, um zehn Uhr, will sie deine Toilette einrichten! — Philippine ging in den Garten, horchte auf den Schlag der Nachtigall, und träumte sich den Morgen des ersten Pfingsttages zurück. Sie wurde dabei immer heiterer; denn es war ihr lieb, daß sie jetzt mehr in die Welt kommen sollte, weil sie dadurch Hoffnung hatte, ihren Erhard einmal wiederzusehen.

Endlich wurde sie von Isabellens Jungfer abgeholt. „In zehn Minuten," sagte sie zu ihrer Mutter, „bin ich wieder hier;" und nun lief sie die Alleen so schnell hinunter, daß die Jungfer ihr kaum folgen konnte. Man führte sie in das Zimmer der

Tante, wo auf den Toiletten Büchsen, Salben, wohlriechende Wasser, Puder und Haartouren lagen, und wo der Bediente schon zum Frisiren bereit stand. Philippine sagte, rings umher blickend: „welch eine Menge Sachen!" — Liebes Kind, was kann man hier auf dem Lande haben! Man dankt Gott, wenn man nur das allernothwendigste zusammenbringt.

Die Tante verlangte nun, sie sollte sich ausziehen, und die Jungfer machte Anstalt, ihr zu helfen. Philippine erröthete, und sah bald die Tante, bald den Bedienten an, der nicht von der Stelle wich. Als die Jungfer ihr das Tuch abnehmen wollte, sagte sie endlich, mit dem Purpur des Zorns auf der Wange: „ich werde mich doch nicht in Gegenwart andrer Menschen entkleiden sollen?" —Pfui, ma niece! Die erste Regel in der Welt heißt: point de pruderie! Julius ist Friseur in der Residenz gewesen; dem ist das nichts Neues. — Der Bediente machte eine Grimasse, als ob er heimlich kicherte. „Ich thue es nicht!" sagte Philippine; und se-

gleich ging sie in das Schlafzimmer der Tante. Sie kam sittsam in den Pudermantel gehüllt zurück, und setzte sich. Als Julius an sie heran trat, sprang sie wieder auf; doch sie mußte sich ergeben. Man brannte die schönen Haare, man schnitt die langen goldnen Locken weg, man raufte, man zerrte sie, daß ihr Thränen in die Augen traten. Als sie endlich fertig war, sagte die Tante, ihr einen Spiegel bringend: nun sollst du sehen, was aus dir geworden ist! Philippine fuhr erschrocken von dem Spiegel zurück, und weinte vor Betrübniß. „O Gott! wie sehe ich aus!"

Ah, l'innocente! sagte die Tante lachend. Wie eine Dame, ma niece. Julius! Hannchen! redet; schmeichelt nicht! Ist sie nicht zum Verlieben? O, wenn du erst die airs der großen Welt hast, mein Kind; wenn du erst weißt, wie du stehen mußt, wie du die Schultern ... Es ist unverantwortlich, daß dein Vater funfzehn Jahre lang gar nichts für deine Bildung gethan hat! Warte nur, Pinchen! Wenn du erst diese heilige Sainte-

n'y-touche-Miene abgelegt hast, die für eine Pastorfrau recht hübsch wäre; wenn deine frommen Augen — auch die muß man haben, mein Kind! — erst schelmisch lächeln, erst so recht anlockend, verliebt, zärtlich blikken können — in deinem Alter hatte ich ein Paar Augen, ich wäre zur Noth ohne Zunge fertig geworden: so sprachen sie! – dann, Pinchen, werden sich die Herzen aller Männer dir zu Füßen legen. Redet, Julius! Hannchen!

Wahrhaftig, Ew. Gnaden, die Herzen aller Männer! erwiederten Beide.

Philippine begriff von dem allen kein Wort, und fand es nur sehr langweilig. Nun, Julius, hob die Tante wieder an, frisir' Er mich. Hannchen, zieh du das Fräulein unterdessen an. Da ist eine neue Schnürbrust. In deiner sieht man ja kaum den Hals. Hier tritt vor mich hin, daß ich sehen kann, wo es fehlt. Das Puderhemde herunter! — Sie predigte tauben Ohren; Philippine blieb stehen, bis Julius hinaus war.

Nun mußte sie sich schnüren lassen. Sie

glaubte, ihre Wangen würden vor Gluth aufspringen, als die Tante und Hannchen allerlei über ihre Gestalt sagten, was sie für höchst sittenlos hielt. In dem Augenblick klingelte die Tante, und Julius trat rasch in das Zimmer. Philippine drängte sich in Hannchens Arme, und verbarg sich an ihr; zugleich sagte sie aber mit fester, entschlossener Stimme: „Tante, ich habe ihr Zimmer zum letzten Male betreten! Geh Er, unverschämter Mensch, oder ich werde es meinem Vater sagen!" Julius erschrak, und ging. Als er fort war, zog Philippine sogleich das Puderhemde wieder an, und erklärte fest: sie würde es nicht eher wieder ablegen, als bis ihre Mutter da wäre.

Alles Bitten, alles Drohen der Tante half nicht; Philippine blieb unbeweglich, und man mußte die Erzieherin kommen lassen. So wie diese nur die Thür aufmachte, eilte ihr Philippine mit ausgebreiteten Armen entgegen, und sagte: „ach, wie unglücklich bin ich, meine gütige Mutter!"

Unglücklich, Fräulein? fragte Auguste.

Was ist Ihnen begegnet? Sie sind ja erschrocken!

Philippine sah sie starr an, sank vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee, und sagte in jammernden Tönen: „hier bleibe ich liegen, bis du mich wieder du, und meine Tochter nennst."

Ame ignoble! indigne! rief die Tante, sich wegwendend, mit Abscheu. Dein Vater will es, du albernes Geschöpf! Sie soll dich Fräulein nennen, und Sie.

„Hier bleibe ich liegen," jammerte Philippine aufs neue, „bis du mich wieder du, und meine Tochter nennst!"

Komm an das Herz deiner Mutter, meine Tochter! sagte Auguste nun, von Philippinens Schmerze überwältigt.

Wollen Sie ihr wohl befehlen, grinsete die Tante höhnisch, daß sie sich anziehen läßt?

Philippine warf den Mantel ab, und ließ sich ankleiden. Doch nun erhob sich ein neuer Streit: sie sollte mit bloßer Brust gehen, und weigerte sich entschlossen. Be-

fehlen Sie ihr, zu gehorchen! sagte die Tante.

Wenn sie nicht will, so wird der Vater entscheiden müssen.

Er hat mir völlig freie Gewalt gelassen!

„Da ist er! o, da ist mein lieber Vater!" rief Philippine dem Rittmeister, der so eben herein trat, entgegen.

„Was giebt es denn?" fragte er mit gerunzelter Stirn. „Tante, ich will Ruhe, Liebe, und Frieden mit meinem Kinde. Zum Teufel! ich habe vor ein Paar Tagen bei der Sonnenuhr Betrachtungen angestellt, die ich nicht oft anstellen darf. Mit meinem Bruder und mit meinem Schwager lebe ich in Unfrieden; das Herz meiner Tochter will ich behalten, und sollte auch in ihrem ganzen Leben kein Stäubchen Puder auf ihren Kopf kommen!"

Gott sey Dank! rief Philippine, und riß die falschen Locken, das Küssen, die Haarnadeln, und die Bänder vom Kopfe. Sie nahm ihr weißes Kleid auf den Arm, eilte triumphirend die Treppe hinunter durch den

Garten, und war nach einer halben Stunde wieder wie sonst gekleidet. Die Tante schrie, pelferte, und sprach halb Französisch, halb Deutsch. Der Rittmeister sprudelte ihr eine Menge Flüche zu, und sie sang endlich mit gellender Stimme:

Hier durch Spott und Hohn,
Dort die Ehrenkron!

Doch der Rittmeister, den sonst jeder Gesang zum Schweigen brachte, fluchte immer lauter, sprach von falschen Zähnen, von grauen Haaren; und nun verlor die Tante alle Besinnung: sie gerieth in den schrecklichsten Zorn, der sich zuletzt mit Krämpfen endigte. Bei diesem Anblicke fiel dem Rittmeister der Muth, und er sagte sanfter: „hol's der Teufel! Ich bin hitzig, das wissen Sie. Nehmen Sie lieber etwas rothes Pulver.“

Philippine sang unterdessen mit den Nachtigallen und Finken um die Wette, bis die Mutter kam, und ihr begreiflich machte, daß die Tante nicht so ganz Unrecht hätte. Man ließ sich nun auf Traktaten ein: Phi-

lippinens Jungfer sollte das Frisiren lernen, und sonst Niemand sie bedienen. Noch bedang sich Philippine ein Halstuch aus, so undurchsichtig und so groß sie nur immer wollte. Die Tante mußte nachgeben; sie schwor aber, sich an dem einfältigen, naseweisen Mädchen zu rächen, und übrigens bei der ersten Gelegenheit die Traktaten als null und nichtig zu kassiren.

Nun wurde ein Tanzmeister berufen. Die Tante zeigte ihm Stellungen, und hatte immer gegen ihn und Philippinen etwas einzuwenden; doch diese lernte in Kurzem vortrefflich tanzen. Es wurde eine Französische Mamsell aus Lausanne verschrieben, dann eine zweite aus Genf, und eine dritte aus Montbeillard. Die Tante zankte binnen einem Jahre eine nach der andern zum Hause hinaus; und während dessen hatte Philippine das Französische sehr gut sprechen und schreiben gelernt. Nun sollte sie der Tante Romane vorlesen, oder sich von ihr vorlesen lassen. Sie warf bei der ersten Verletzung der Sittlichkeit, die ihr vorkam,

das Buch unwillig hin. Die Tante rief: petite impertinente! continuez! ce moment même!

Philippine stand auf, und sagte stolz: „ich bin zu gut, um dieses verächtliche Zeug lesen zu können."

Heuchlerin! rief die Tante mit glühenden Augen. Du zu gut? Wer nur nicht wüßte, was an dem Tage deiner ersten Communion vorgefallen ist!

Jetzt war Philippinens innerstes Heiligthum mit frecher Hand angetastet. Ihr Gesicht flammte dunkelroth; sie stand so stolz da, wie eine Kaiserin, warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf die Tante, wendete sich langsam um, und sagte im Gehen: „ich verachte Sie, wie sonst keinen Menschen." Und das in Hannchens Gegenwart! Die Tante zerfloß zum ersten Mal in heißen Thränen, mehr des Schmerzes, als des Zorns. Sie ließ den Rittmeister rufen. Er sah in ihren Augen sanftere Thränen, als er an ihr gewohnt war, und wurde mitleidig. Sie erzählte ihm nun den Vorfall, und er ge-

rieth wirklich in Zorn über Philippinen. Er konnte indeß der Tante doch nicht so recht trauen, und ließ sich daher die Stelle zeigen, welche Philippine nicht hatte lesen wollen. „Aber, zum Teufel!" hob er nun an — „Gott segne das Kind dafür! Tante, verstehen Sie denn nicht, was das hier heißt?"

Den Reinen ist alles rein! antwortete sie schluchzend.

„Rein, das ...? Ich bin Soldat gewesen, Tante, und im Lager geht es nun eben nicht so zu, daß Gott mit Wohlgefallen darauf herunter sehen könnte; aber das ist nicht einmal mir rein genug. Nun, wie ging es denn weiter? Sie warf das Buch hin? Da that sie recht. Aber weiter! Sie haben etwas ausgelassen"

Die Tante erzählte, um sich zu rächen, was Philippine gesagt hatte; und der Rittmeister erwiederte: „verächtlicher kenne ich doch wahrhaftig nichts in der Welt, als Sie!" Mit diesen Worten schlug er die Thüre hinter sich zu. —

Philippine zerfloß unterdessen in heißen Thränen, weil die Tante sie allzu schmerzlich gekränkt hatte; und kein Zureden, kein Befehl konnte sie bewegen, sich mit dieser zu versöhnen.

„Ich möchte toll werden!" sagte der Rittmeister endlich. „Seit acht Tagen donnern von zehn Uhr Morgens an, die Thüren im Hause, daß mir die Ohren weh thun. Mein Haus ist ja die leibhaftige Hölle."

Warum treiben Ew. Gnaden den Teufel nicht aus? sagte der alte, treue Bediente.

„Ich weiß, was du meinst; aber . . . sie ist meine Mutter gewesen, als ich hülflos war und kaum das liebe Brot hatte."

Das mag seyn. Ich, in Ihrer Stelle, gäbe ihr reichlich; aber zehn gute Meilen weit von hier, oder zwanzig: je weiter, desto besser!

Der Rittmeister sprang auf, und lief zu der Tante, die so eben die Thür ihres Vorzimmers zuschlug, einen Stuhl umwarf und ihrem Mädchen eine Maulschelle gab. Er

faßte ihre Hand sehr unsanft. „Wo wollen Sie künftig wohnen, Fräulein? in Gotha, in Weimar, in Erfurt, in Dresden? Alles einerlei! Noth sollen Sie nicht leiden; aber fort müssen Sie!"

Sie sah in seinem Gesichte nicht Zorn, sondern nur Ernst und Kälte, die ihr fürchterlicher waren, als jener. Ach! sagte sie, die Hände ringend: meine Seele ist voll Jammers, mein Leben ist nahe bei der Hölle!

„Nahe dabei? Mitten darin, Fräulein! und ich dazu, und ganz Grundleben! Das muß ein Ende nehmen. Wo wollen Sie wohnen?"

Meine Freunde hast du fern von mir gethan, du hast mich ihnen zum Gräuel gemacht.

„O, möge Gott nicht hören, was Sie da sagen! Er hat das nicht gethan; Sie selbst, Fräulein Jesabell. Aber, wenn Sie auch den ganzen Psalter hersagten, und den 119ten Psalm zehnmal, so müßten Sie doch fort! Ich will hier auf der Erde nicht mehr die Hölle haben."

Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend . . .

„Das ist sie; aber nicht vor Elend, sondern vor Alter, und vor grundbösen Leidenschaften, als da sind Neid, Hochmuth, Zorn, Klatschsucht, und so weiter."

Ich schreie zu dir, Herr, daß du vergeltest meinen Feinden auf ihren Kopf.

„Was? Himmel-Element! Was? auch das noch? Sie rufen Gottes Gerichte über uns? Ist es noch nicht genug, daß ich mich seit sechzehn langen Jahren habe von Ihnen martern lassen? Denn Sie, Fräulein Jesabell, Sie, nicht Gott — ich weiß den 88sten Psalm auch — Sie machen, daß meine Freunde und Nächsten, und meine Verwandten sich fern von mir thun um solches Elendes willen! . . . Gottfried!" rief er jetzt donnernd in den Hof; „spann den großen Wagen an! Den Augenblick!"

Nun sah sie, daß es Ernst war. Sie faßte mit krampfhaftem Schmerz auf ihre Brust, schwankte, hielt sich zitternd an einem Stuhle, griff nach seiner Hand, und

ſagte leiſe: auf den Sofa! (Er brachte ſie hin.) Den Leichenwagen laſſen Sie anſpannen! — O, der Sohn meiner lieben Schweſter! Wenn ich erſt Staub und Aſche bin, dann wird ja Friede hier werden!

Der Rittmeiſter machte, ob er gleich das wahrſte Mitleiden fühlte, von Zeit zu Zeit die heftigſten Bewegungen des Zorns; er ärgerte ſich über ſein Mitleiden, und fluchte über ſeine Härte. Die Tante erhielt indeß nur einen zweifelhaften Sieg über ihn. Er beſtellte zwar den Wagen wieder ab; doch ſagte er ihr, ſobald ſie ſich wieder erholt hatte, mit kaltem Ernſt: Fräulein, ſchlägt wieder eine Thür, oder heult Hannchen, oder Julius über Maulſchellen, kurz, hör' ich wieder ſolchen Lärm aus Ihrem Zimmer her, ſo laſſe ich anſpannen, und ſollte der Wagen darüber zum Leichenwagen werden! Da haben Sie meine Meinung kurz und deutlich!"

Es blieb vier Wochen ruhig, und Philippine war wie im Himmel; denn die Tante ſah ſie nicht mehr an, und ſprach kein Wort mit ihr.

Gleich an dem Tage nach Pfingsten hatte Auguste eingesehen, daß sie mit Philippinen über gewisse Dinge reden müßte, wenn anders nicht die Tante es auf ihre Art thun sollte. Sie sprach daher mit dem geliebten Kinde unter vier Augen über ihr künftiges Leben in der Welt, über die Gefahren der Verführung, über die Heftigkeit der sinnlichen Triebe, und über die Sittenlosigkeit der meisten Männer, besonders in den höheren Ständen.

Philippine hatte hundert Fragen zu thun, und die Mutter gerieth darüber in große Verlegenheit, da sie selbst nicht wußte, wie weit sie in ihrer Vertraulichkeit gehen dürfe, oder nicht. Doch endlich nahm sie Philippinen in ihre Arme, und sagte mit Thränen: dein Herz war unschuldig bis diesen Augenblick, und deine Phantasie ganz rein. Du wirst lieben; aber auch deine Liebe müsse rein seyn, wie eine Lilie, und fromm wie ein Gebet!

Das Wort: Lilie, erinnerte Philippinen sehr lebhaft an Erhard, an den sie

schon vorher, bei dem Worte: Liebe, immer gedacht hatte. „So glaubte mein Vater wohl," fragte sie, „ich liebte Erharden mit der — irdischen Liebe?"

Ohne Zweifel glaubte er das; und weil du selbst darauf kommst, mein Kind, so prüfe dich doch, ob deine Liebe zu dem jungen Sonnenstein nicht ein wenig Irdisches an sich hatte.

Philippine legte versichernd die Hand auf ihr Herz, das so ruhig, so schuldlos in ihrem Busen schlug: „Nein, liebe Mutter. Es war Anfangs nichts als Freude über das Wiedersehen meines Gespielen, und dann eine fromme, gewiß sehr fromme und süße Begeisterung, worein mich die Rede des Herrn Predigers gesetzt hatte. Sieh, Mutter, wir Beide standen vor ihm. Erhard hatte seine Hand in die meinige gelegt. Der gute alte Prediger machte mich zum Zeugen, zum Bürgen bei Erhards Versprechen, treu zu seyn bis an's Ende in der Tugend. Das war es, nur das. — Ich merke jetzt wohl, daß ich gefehlt habe." Sie er-

röthete, und verbarg das glühende Gesicht an dem Busen der tröstenden Mutter. „Jetzt erröthe ich; damals nicht. Glaube mir, ich legte meine Wange an seine Lippen, wie ich sie jetzt an deinen Busen lege. Meine Liebe zu ihm war nichts anders, als meine Liebe zu dir."

Ich glaube das, mein Kind, ich weiß es. Aber von heute an wird deine Liebe zu ihm, vermuthe ich fast, etwas anderes seyn.

„Ach, liebe Mutter, ich möchte dir so gern widersprechen! Aber warum wäre ich denn roth geworden, wenn sie nichts anderes wäre! Warum pocht denn mein Herz so laut, wenn ich an ihn denke! Ist es denn etwas Unheiliges, an ihn zu denken, daß ich so erröthe, und daß mein Herz so ängstlich pocht?"

Du machst mich unruhig, Kind; ich weiß nicht, was ich dir antworten soll. Etwas Unheiliges ist es nicht; aber wie leicht, ach! wie leicht, kann es unheilig werden! Dein Vater würde nie in eine Verbindung zwi-

schen dir und Erhard willigen, auch wenn Ihr schon erwachsen wäret. — Doch, mein Kind, jetzt hast du andre Pflichten; du mußt dich auf dein Leben in der Welt vorbereiten. Liebe wird erst dann deine Pflicht, wenn dein Vater deine Hand einem Manne bestimmt.

Philippine ließ den Kopf sinken, und es drangen ein Paar Thränen unter ihren Augenliedern hervor. „Ach," sagte sie nach langem Besinnen: „man kann in der Welt wohl sehr unglücklich werden, liebe Mutter: nicht wahr?"

Unglück ist vergänglich, wie das Glück; die Tugend allein ist ewig, und läßt das Herz nie ganz in Unglück versinken.

„O, das fühle ich schon jetzt, da ich mir denke, wie glücklich und wie unglücklich man seyn kann! . . . Mir ist doch ein wenig ängstlich!"

Du fühlest jetzt, vielleicht zu stark, zu lebhaft, in welchen Widerstreit die jungfräuliche Sittsamkeit mit dem Herzen gerathen kann: nicht wahr?

„Das

„Das wohl auch. Aber — ich war so glücklich in meiner Unwissenheit. Und jetzt? Was mag wohl Erhard von mir denken! und was mein Vater!"

Da spricht die Jungfrau aus dir, die holde Scham unsres Geschlechtes, der lieblichste Reitz der Schönheit. Fühle immer so, mein Kind; und dein Herz wird nicht unglücklich werden! —

Von jetzt an verstand Philippine die Anspielungen der Tante, und verachtete sie immer stärker. Die jungfräuliche Scham keimte in dem zarten Herzen hervor, und machte es noch reiner, noch heiliger. Sie dachte — Anfangs mit Unruhe — oft an Erhard; aber sie wünschte nicht, ihn wiederzusehen, weil sie sich nie ohne Erröthen an die Scene vor der Gartenthür erinnern konnte. Er ging zuweilen vorüber, wenn sie am Fenster stand, und grüßte sie; dann verneigte sie sich freundlich, doch mit stiller Ruhe, und niemals sah sie ihm nach, obgleich ihr Herz bei seinem Anblick pochte. „Ich liebe ihn nicht," sagte sie zu sich selbst; „aber

ich fühle, daß ich ihn recht herzlich lieben würde, wenn die Vorsehung mich dazu bestimmt hätte, sein Leben glücklich zu machen." Sie redete jetzt nur selten von ihm mit ihrer Mutter, und freuete sich, daß ihre Empfindungen für ihn an Stärke verloren, daß er ihr Herz nicht mehr in die vorige Bewegung brachte. Der Vorwurf ihrer Tante, mit dem sie doch nur den Auftritt an der Gartenthüre gemeint haben konnte, schmerzte sie tief. Sie sah nun, wie äußerst vorsichtig ein Mädchen seyn muß, den Ruf ihrer Unschuld zu behüten.

Der arme Erhard wurde das Opfer ihres kindlichen Zutrauens. So stark auch die Eindrücke gewesen waren, die ihre liebliche Schönheit und ihre Unschuld — in Verbindung mit den höchsten Gefühlen der Religiosität — auf sein Herz gemacht hatten; so würden sie dennoch durch die Zeit und durch den leichten Sinn seines Alters wieder erloschen seyn, wenn nicht alles, was ihn umgab, diese Eindrücke immer noch verstärkt hätte. — „Welch ein himmlisches Mädchen

ist des Rittmeisters Tochter!" sagte jeder, der zu Sonnensteins kam, und bei dem Rittmeister gewesen war. „Welch ein Engel! welch ein segnender Engel!" sagten alle Domestiken. — „Ich will des Teufels seyn, Herr Baron," sagte der Tanzmeister ganz entzückt zu Sonnenstein, „wenn Fräulein Bärburg nicht die schönste der drei Grazien ist, Fräulein Minetten abgerechnet." So sprach jeder; und das Schlimmste war, daß Erhard zu dem allen schweigen mußte.

Endlich traf Sonnenstein, der Vater, einmal mit Philippinen bei dem Prediger zusammen, und sie blieb beinahe eine ganze Stunde. Als er zurückkam, sagte er mit leuchtenden Augen: „ja, liebe Sophie, das Gerücht sagt noch bei weitem nicht genug von Bärburgs Tochter. Du weißt, wie wenig ich es leiden mag, wenn man ein Mädchen einen Engel nennt; hier aber muß ich das Wort selbst brauchen, weil es das einzige ist, das paßt. Du hast nie ein so ätherisches Gesicht gesehen, nie schönere Augen. Aber das alles ist nichts. Vergleiche ich, so

haben tausend Mädchen solche Augen; doch der Engel hinter den Augen fehlt. Wenn sie spricht, — man weiß nicht, woher die sanfte Musik kommt. Was sie sagte, könnte auch jede Andre sagen; doch man möchte schwören, es müsse noch ein geheimer Sinn in ihren Worten liegen."

Aber wie betrug sie sich denn gegen dich?

„Nun, ich habe ja schon gesagt: wie ein Engel. Man glaubt immer, in diesem Augenblick wird sie ein himmlischer Glanz umstrahlen. Ich habe nun gefühlt, gesehen, liebe Sophie, daß es eine Schönheit der Seele giebt, eine stille Reinheit, die jedes Talent, jeden Schmuck, jede Kunst entbehren kann. Philippine ist freilich in der Einsamkeit erzogen; aber doch begreife ich nicht, wie sie in der Nähe ihrer Tante, dieses abscheulichen Weibes, und unter den rohen Fäusten ihres Vaters das hat werden können!"

Sonnenstein sprach jetzt bei jeder Veranlassung von Philippinen. Erhard, der es hörte, ging still aus dem Hause, und hielt

sich so lange in der Nähe von des Rittmeisters Garten auf, bis er den Engel einmal von weitem sah. Nun hatte er zwar ihre schlanke, zarte Gestalt gesehen, aber nicht ihren Fuß, ihren Gang. Er kam wieder, und sah auch den, doch nicht ihren Arm, nicht ihre Augen und ihr Lächeln. So drückte er den Pfeil der Liebe immer tiefer in seine Seele. Einige Mal stand er im Begriff, den Prediger zu besuchen, weil er wußte, daß Philippine bei ihm war; doch er hatte eine heilige Scheu vor diesem Mädchen, und wagte es jetzt nicht, hinein zu gehen. Indeß, da er oft zu dem Prediger ging, so fand ihn Philippine dort einmal. Ah! sagte das würdige alte Ehepaar, als sie mit ihrer Mutter hereintrat. Erhard erröthete, und fühlte sich so blöde, wie noch nie in seinem Leben. Sie grüßte ihn mit einnehmender, doch sittsamer Freundlichkeit, und redete ihn an. Der Prediger erinnerte Beide an ihre Confirmation. Erhard schwamm in einem Meere von Entzücken, und Philippinens Auge funkelte; das war aber auch al-

les. Er ging, trunken von Liebe, von Entzücken, nach Hause; doch zugleich empfand er ein sehr schmerzliches Gefühl: sie hatte ja mit ihm, dem Freunde, dem Geliebten ihrer Kindheit, nur so wenige Worte gesprochen!

Er machte Versuche, eine Versöhnung der beiden Familien zu bewirken; doch vergebens. Sein Vater durfte sogar nicht einmal merken, daß er das Haus eines Mannes zu betreten wünschte, der ihn so unverzeihlich beleidigt hatte. Nicht lange, so fing er an, in eine finstre Schwermuth zu versinken. Der Vater glaubte, ihn drücke das Gefühl der Abhängigkeit; daher verschaffte er ihm eine Officierstelle bei einem Cavallerie-Regimente. Erhard hatte nicht den Muth, etwas dagegen einzuwenden. Als der Tag seiner Abreise heran nahete, wünschte er, Philippinen noch einmal zu sprechen; doch er wagte es nicht, zu ihr' zu gehen. Beim Abschiede umarmte er in stiller Traurigkeit seine Schwester, und sagte ihr: „ich bitte dich dringend, schreib mir jeden Posttag; jeden, wenn auch nur eine einzige Zeile!" Er

war dabei so seltsam heftig, daß seine Schwester ihn fragte: aber was hast du, Erhard?

„Ach!" seufzte er; „ich muß weg, und — du weißt nichts! Aber wenn du mich liebst, so erfülle meine letzte Bitte!" —

Philippine hätte ihn gern noch einmal gesehen; sie dachte mit herzlicher Freundschaft an den Jüngling, den sie nie gänzlich vergessen konnte, und der nun in die Welt voll Gefahren treten sollte. Doch sie mußte ihren Wunsch verschweigen. Als er in seiner Uniform wegritt, stand sie am Fenster, sah ihm nach, so weit sie konnte, und zerdrückte eine Thräne in ihren Augen.

Beide waren nun gänzlich getrennt; doch in Philippinens Herzen blieb ein zartes Andenken an ihn, wie eine dunkle Erinnerung aus einer andern Welt, oder wie das Gefühl bei den Tönen einer alten Melodie, bei dem Anblick eines Gesichtes, das man in der Kindheit gern gesehen hat.

Erhard liebte Philippinen mit dem jugendlichen Feuer eines tugendhaften, edlen Herzens. Sie war der Stern, der ihn lei-

tete, der Schutzgeist, der ihm bei jedem, auch dem kleinsten, Schritte aus der Bahn der Tugend ernst entgegentrat. Nach drei Jahren, gerade am Tage seiner Abreise von Grundleben, sagte er, in banger Schwermuth: „ich habe dir Wort gehalten; ich bin noch rein und gut. Aber — hast auch du Wort gehalten? Du wolltest mich ewig lieben! Ach, könnte ich dich nur Einmal, nur in einem Traume, in einer Ahnung, an dieses Versprechen erinnern! Hast du dein Wort gebrochen, Philippine — du sollst keinen Vorwurf von mir hören; aber dann weine eine reuige Thräne auf meine Asche!" —

Der Rittmeister fühlte sich während dieser ganzen Zeit nichts weniger als glücklich. Die Feindschaft mit seinem Bruder war freilich nicht erklärt, aber dennoch bestand sie, und lag drückend auf seinem Herzen. Die Tante, die sich sonst, um wieder neue Händel erregen zu können, mit ihren Feinden leicht versöhnte, machte doch mit dem Präsidenten eine Ausnahme, und wendete ganz andre Künste an, den Rittmeister zu

überzeugen, daß jener seine Feindschaft verdiene. Sie brachte Briefe zum Vorschein, und zwar unverdächtige, von des Präsidenten eigner Hand; und sobald der Rittmeister einmal auf den Gedanken an seinen Bruder gerieth, war sie in der größten Thätigkeit, ihn wieder davon abzubringen.

Aber, sagte Auguste, ich würde, wenn ich in Ihrer Stelle wäre, den Knoten zerhauen. Er ist doch Ihr Bruder; und Sie lieben ihn!

„Freilich! Gott weiß, daß ich ihm viel verzeihen wollte. Aber still, Frauchen! ganz still! Hier ist die Tante einmal im Hellen, und aufrichtig; ich habe Schwarz auf Weiß gesehen. Meinen Sie denn, ich würde mich durch Ohrenbläsereien gegen meinen Bruder einnehmen lassen? Nein, hier ist eine ganz besondre Geschichte, die ich mit in mein Grab nehmen will."

Gerade an einem Tage, an welchem er den Gedanken, daß er mit seinem Bruder in Unfrieden lebte, sehr drückend fühlte, hatte er ganz unvermuthet eine große Freu-

de. Die Thür seines Zimmers flog auf. Es kam ein Mann in einem schlichten blauen Rocke, der auf der Schwelle stehen blieb, und ihm zurief: Gerathen! wer bin ich?

„Rohr! lieber Rohr!" rief der Rittmeister.

Getroffen, Bruder Bärburg; getroffen! Hast du eine Jagd? hast du einen guten Keller, eine gute Küche?

„Für dich habe ich alles. — Komm an mein Herz, du Retter meines Lebens! Gott sey Dank, daß ich dich noch wiedersehe!"

Nu, nu! was für Worte! Und die Damen, Bärburg?

„Meine Tochter, und ihre Erzieherin, ihre zweite Mutter. Philippine, daß ich lebe, und daß du in der Welt bist, hast du diesem Ehrenmanne zu verdanken. In einer Vorposten-Affaire hatten mich die Kaiserlichen Weißröcke schon unter; da kam dieser brave Mann, mein Kamerad, und, was die Sache noch größer macht, der nächste nach mir im Dienst. Er schlug um sich wie ein Löwe, half mir auf, und ich war gerettet."

Bruder, das hätte ich für jeden Burschen in der Eskadron gethan. Possen! wofür wären wir denn in der Welt?

„Aber, Rohr, wo hast du denn gesteckt? Es hieß ja, du wärest todt! Wo bist du denn gewesen?"

In Ungarn, als Gefangener, von Festung zu Festung geschleppt. Bruder, man kann tolle Dinge in der Welt erleben! In Mantua saß ich zuletzt, vergessen beim Auswechseln der Gefangenen und beim Frieden. Endlich komme ich los, bettele mich in's Vaterland, werde von Herodes zu Pilatus gewiesen, und zuletzt als Postmeister neunzig Meilen weit fortgeschickt. Da hast du meinen Lebenslauf in der Kürze. Endlich haben Se. Majestät von mir gehört, und da bekomme ich durch eine allergnädigste Cabinets-Ordre die Postmeisterstelle in * * *, die, in Vertrauen gesagt, schlechter ist, als meine vorige. Nun höre ich den Nahmen Bärburg nennen. Was Teufel! Dragoner-Officier, so und so? Ja. Ich mache mich auf, und da bin ich! . . . Ei, das Fräulein

Tochter ist . . . Bruder, ich habe einen Sohn und drei Töchter, brave Kinder!

Der Rittmeister wußte gar nicht, wie er seinem Freunde genug Liebe und Dankbarkeit bezeigen sollte. Beim Abschiede sagte er: „Bruder Rohr, ich muß deine Wirthschaft sehen und deine Kinder kennen lernen, besonders deinen Sohn. Er ist doch, hoffe ich, ein ehrlicher, Deutscher Kerl, der, wie sein Vater, im Stande wäre, sich für jeden Burschen von der Eskadron in den Tod zu stürzen? Und, Bruder, ist denn das ganze menschliche Geschlecht, beim Lichte besehen, nicht Eine Eskadron? Dienen wir nicht Alle Einem Herrn, dem Gott des Himmels und der Erde? tragen wir nicht seine Uniform, die Menschengestalt? Das meine ich!"

Schlag ein, Bruder! Das meine ich auch; bis auf den Kommandanten von Mantua, der mich in seinem feuchten Loche beinahe verschimmeln ließ. Oder gehört auch der zu der Eskadron, so muß er Profoß seyn! . . . Mein Sohn ist ein Bischen nach der heutigen Welt, aber gut und brav.

Der Rittmeister besuchte seinen Freund, lernte dessen Sohn kennen, und war mit ihm zufrieden. — Bei einer Flasche Wein verabredete er nun mit dem Postmeister, daß seine Philippine und dessen Sohn einander heirathen sollten. „Ich habe das Mädchen lieb, wie meinen Augapfel. Wem könnte ich es lieber gönnen, und mein Bischen Hab' und Gut dazu, als dem Sohne des Mannes, ohne dessen Edelmuth es gar nicht auf die Welt gekommen wäre? Aber reinen Mund gehalten! Die jungen Leute müssen einander erst sehen. Wenn sie einander nicht gefallen, so ist es nichts."

Deine Tochter ist ein Engel, Bärburg. Mein Sohn kann Gott auf den Knieen danken, für eine solche Frau und einen solchen Schwiegervater. Er soll zu dir kommen! —

Der Rittmeister machte zu Hause eine Schilderung von der Familie, bei der er gewesen war; und immer kam er auf den Sohn zurück. Er hielt, gegen seine Gewohnheit, dem jungen Manne lange Lobre-

den, und zwar in einem solchen Tone, und mit solchen Anspielungen, daß Philippine sowohl als die Uebrigen seine geheime Absicht sehr bald erriethen. Philippine erblaßte.

Lieutenant ist der junge Herr von Rohr? fragte die Tante. Nun, jung wenigstens ist er denn doch; und da wird das Fräulein Nichte, glaube ich, wohl wenig Umstände machen. Aber, mon neveu, wo denken Sie denn hin! Ihre Tochter, eine der reichsten Partieen, einem Lieutenant! Die nähme ja wahrhaftig jeder Kammerherr!

„Ja, das glaube ich! Aber, wenn der Lieutenant Rohr arm wäre, wie eine Kirchenmaus, und sonst gar nichts, als nur ein ehrlicher Kerl; so wäre er mir noch zehnmal lieber: denn, zum Teufel! sein Vater hat mir das Leben gerettet!"

Das war er Ihnen schuldig! Man möchte hier im Hause rasend werden! Ein Lieutenant!

Philippine schwieg, und erblaßte immer stärker. Auf einmal stand vor ihrer Phantasie Erhard, an den sie lange nicht gedacht

hatte, in der reinen Schönheit der Tugend und mit blühenden Wangen. Sie faßte die Hand ihrer Mutter, doch mit Zittern. Beide ließen die Tante zanken, so viel sie wollte, gingen auf ihr Zimmer, und saßen da stumm einander gegenüber, weil auch die Mutter sich vor einer Erklärung scheuete.

In wenigen Tagen kam der Lieutenant Rohr, ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, an dessen Benehmen man leicht sah, daß er hier die Herzen aller Menschen gewinnen wollte. Gegen Philippinen betrug er sich sehr ehrerbietig und zärtlich; mit dem Rittmeister sprach er in einem treuherzigen Tone, der ihm aber nicht natürlich war, und den er darum nicht halten konnte; gegen die Tante, deren Einfluß sein Vater wohl bemerkt hatte, war er sehr kriechend, gegen die Predigerwitwe galant, und selbst gegen die Domestiken im Hause aufmerksam. Doch eben dadurch, daß er Alle gewinnen wollte, verdarb er es mit Allen, außer mit dem Rittmeister, der ihn schon als seinen Schwiegersohn ansah,

und ihn deshalb liebte. Die Tante fand ihn einfältig, weil er Philippinen mit so tiefer Ehrfurcht behandelte. Philippine hätte ihn vielleicht wohl leiden mögen; denn welchem jungen Mädchen gefällt am Ende nicht ein junger feiner Mann, der es mit der tiefsten Ehrfurcht, mit der ehrerbietigsten Zärtlichkeit anbetet! — Doch er verdarb es bei ihr durch seine kriechende Geduld gegen die Tante und ihre seltsamen Launen.

„Aber was soll er denn?" sagte der Rittmeister hitzig; „etwa mit dem Knittel drein schlagen? Er ist höflich gegen Jedermann, und das muß ich an ihm loben. Frauchen, Sie sagen zwar nichts; ich sehe aber an Ihrem bedenklichen Gesichte, daß Sie mit Philippinen in Ein Horn blasen. Was wollt Ihr denn? Er ist jung, und nicht häßlich; er hat den Kopf auf dem rechten Flecke, und das Herz auch: wenigstens weiß ich nichts Böses von ihm, und habe mich doch genau nach ihm erkundigt. Und nun steht Ihr da, die Ihr gar nichts

wißt,

wißt, und sagt: er ist höflich! Soll er denn grob seyn? soll er dir etwa sagen: Fräulein, Sie sind eine kleine Närrin? — Zwingen will ich dich nicht, Philippine; aber du mußt dich auch nicht zieren! Sag, ist er ein Trinker? ein Spieler? ein Religionsspötter? vor dem dich Gott bewahre! — ein ausschweifender Mensch? Nein. Ein Verschwender, ein Lügner, ein falscher Teufel? Nein! Nun so sag, was er ist. Höflich. Gut, so hat er die Bibel gelesen, worin mit klaren Worten steht: einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor! Er flattirt der Tante? Ei, mein Töchterchen, wenn du ihn schon geliebt hättest, und er wäre zum ersten Mal in's Haus gekommen; ich wette, du hättest ihm gesagt: gehen Sie der Tante ein wenig um den Bart, oder so etwas. Und wenn er das nicht gewollt hätte: was würdest du wohl gesagt haben! Zuletzt, mein Kind, machst du es ihm wohl noch gar zum Verbrechen, daß er dich liebt!"

Philippine antwortete nur mit einem Seufzer. Auguste aber sagte, als sie mit

dem Rittmeister allein war: wenn sie nun kein Herz für ihn hat!

„Frauchen, Sie complottiren mit ihr; und das thut mir leid. „Wenn sie kein Herz für ihn hat!" Nun, so ist ihr Herz schon verplämpert; denn sonst muß sie ein Herz für ihn haben, weil das Gottes Gebot und Ordnung ist. Dahinter verstecken die jungen Mädchen ihren Eigensinn oder einen geheimen Liebeshandel, mit dem sie nicht herausrücken wollen, weil sie sich davor schämen müssen. Kein Herz für ihn! Er ist jung, und ein blühender, hübscher Mensch (was ich in Philippinens Gegenwart nicht sagen mochte) und von ihrem Stande: ein Officier, sie eine Officierstochter. Sein Auskommen hat er auch; denn ich werde ihm reichlich geben. Sie muß ein Herz zu ihm haben; er ist der Sohn des Mannes, dem ich mein Leben verdanke. Sie muß ein Herz für ihn haben; oder sie hat auch keins für mich! Worauf wartet sie denn? Ein solches Warten ist entweder Hochmuth, oder Narrheit, oder — Gott behüte in Gnaden! —

Liederlichkeit. Er ist ihr nicht vornehm, oder nicht Narr genug, oder sie möchte gern mit ihm spielen, wie die Katze mit der Maus. Habe ich nicht Recht? Nur gerade heraus! Hab' ich Recht oder Unrecht?" —

Auguste erzählte diese Unterredung Philippinen; und auch sie konnte wider den jungen Rohr weiter nichts anführen, als sein kriechendes Benehmen gegen die Tante. Aber wenn er dich nun dadurch gewinnen könnte, sagte Auguste —: wie verzeihlich ist es dann, sogar wie schmeichelhaft für dich! Denn ob es ihm leicht wird, oder nicht, das kannst du ja nicht wissen. — Philippine weinte; sie hatte noch etwas Andres im Hinterhalte, das sie aber nicht nennen durfte: ihren Jugendfreund Erhard. Sie fühlte, daß man ihr antworten würde: du Thörin! liebt er dich denn? hat er dich nicht längst vergessen? hat er dich denn je geliebt? waret ihr damals nicht noch Kinder? Und sind eure Väter nicht erklärte Feinde? — Sie hatte auf das alles Antworten; doch ihr selbst schienen diese nur in gewissen Augenblicken, wenn sie

sich in ihre Kindheit zurückdachte, befriedigend. So lebte sie denn in großer Angst vor jedem kommenden Tage, sah sich oft schon mit dem Lieutenant Rohr vor dem Altare, und war in halber Verzweiflung. Doch die Furie des Krieges wurde für sie eine Wohlthäterin, und rettete sie.

Der Lieutenant Rohr mußte zu seinem Regimente abgehen, weil die Armee nach Böhmen marschiren sollte. Er hatte große Lust, die Sache mit Philippinen vorher in Richtigkeit zu bringen; der Rittmeister wollte sich aber darauf nicht einlassen, und versprach ihm nur, daß Philippine bis zur Beendigung des Krieges unverheirathet bleiben sollte. Philippine athmete nun wieder freier; doch die Mutter hielt es für ihre Pflicht, sie darauf vorzubereiten, daß sie dem Lieutenant Rohr würde ihre Hand geben müssen.

„Ja," sagte Philippine schmerzlich; „kommt er zurück, und mein Vater denkt noch eben so, wie jetzt: dann will ich mich nicht weigern." Der Rittmeister hatte, als er das erfuhr, eine sehr frohe Stunde, und

er entdeckte es unter der Hand seinem alten treuen Freunde.

Bald nachher, als die Armee in's Feld gerückt war, bekam der Rittmeister einen Brief mit der Nachricht, daß sein Bruder ohne Hoffnung krank läge. Kaum war eine Stunde verflossen, so saß er schon, trotz allen Gegenvorstellungen der Tante, im Wagen, und fuhr, so schnell er nur konnte. —

Der Präsident saß, ganz abgezehrt, ein Bild des Todes, auf dem Sofa. „O, Gott, mein Bruder!" rief der Rittmeister; und der Kranke streckte ihm die Hände entgegen. Beide waren in einer Umarmung versöhnt. Ich sterbe, Bruder. Du hattest etwas gegen mich. Laß es mich wissen!

„Das ist abgethan, Hans, rein vergessen. Ich habe dich wieder!"

Du hast einen Brief gesehen von mir an das Fräulein Schuchradt; die Tante hat ihn dir gegeben.

„Ja, Bruder Hans. Er ist mir durch die Seele gegangen, durch das Leben; doch ich habe nicht aufgehört dich zu lieben."

Ich möchte noch einmal Kräfte haben, der Tante zu fluchen; denn sie hat meine Frau ermordet, und mir dein Herz gestohlen.

„Gott sey mir in meiner letzten Stunde nicht gnädig, Bruder, wenn ich dich nicht immer geliebt habe; wenn nicht jetzt alles vergessen ist! Komm Hans, ich will dir das Küssen zurecht legen. Wo ist denn dein Sohn? Am Sterbebette seines Vaters sollte der Sohn nicht fehlen!"

Hier soll er fehlen, Ludwig. O, es ist Glück genug, daß ich dich wieder habe! Mein Sohn ist auf Reisen. Sey du nun sein Vater. Er ist ein sehr edler junger Mensch. Seine Erziehung habe ich vollendet, um seiner Mutter willen, die ich früh, ach, allzu früh! in das Grab stürzte. Ludwig, ich habe für ihren Sohn gelebt. Wenn ich zu ihr in die Ewigkeit komme, kann ich sagen: vergieb mir noch einmal, um deines Sohnes willen.

„Hans höre auf! Ich muß ja schluchzen, wie ein Kind! höre auf! Du warst eine Stunde schwach, und sonst dein ganzes Leben hindurch tugendhaft."

Schwach? Ludwig, das Sterbebett kennt nur Wahrheit. Ich verletzte Treu' und Glauben, und brach einer tugendhaften Frau das Herz; da hast du meine Schuld. Aber, Bruder, daß ich von dir schrieb, was du gelesen hast, that ich nur aus Angst, aus Noth. Mit keinem Gedanken habe ich in Ernst daran gedacht. Glaube das einem Sterbenden!

„So muß ich ja an deinem Sterbebette knieen, und dich um Verzeihung bitten! so bin ich ja hart gegen dich gewesen! Aber, Bruder, ich habe so etwas vermuthet. Sieh, tausendmal wollte ich zu dir, und dich fragen: konntest du das schreiben? Doch immer hielt mich die Tante ab, und die Vorstellung, in welche Angst du gerathen würdest."

Die Tante? O, ich weiß, warum sie dich abhielt. Schließ den Schrank dort auf. Darin liegt ein Papier, an dich überschrieben; das lies nach meinem Tode, doch nicht eher! —

Die Versöhnung mit dem geliebten Bruder hatte üble Folgen für den Kranken; die

Freude, die Bewegung war für sein schwaches Leben zu stark gewesen: er wurde mit jeder Minute schwächer, und bald war: Ludwig! sein letztes Wort, ein Händedruck seine letzte Bewegung. —

Der Rittmeister wunderte sich, daß niemand von Sonnensteins kam, und daß sein Bruder nicht ein Wort von ihnen gesagt hatte. Er wußte nicht, daß es des Sterbenden ausdrücklicher Wunsch gewesen war, mit dem geliebten Bruder allein zu seyn.

Den Tag nach dem Tode des Präsidenten kam dessen Sohn, und der Rittmeister gerieth in ein freudiges Erstaunen über den schönen Jüngling. Er nahm ihn mit der herzlichsten Liebe in seine Arme, und es kränkte ihn unbeschreiblich, daß der junge Mann gegen den Bruder seines Vaters so kalt war, und ihm zwar höflich, doch sehr abgezirkelt, begegnete: denn er war fest überzeugt, daß der Vater dem Sohne nichts von dem Verhältnisse der beiden Brüder entdeckt haben konnte; und so glaubte er, diese Kälte läge in dem Charakter des Jünglings.

„Dein Vater," sagte er, nicht ohne Unwillen, „war in der großen Welt alt geworden; doch er verstand die Kunst, ein warmes Herz zu behalten." Der Jüngling lächelte, anstatt zu antworten, und verbeugte sich. „Der Teufel, Bursche!" sagte der Rittmeister; „wenn ich mit Vaterliebe auf dein Herz avancire, so komm mir nicht mit Tanzmeister-Schritten entgegen."

In der That, sagte der junge Mann mit einer feinen Artigkeit, aber zweideutig; ich komme Ihnen nicht entgegen.

„Hasenfuß!" Der Rittmeister ließ ihn los. — „Du denkst vielleicht, weil man dir, oder deinem schlanken Figürchen, Complimente gemacht hat, wie witzig du bist, und willst mich zu deiner Scheibe brauchen. Wenn du mir nicht entgegen kommen willst, (das wolltest du doch wohl sagen); nun, so bleib stehen, so lange du Lust hast. Ich liebte deinen Vater, und liebe auch dich. — Hm! bin ich nicht ein Narr, daß ich mich da von dem Wetterhahn irre machen lasse!"

Der Neffe stand ruhig da, ohne ein Wort

zu erwiedern. Drei Tage nach dem Begräbnisse sagte er zu dem Rittmeister, der es noch nicht aufgegeben hatte, sich die Liebe seines Neffen zu erwerben: Ein Geschäft, das durchaus keinen Aufschub leidet, zwingt mich abzureisen.

„Das heißt: ich soll gehen, junger Mensch!"

Das heißt: es nicht, mein Oheim. Sie sind in dem Hause Ihres Bruders immer Herr, wie in Ihrem eigenen. Ich aber bin jetzt nicht Herr über meine Zeit.

Der Rittmeister sah ihn starr an. „Höre, Herrmann, ich will dir sagen, was du bist: Ein Aeffchen; und damit Gott befohlen! Ich kann Gott Lob nach Hause finden. Uebrigens bleibe ich deines Vaters Bruder, und die bunte Jacke, die du bei deiner Ankunft auf dem Leibe trugst, und auf die du dir so viel einzubilden schienst, soll mich nicht aus der Ehrenstelle herausbringen, so wenig mich dein Wind herausblasen soll. Also — wenn es dir einmal an Rath und That gebricht, weil die Mädchen und Weiberchen,

die dich verzogen haben, dich im Stiche lassen: so wohnt in Grundleben deines Vaters Bruder, der für dich Rath und That, auch Liebe, und, wenn du bis dahin vernünftiger geworden bist, Vergebung bereit hat. Und nun gehab dich wohl!"

Der Rittmeister fuhr noch heute nach Grundleben zurück. Die Tante sah ihn ängstlich an; da sie aber nichts Besonderes an ihm bemerkte, so war sie bald wieder in ihrem alten Geleise. Er erzählte viel von seinem seligen Bruder und von dessen Sohne; erst am Abend erbrach er, seufzend und mit bebenden Händen, das versiegelte Papier, welches der Sterbende ihm gegeben hatte.

„Wenn du dieses liesest, Bruder Ludwig, bin ich nicht mehr. Diese Blätter enthalten die Geschichte des glücklichsten und des unglücklichsten Mannes. Du kanntest meine Frau, Sonnensteins Schwester, die mich so unaussprechlich glücklich machte. Die Tante haßte meine Frau, — merke das wohl! — weil sie eine Bürgerliche war. Es mag nicht ihr Plan gewesen seyn; denn wie wäre eines

Menschen Seele einer so höllischen Bosheit fähig! Aber dennoch! O, Bruder, sey du der Rächer meines Unglücks an diesem abscheulichen Weibe! Ich hasse Niemanden; sie aber werde ich noch in dem letzten Augenblicke meines Lebens hassen."

„O Gott, du hast ihm vergeben!" sagte der Rittmeister, seine Mütze abnehmend. „Nein, so haßte er nicht!" — Er fuhr fort zu lesen, doch sehr ängstlich.

„Da kam das Fräulein Schuchradt in unser Haus. Du weißt, daß sie ein sehr schönes Frauenzimmer war, aber nicht, daß dieses reitzendes Mädchen, bei der gränzenlosesten Unbesonnenheit, bei dem unbegreiflichsten Leichtsinn, doch einen einmal gefaßten Plan festhielt, und dabei das Talent hatte, jede Gestalt anzunehmen, und jede, auch die schwierigste, Rolle zu spielen, weil nichts in der Welt einen tiefen Eindruck auf sie machte. Ich hatte, wie dir bekannt ist, das Schuldenwesen ihres Vaters nach seinem Tode zu reguliren, und war deshalb viel in ihrem Hause. Sie setzt sich in den

Kopf, mich zu heirathen, und hält meine Artigkeiten, die ich unter gleichen Umständen auch jeder Andern gesagt hätte, für Liebeserklärungen. Ich schreibe das Vertrauen, die Freundschaft, die sie mir gar nicht verbirgt, den Diensten zu, die ich ihr leiste; nach und nach aber fällt mir manches auf, und nun sage ich ihr auf eine gute Art, daß ich schon verlobt bin. „So?" erwiedert sie, und mit jedem Momente wird ihr Gesicht fröhlicher, bis sie in ein lautes Lachen ausbricht. „Aber," sagt sie dann auf einmal ganz ernst: „das erklären Sie mir so ohne alle Umstände? Doch es ist gut; denn . . . denn . . . Nun, es ist vorbei, und so gratulire ich." — Nachher fällt ihr ein, daß sie das eigentlich hätte übel nehmen sollen; denn ein Abweisen war es, und blieb es."

„Die Tante kam, mich zu besuchen, und bei dieser Gelegenheit, wo möglich, meine Verheirathung mit meiner Braut zu hintertreiben. Sie erfährt, daß ich bei der Schuchradt aus- und eingehe, und besucht Adelen, (so heißt das Fräulein), als eine nahe Ver-

wandte. Adele gesteht ihr nach zehn Minuten, daß sie mich geliebt und einen Anschlag auf mich gehabt hat. Die Tante sinnt nach, was sich daraus wohl machen ließe, und sagt endlich: ich wollte, Cousine, Sie liebten ihn noch! — „Zu Befehl! das thu' ich. Aber es ist alles vorbei; er hat mich abgewiesen, weil er schon verlobt ist." — Und dieses schöne Gesichtchen, das eine ganze Welt in Flammen setzen könnte; und dieses Köpfchen, dem Geist und Witz aus den Augen blitzen, ließ ihn so geduldig los? — „Was sollte ich denn thun?" fragt Adele lachend. „Zur Dankbarkeit dafür, daß er drei Monate für mich gearbeitet, mit den häßlichsten Juden, noch ärger als sie, geschachert hat, um mir ein Paar tausend Thaler zu ersparen: dafür sollte ich ihn von einem Mädchen trennen, das er liebt? Nein, Tante, man hat auch ein Gewissen!" —"

„Ich habe nichts Arges. Bei der guten Laune, mit der sie mich immer aufnimmt, und bei der Theilnahme, die sie für meine Braut bezeigt, glaube ich, mich in ihr ge-

irrt zu haben. Sie bittet mich um die Bekanntschaft meiner Braut, und ich führe diese zu ihr. Beide Mädchen gefallen einander, und Adele erzählt von dem Edelmuthe, womit ich mich ihrer angenommen habe. Meine Braut mit ihrem schönen vollen Herzen hängte sich ganz an die flatterhafte Adele, die weinen konnte, so oft sie wollte, und sich dann überredete, sie habe in ganzem Ernste geweint. Ich hielt sie damals für ein fröhliches, heiteres, gutartiges Geschöpf. Sie hatte meine ganze Achtung, mein höchstes Wohlwollen, und es schmeichelte mir, daß sie mich auszeichnete."

„Ich zog mit meiner Frau nach Grundleben, und sie wechselte mit Adelen vertraute Briefe. Gerade deshalb, weil sie so ernst war, liebte sie dieses lachende Geschöpf, von dem sie oft erheitert wurde. Adele lebte jetzt bei einer Verwandten, und als diese starb, wußte sie nirgends hin. Eines Tages war meine Frau, Morgens früh, ohne etwas zu sagen, weggereist, und am Abend hüpfte Adele in meine Arme."

„Ich erstaunte, als ich hörte, daß sie bei uns bleiben sollte; denn ich liebe solche Verhältnisse nicht. Aber meine Frau bat mich so zärtlich, daß ich es zugeben mußte. Nun führte mein böser Genius die Tante zu dir. Sie haßte meine Frau, wie alle Menschen; auch Adelen würde sie gehaßt haben, wenn diese meine Gattin gewesen wäre. Meine gute Frau hatte einen gewissen Widerwillen gegen die Tante, den sie nicht verbergen konnte; und das machte den Haß noch giftiger.“

„Die Tante beredet die leichtsinnige Adele, daß ich sie liebe, daß ich gleichgültig gegen meine Frau bin. Ich hatte gar keine Ursache zu Mißtrauen gegen das fröhliche Mädchen, das in meinem Hause Leben und Freude verbreitete, und gab ihr täglich Beweise einer aufrichtigen Freundschaft. Ihre Eitelkeit beredet sie, das für Beweise einer geheimen Liebe zu halten, und die Unbesonnene macht die Tante zu ihrer Vertrauten. Nun hat diese unmenschliche Seele eine Intrigue, und auf jeden Fall Rache dafür, daß

meine

meine Frau sie mit Kälte behandelt. „O,“ sagt Adele, und klopft an ihre Stirn: „ich Gänschen! ich gutmüthiges Gänschen! Damals hatte ich ihn in meiner Gewalt. Ich könnte die Frau Ihres Neffen seyn.“ — Das können Sie ja noch werden! sagt die Tante, — wohl nicht in Ernste, sondern nur, um Adelen zum Besten zu haben. Sind denn diese beiden funkelnden Augen blind? Sehen Sie denn nicht, Adele, wie schmachtend er nach Ihnen hinblickt, wenn seine Frau nicht im Zimmer ist? Kann denn ein so locker geknüpftes Eheband nicht aufgelös't werden? Oder wäre es denn so etwas Strafbares, einen liebenswürdigen Mann von einer Frau, die sich für ihn nicht paßt, wie er nicht für sie, zu befreien? — „Tantchen, der Teufel sollte Sie einmal zu seinem Advokaten machen! Sie haben freilich Recht; ich paßte tausendmal besser zu ihm, und wir würden eine närrische Wirthschaft mit einander treiben. Aber die Frau ist meine Freundin!“ — Freundin? Hahaha! Nun, wenn Sie das glauben, so hat sie freilich

Recht, meine weise Nichte, in ihrer Meinung von Ihnen. — „Was sagt sie denn von mir?" — Die Tante will erst nicht mit der Sprache heraus; doch endlich läßt sie sich bewegen. Die weise Frau Präsidentin sagt, Sie wären ein hübscher Haubenkopf, der immer lache, um die schönen, weißen Zähne zu zeigen; und trotz dem hübschen Kopfe, und Ihrem Hüpfen, Springen und Lachen, würden Sie eine alte Jungfer werden. — „Das ist nicht wahr, Tante; das ist eine Erfindung von Ihnen, wie tausend andre!" — Sie können es aus dem Munde Ihrer Freundin hören, sobald Sie wollen."

„Adele wird nachdenkend; sie besinnt sich, daß meine Frau seit einiger Zeit kälter gegen sie gewesen ist. Das hatte wirklich seine Richtigkeit; denn es war ihr nicht entgangen, daß Adele ein wenig die Kokette gegen mich spielte, und daß meine Augen mit Wohlgefallen an dem schönen, fröhlichen Mädchen hingen. Ueberdies sagten ihr einige spitze Anmerkungen der Tante sogar, daß auch Andre dasselbe bemerkten."

„Die Tante verschafft Adelen Gelegenheit, eine Unterredung zu behorchen, worin meine Frau sich unwillig und mit einiger Härte über sie ausdrückt. — Nun? fragt die Tante, als sie Adelen aus ihrem Schlupfwinkel abruft. (Adele stampft mit dem kleinen Fuße. Ich will Ihnen noch mehr sagen! Meine tugendhafte weise Nichte ist so weise eben nicht, als Sie denken. Der Herr von Berger könnte uns viel erzählen! — O, die giftige Schlange! Berger war mit der jüngsten Schwester meiner Frau verlobt. Die Braut starb; und der Unglückliche, der sie wahrhaft geliebt hatte, fand bei meiner Frau den Trost einer zarten Freundschaft, den Trost eines gleichen Schmerzes. — Meine Nichte, fährt die Schlange fort, ist das wahre Bild ihrer verstorbenen Schwester. Man will sogar wissen, daß der Herr von Berger ihr schon vorher sehr wohl gefallen hat. Sie sehen also, Adele, daß hier Jeder sein Theil haben könnte; nur will Niemand den Anfang machen, weil es sich Niemand zutrauet, eine so feine Intrigue mit

Geschick anzugreifen. Freilich, liebes Kind, gehört dazu mehr Geist, als wir Mädchen haben. — „Ich getrauete mir, mit noch mehr fertig zu werden, obgleich dieser . . . Aber sagen Sie, was Sie wollen; ich glaube nicht mehr, als ich sehe." — Sie getrauten sich? Liebe Adele, der Anfang war gut. Man muß durch Lachen und Scherzen die Männer anziehen; aber Sie wissen nicht, wie unausstehlich empfindsam die hochgebietenden Herren sind. Sie spotten über unsre Thränen; und doch glauben sie nur ihnen allein. Es wäre alles schon viel weiter, wenn Sie nur die Kunst verständen meinen Neffen recht an sich zu fesseln. Die Männer reden immer von Liebe und Treue, und sind doch nichts als sinnlich. Das ist ihre schwache Seite, bei der muß man sie angreifen; und hält man sie erst an dieser unzerreißlichen Kette, dann ist es Zeit, mit ihnen weise, empfindsam, tugendhaft zu seyn. Glauben Sie mir, sie sehen es alle gern, wenn wir fallen; aber sie sind solche Egoisten, daß wir nur aus Liebe zu ihnen fallen

sollen. Locken und zögern! in diesen beiden Worten liegt der gewisse Sieg jedes Frauenzimmers, und damit habe ich ehemals Wunder gethan.“ —

„Du fragst, Bruder, wie ich das alles weiß; und das sollst du erfahren. Doch erst muß ich dir diese höllische Bosheit weiter entwickeln. — Die leichtsinnige, unbesonnene Adele glaubt, was sie hört; ihr Ehrgeitz erwacht, und sie will der Tante zeigen, daß sie kann, was diese für so schwer hält. Nun setzt sie alle Künste der feinsten Buhlerei in Bewegung, mich an sich zu ziehen. Es gelingt ihr nur allzu gut. — Du wirst mich verachten, Ludwig. Aber ach! sie war so reitzend, so bezaubernd, und so schlau! Ich liebte sie nicht, Ludwig; aber sie hatte meine Sinne in Bewegung gebracht. Das war alles, was sie mit ihren Reitzen, ihren Künsten bewirken konnte.“

„Meine unglückliche Frau sieht es, und schweigt; sie hält mich für ungetreu, und entzieht mir ihre Achtung, ihr Vertrauen, ihre Freundschaft. Adele glaubt nun wirk-

lich, die Tante habe Recht, und meine Frau wünsche die Trennung von mir eben so, wie ich selbst. Sie hält es für möglich, sogar für wahrscheinlich, daß sie die Sache zu Aller Zufriedenheit werde endigen können, und drängt sich immer zärtlicher an mich. Die listige, höllische Tante leitet jeden ihrer Schritte, und ich erfahre nichts von dem eigentlichen Plane, den ich sonst sogleich mit Abscheu verworfen hätte. Meine Frau ist mit Berger verreist, und ich bin mit dem schönen, unbesonnenen Geschöpfe allein. O, wie heiter, wie liebenswürdig, wie mir so ganz hingegeben, war sie in den drei Tagen, die mein Glück auf immer zerstörten! Sie scherzte über Bergers Reise mit meiner Frau, und über ihre zärtliche Theilnahme an ihm. Ich scherze mit; das bestärkt sie in ihrer Meinung von mir. Eine schwache Minute, die ich mir nie verzeihen werde, befriedigte meine gereitzte Sinnlichkeit. — Ich fahre erschrocken aus Adelens Armen auf, und zittere vor den Vorwürfen, die sie mir machen, vor den Wehklagen, in die sie ausbrechen

wird; sie lächelt aber, sie ist fröhlich und nichts als Liebe, heitre, glückliche Liebe. Auch am folgenden Tage bleibt sie eben so heiter, und zeigt mir ganz das zärtliche Vertrauen, wie es nur zwischen Eheleuten Statt finden kann. Ich war der Erste, der sie aufmerksam machte, daß jene unglückliche Stunde vielleicht Folgen haben könnte. Sie lächelte, warf sich in meine Arme, und sagte mit den Tönen der zärtlichsten, innigsten Liebe: „ich wäre glücklich, selbst wenn es anders stände, als es steht." — Als es steht? Wie meinen Sie das, Adele? — Nun entdeckte sie mir, worauf sie rechnete, was sie von mir hoffte. — Unglückliches Mädchen! sagte ich; wie konnte dieser abscheuliche Gedanke in Ihre Seele kommen!" —

„Sie zählte mir sehr ruhig alle Umstände vor. Ich sprang, ganz außer mir, auf, zeigte ihr meinen Abscheu vor dieser Vorstellung, und sagte ihr, daß ich meine Frau über alles liebe, daß mein Sohn Herrmann ein Band sey, welches mich auf ewig an sie fesseln würde, selbst wenn ich Ursache

hätte, sie zu hassen. Adele weinte, und redete nicht ein Wort mehr für ihren Plan; doch selbst bei dieser erschütternden Scene blieb sie noch immer leichtsinnig. Sie sagte: „es ist unverschämt, mir so geradehin zu erklären, daß Sie Ihre Frau lieben; in der That, sehr unverschämt! Nun ist also der Knoten noch viel verwickelter. Am Ende werde ich die Kosten tragen müssen." — Ich bin unschuldig! sagte ich mit Härte. — „Eine noch ärgere Unverschämtheit! . . . Bin ich nicht eine Närrin, daß ich Ihnen das alles so hingehen lasse? Denn, mein schöner Herr, der Sie Ihre Frau so zärtlich lieben, Sie sollen wissen, daß Sie in meiner Gewalt sind! Ich darf ja nur Ihre Frau zu meiner Vertrauten machen." — Ich erschrak; denn ich wußte, wie weit sie ihre Unbesonnenheit zu treiben im Stande war. „Aber auch ich bin unschuldig," setzte sie hinzu. „Die Tante – o, ich trauete ihrem hämischen Wesen sogleich nicht! — die Tante hat alles zu verantworten, worüber Sie jetzt so blaß werden, und worüber ich, so lange ich lebe,

erröthen muß!" — Die Tante? fragte ich, noch bleicher. Um Gottes willen! die Tante? Was hat denn die mit dem allen zu thun?"

„Nun erzählte mir Adele mit ihrer gewöhnlichen kindischen Aufrichtigkeit alles. — Aber wie konnten Sie sich diesem boshaften Teufel hingeben? fragte ich. — „Ja, das finde ich selbst jetzt lächerlich; besonders da ich sie kenne, so gut wie einer. Doch dem Uebel ist nun nicht mehr abzuhelfen. Sie, mein feiner Herr, was leiden Sie dabei? Aber ich Arme, ich Betrogene! Was soll aus mir werden, wenn ich nicht Ihren Namen bekomme!" Sie zerfloß aufs neue in Thränen; doch machte sie mir keinen Vorwurf. Dann sprang sie plötzlich auf: „Die Tante, diese Schlange, soll meinen ganzen Zorn empfinden!" Ich hielt, ich umschlang sie, und mußte Bitten, Flehen, Drohungen, alles anwenden, um sie zurück zu halten. Wie, Adele! Sie wollen Ihren guten Nahmen dieser boshaften Creatur anvertrauen, sich in die Gewalt dieses Teufels geben? —

Sie besann sich endlich, und versprach mit, zu schweigen und die Tante zu betriegen. Ich versprach ihr dagegen alles, was sie foderte."

„Die Tante kam. O Bruder, wie tief empfand ich es, daß ich gegen diese Schlange freundlich seyn mußte! Wie erniedrigt war ich! wie fühlte ich, erschrocken vor mir selbst, mein Vergehen in der Furcht vor diesem Teufel! — Ich ließ sie mit Adelen allein. Nun, Adele? fragt die Schlange: wie haben Sie diese drei Tage genützt? (Ich war im Nebenzimmer, und horchte zitternd; zitternd! so war ich gesunken!) „Wie ich gleich sagte," antwortete Adele. „Er liebt seine Frau mit felsenfester Treue, mit unbeschreiblicher Liebe; das ist die Erfahrung, die ich in diesen drei Tagen gemacht habe." — Bruder, ich hätte vor dem Mädchen niederknieen mögen! — Und die Runzeln auf der Stirn? fuhr die Abscheuliche fort; und der Unmuth in den lachenden Augen? Eine solche Erfahrung thut freilich weh! Aber, Kind, wie haben Sie es denn angefangen, das zu er-

fahren? und noch dazu so bestimmt, so gewiß! In der That, Sie müssen seltsam zu Werke gegangen seyn. — „So seltsam, daß ich mich von Herzen der Rolle schäme, die Sie mir aufgetragen hatten. Ich will nichts mehr davon hören. Wenn Sie mir noch ein Wort über diese verhaßte Geschichte sagen, so erzähle ich kurz und gut dem Präsidenten und seiner Frau, wozu ich von Ihnen bestimmt war." — Hier hat es etwas gegeben, merk' ich wohl. Ei nun, meinetwegen! Aber, Adele, wenn die Frau Präsidentin Sie so jammert, so sollten Sie doch die dehors ein wenig mehr menagiren; denn — vorgestern sind Sie mit meinem neveu bis lange nach Mitternacht zusammen gewesen; gestern haben Sie ihm am Klaviere vorgesungen, und er hat da neben Ihnen gesessen, und seinen Arm um den schönen Nacken, seine Lippen auf den weißen Rücken gelegt. — „Ich glaube, Sie behorchen alle Menschen! Ja, das habe ich, und das hat er gethan. Aber, das thun wir auch, wenn die Frau zugegen ist." — Nun, so bedaure

ich die arme Frau. Sie thäten indeß wohl, wenn Sie solche Zusammenkünfte lieber ein wenig heimlich anstellten, oder gar nicht; denn Sie wissen wohl, liebes Kind, wir sind schwach. Hu! wie roth! wie die schönen Wangen glühen! und wie der Busen fliegt! Kind, Sie machen sich verdächtig mit Ihrer übeln Laune bei meinem Scherze. — „Sie sind unverschämt, Fräulein, und werden mich noch dahin bringen, daß ich den Präsidenten zu Hülfe rufe." — Lassen Sie ihn immer weg! Denn was ich weiß, Adele, das weiß ich. Sie brauchten nicht einmal roth zu werden.“ —

„Bruder, ich kam fast um vor Angst, ging aber wieder zu ihnen in das Zimmer, um eine Entdeckung zu verhüten, die sie am Ende der übeln oder guten Laune Adelens entrissen hätte. Sie belauerte mich mit ihren falschen, blinzenden kleinen Augen; ich spielte aber die Rolle des Gleichgültigen.“

„Nun rieth ich Adelen, mein Haus zu verlassen. Sie willigte ein, und ich ersann einen Vorwand, der die wahre Ursache recht

gut versteckte; doch die Tante verhinderte Adelens Abreise, und ich zitterte. Endlich that die Tante Adelen in ganzem Ernst den Vorschlag, sie sollte dich heirathen. Adele lacht dazu, wie gewöhnlich. Aber nun macht sie die fürchterliche Entdeckung, daß sie schwanger ist. O, welche Tage, welche Stunden! Tausendmal war ich Willens, meiner Frau alles zu entdecken!" —

„Adele mußte fort, das säh sie ein; sie verlangte aber von mir, daß ich sie verheirathen sollte. Ich versprach ihr das; und nun äußerte sie mir schriftlich den Wunsch, deine Frau zu werden. Um sie nur fürs erste zu beruhigen, antwortete ich ihr: das würde sich vielleicht thun lassen."

„Unter dem Nahmen Madame Reichhelm, wurde sie in einem abgelegenen kleinen Städtchen von einer Tochter entbunden. Ihr Schicksal hatte sie erbittert; sie machte mir jetzt die stärksten Vorwürfe, und drohete mir, die ganze Sache meiner Frau zu entdecken. Nun mußte ich zu allen ihren Einfällen Ja sagen, auch zu dem, daß

du sie heirathen solltest. Da ich ihr indeß nur verzögernde Antworten gab, so wendete sie sich an die Tante. Diese, welche nun den lange gewünschten Triumph, die lange gewünschte Rache für meinen Haß, für die Abneigung meiner Frau in Händen hat, antwortet, entreißt Adelen schlau das Geheimniß, bekommt von ihr meine Briefe, und giebt dir einen derselben, worin du wahrscheinlich gelesen hast, daß ich mir Mühe geben wolle, ihre Verbindung mit dir zu Stande zu bringen. Einen andern Brief schickt die höllische Furie meiner Frau."

„Meine Frau giebt mir das Blatt mit einem Gesichte, worin die tiefste Verachtung unverkennbar ist, und sagt schneidend: „verwahre künftig deine Briefe besser!" Ich blicke in den Brief hinein, und in dem Augenblick ist auf immer jede Freude von meinem Leben abgerissen. — Mit dem Briefe in der zitternden Hand, blieb ich wenigstens eine Stunde sitzen; dann that ich, was ich noch thun konnte. Ich ließ meine

Frau bitten, zu mir zu kommen. „Was soll ich hören?" sagte sie kalt. „Verschone mich mit allem, was dir zu deiner Beruhigung nicht schlechterdings nothwendig scheint. Für meine Beruhigung kannst du sonst nichts thun, als — schweigen." — Ich erzählte ihr. Sie hörte mich kalt und mit abgewendetem Gesichte an, ohne ein Wort zu reden. „Bist du fertig?" fragte sie endlich, indem sie aufstand. — Ja! Ich beschwöre dich, sag nur ein Wort, ein einziges sanftes Wort zu meinem Troste! Ich bin unglücklicher, als du. — „So höre!" sagte sie; „und es mag dich trösten! Mein Leben ist vergiftet, mein Herz bis in das Innerste verwundet; aber ich liebe dich noch. Isabelle ist ein Ungeheuer, Adele eine verächtliche Elende; dich aber bedaure und liebe ich. Versprich mir nur, nach meinem Tode Adelen nicht zu heirathen." — Es war etwas Zermalmendes, etwas gräßlich Kaltes in ihrem Tone."

„Ich versprach ihr, was sie verlangte. Du weißt nicht, sagte ich dann, welche Na-

che du nimmst, Mutter meines Sohnes! Auch mußt du das nie erfahren; denn ich habe jede Rache verdient. Nur das Eine noch. Was ich dir erzählte, ist die Wahrheit. Willst du Adelens Briefe lesen? — Sie schüttelte, mit Zeichen des stärksten Abscheues, den Kopf. — Kann, fragte ich leise, mit schmerzlicher Stimme — kann die Mutter meines Sohnes, kann die ewig Geliebte meines Herzens, mir nie vergeben? — „Ich habe dir vergeben. Doch das Zeichen meiner Vergebung bekommst du noch, mit dem Zeichen der Versöhnung; und das sey dir dann ein Beweis, daß ich wieder glücklich bin! Jetzt bitte ich dich nur um Eins: laß uns von hier wegziehen, laß mich die Tante nicht wiedersehen!" — Mit diesen Worten verließ sie mich."

„Ludwig, hier hebe ich die Augen voll Thränen zu Gott empor, und sage dir: ich habe von dieser Minute an das schrecklichste Elend getragen, und werde es tragen, bis zu der Stunde, die nicht mehr fern ist!"

„Ich zog von Grundleben weg. Meine

Frau

Frau blieb unveränderlich ernst, kalt, aber gütig; nie kam ein Vorwurf über ihre blassen Lippen, obgleich nur mein Vergehen die Quelle ihres Lebens vergiftet hatte. Sie welkte, sie wurde schwächer, und endlich — o Gott! — kündigte der Arzt ihr den nahen Tod an. Da wendete sie mit einem himmlischen Lächeln ihr Auge zu mir. „Ich muß dich sehr betrüben, mein geliebter Mann! O, so komm denn an mein dich liebendes Herz!" — „Vergebung! Versöhnung!" Diese beiden Worte stammelten ihre Lippen. „Und nun bin ich wieder glücklich! Gönne mir dieses Glück, mein versöhnter, mein geliebter Mann!" Ich lag auf den Knieen, ich hob die Hände gen Himmel — o, mein Herz war eben so gebrochen, wie das ihrige! O, daß ich dich so unglücklich machen mußte! daß erst diese Stunde der Anfang deines Glückes ist! So jammerte ich, und verbarg mein weinendes Auge an ihrem Herzen. — „Geliebter Mann," sagte sie, „verzeihe mir nun auch du, ach! was ich nicht ändern konnte. Sag auch du: Vergebung! wie ich

es sagte." — Vergebung! rief ich. Gott erbarme sich mein, und spreche bald das Wort: glücklich! auch über mein gebrochenes Herz aus! Und nun noch das Eine: ich habe nie aufgehört dich zu lieben. Meine Sinne waren ungetreu, mein Herz nicht. — „Daran habe ich nie gezweifelt. O, das war es, was mich am Leben fest hielt." — Das sagte sie mit einer Umarmung, die mich entsündigte."

„Sie starb. Ich lebte für den Sohn der Heiligen; einzig und allein für ihn. Adele erfuhr den Tod meiner Gattin, und schrieb mir einen Brief, worin jedes Wort ihren Schmerz, ihre nagende Reue bezeugte. Die Unglückliche nahm auf ewig von dem Unglücklichen Abschied. Sie verschwand, und ich weiß nicht, wo sie geblieben ist. — Die Summen, die du in den beiliegenden Papieren erhältst, sind für sie und meine unglückliche Tochter bestimmt, wenn sie noch leben."

„Sonnensteins wissen im Allgemeinen, daß die Tante Schuld an dem Tode mei-

ner Frau ist. Verschweige ihnen mein Verbrechen. Ludwig! auch von deinen Lippen hätte ich so gern die Worte: Vergebung! Versöhnung! gehört."

„Nein, Bruder; ich wollte dich nicht betriegen! nein! Lebe wohl! Und hüte dich vor der Schlange, die du in deinem Busen nährst! Lebe wohl!"

Wohl zehnmal hatte der Rittmeister das Lesen dieses Briefes unterbrochen, und immer mit den widersprechendsten Empfindungen. Bald flammte in ihm der heftigste Zorn gegen die Tante; bald zerschmolz sein Herz wieder in Liebe und Mitleiden mit seinem unglücklichen Bruder. Er knieete nieder, nahm die Mütze ab, und sagte: „Versöhnung, tausendmal Versöhnung, du unglücklicher, guter Mensch! O, daß ich noch einmal deine blassen Lippen küssen, daß ich noch einmal an deinem gebrochenen Herzen rufen könnte: Versöhnung! Versöhnung! Aber auf deinem Grabe will ich knieen, und Geduld lernen, wenn ich unglücklich bin,

du Unschuldiger, den die Bosheit eines Weibes zum Märtyrer machte." Er sprang auf.

„Eines Weibes? Einer höllischen Furie! eines Ungeheuers! O, nun weiß ich, wer das Gift in unser aller Herzen spritzte! Gott im Himmel, sie hat mir wohlgethan. Verzeihe du ihr, nach deiner Barmherzigkeit, und bessre sie. Aber ich? ich? Ich, ein schwacher Mensch, ich kann nicht. Die Mörderin meines Bruders! Nein, nein!" Er weckte seinen alten Bedienten. „Laß sogleich den großen Wagen anspannen, ganz in der Stille; und, wenn alles fertig ist, komm eben so still wieder, und rapportire." Er hörte die Jungfer von oben herunter kommen; die Tante war also zu Bette. Nicht lange, so kam der Bediente wieder, und meldete, daß angespannt wäre. „Laß in aller Stille vorfahren, und dann komm wieder herauf."

Sobald dies geschehen war, ging er — immer mit gleicher Heftigkeit — auf das Zimmer der Tante, und ließ ihre Kleider,

ihre Wäsche, ihre Zähne, ihr Haar, einpak-
ken, legte auch selbst mit Hand an. Als
die Koffer auf dem Wagen befestigt waren,
sagte er zu dem Kutscher: „der Morgen
grauet schon; du kannst den Weg sehen.
Nimm dich in Acht, daß kein Unglück ge-
schieht!" Nun ging er wieder hinauf, und
öffnete das Schlafzimmer der Tante. So
wie sie die Augen aufschlug, fragte sie:
Mein Gott! ist ein Unglück geschehen? —

„Stehen Sie auf, Fräulein!" sagte der
Rittmeister in einem so seltsamen Tone, daß
sie mit Einem Sprunge zum Bette heraus
war.

Was ist denn? was ist denn? Mein
Gott, neveu, was geht denn vor?

„Still! Ziehen Sie sich an!" — Sie
glaubte, das Haus müßte wenigstens voll
Mörder seyn, und hatte in fünf Minuten
einen Morgenanzug übergeworfen.

Der Rittmeister ergriff ihre Hand. „Kom-
men Sie!"

Wohin soll ich? was ist denn? Meine
Jungfer . . . — Sie wollte an die Klingel.

Der Rittmeister zog sie fort. „Der Wagen steht bereit. Ihre Sachen sind in zwei Koffer gepackt. Mein Alter hat Ihre Jungfer geweckt. Sie müssen diesen Augenblick fort!"

Die Tante riß sich los, und fuhr mit ergrimmtem Gesicht und schneller Zunge auf den Rittmeister zu. Aber so hatte sie ihn noch nie gesehen! Sein Auge blieb starr auf ihr haften; sein Gesicht behielt die Falten des kältesten Grimmes. „Still!" sagte er mit dem vorigen Tone; „Sie müssen fort!"

Ich will doch sehen, wer eine Dame, wie mich, in der Nacht fortschleppen soll!

„Ich! Eine Dame, wie Sie? Du Mörderin meines theuren Bruders! du kupplerische Verführerin Adelens! du höllischer Teufel!"

Sie fuhr erschrocken zurück. Lieber Neffe, bedenken Sie doch Gottes Gerichte! Bedenken Sie, daß ich die Schwester Ihrer guten Mutter, Ihre Wohlthäterin bin!

„Bedenken? O, wenn ich bedenke, daß du den besten Sohn meiner Mutter, den

sie mit Mutterangst deiner Liebe empfahl, daß du ihn ermordet hast, du Furie: so möchte ich dir das Gift abzapfen, das, statt des Blutes, in deinen Adern rollt!" Sie zitterte; doch sie wagte es noch einmal, die Entschlossenheit des Rittmeisters wankend zu machen: unglücklicherweise entfuhr ihr aber dabei ein Scheltwort auf seinen Bruder. Nun zog er in tobender Hitze ein Eisen aus ihrer Schnürbrust, und hob es auf. Sie hielt es in der Angst für einen Dolch, und floh schreiend, vor ihm her, die Treppe hinunter. So eben brachte der Bediente ihre Jungfer. Beide wurden in den Wagen gehoben, und der Rittmeister rief einem Bedienten zu: „du stehst mir dafür, daß sie nicht wieder kommen!" Die Tante stieß noch einen Fluch gegen ihn aus; dann rollte der Wagen vom Hofe hinunter.

„Ach!" seufzte der Rittmeister mit leichterer Brust. „Noth soll sie nicht leiden! . . . Nun laß uns zu Bett gehen, alter Christoph. Ich denke, wir werden recht ruhig schlafen."

Am folgenden Morgen verbreitete die Nachricht, daß die Tante weg wäre, in ganz Grundleben große Freude. Man war neugierig, was den Rittmeister bewogen haben könnte, sie so auf einmal, fast mitten in der Nacht, wegzuschicken, da er doch nur ein Paar Stunden vorher noch freundlich mit ihr gesprochen hatte. Sonnenstein schüttelte auch darüber den Kopf; es war ihm ein neuer Beweis von der rohen Wildheit des Rittmeisters. Uebrigens änderte die Entfernung der Taute nichts in dem Verhältnisse beider Familien. Sie lebten ruhig neben einander, doch ohne den Wunsch, sich zu versöhnen.

Der Rittmeister wurde vielmehr noch unwilliger, zugleich aber auch wehmüthig, als seines Bruders Sohn Herrmann nach Grundleben kam, mehrere Monate bei Sonnensteins blieb, und ihn dennoch nicht ein einziges Mal besuchte. „Der Sohn meines geliebten Brnders!" sagte er traurig. „O, es ist, als ruhete ein Fluch auf mir, daß alle Menschen, die ich am meisten liebe, mich

fliehen!" — Auguste rieth ihm, den jungen Menschen einladen zu lassen. Er schüttelte aber unmuthig den Kopf. „Ich kenne ihn schon. Er ist ein hochfahrender Mensch, dem ich viel zu klein, viel zu natürlich bin. O, und Sie sollten ihn sehen, Frauchen! Sie sollten ihn sehen! Unter der schönen hohen Stirn funkeln ein Paar Augen, so offen, so edel! Mein Herz schlug dem Jungen entgegen, als ich ihn sah; aber schon damals stieß er seines Vaters Bruder von sich. Nun, ich habe mich ja so lange ohne seinen Vater behelfen müssen! Gott wird mich wohl gleichgültiger dagegen machen, daß er hier ist, und gar nicht daran denkt, mich nur einmal sehen zu wollen."

Er konnte bei dem allen diese Kränkung nicht vergessen. Sobald der Nahme Sonnenstein genannt wurde, seufzte er, und suchte die Einsamkeit. Seine einzige Freude war jetzt der junge Rohr, der ihm jeden Posttag aus Böhmen Briefe voll Liebe und zärtlicher Ehrfurcht schrieb. „Lieber Gott!" sagte er zu Augusten, „wenn ich bedenke,

wie so nach und nach alle meine Freuden zu Grunde gegangen sind, meine selige Philippine, mein Bruder, seine Frau, mein Umgang mit Sonnensteins; wenn ich so alles Herzeleid überlege, was die Jesabell — Gott gebe ihr ein andres Herz! — über mich gebracht hat: so . . . Was ist doch der Mensch! — Und wenn ich wieder bedenke, daß meine Philippine, so gut, so fromm sie auch ist, vielleicht seufzen wird, wenn Gott den jungen Rohr vor den Kugeln und Säbeln der Feinde behütet: so wünsch' ich mich zu meiner seligen Frau in das Gewölbe. Ach, um meine Mutter glücklich zu machen, hätte ich ja die Tante Isabelle heirathen wollen! Ich habe nur die einzige Freude noch vor mir. Sagen Sie Philippinen, sie soll mir wenigstens die nicht verderben. Guter Gott! ich möchte gern wieder noch einen Menschen um mich sehen, den ich liebe. Da haben nun Sonnensteins die Freude, daß Herrmann . . . Man sagt ja, daß er Minetten heirathen wird. Philippine soll auch mir

eine solche Freude machen. Sagen Sie ihr das!"

Sonnensteins hatten die Freude, wie der Rittmeister sich ausdrückte, obgleich die Frau von Sonnenstein von Zeit zu Zeit bei den Hoffnungen ihres Mannes den Kopf schüttelte. Sie wollte nehmlich bemerkt haben, daß — und daß . . .

Ihr guten Weiber! sagte Sonnenstein lächelnd: wenn der bestimmte Bräutigam nicht gleich im ersten Augenblicke Euren Töchtern zu Füßen liegt, so ist es Euch in keinem Stücke recht. Ich sehe es gern, wenn ein junger Mensch sich mit seiner Wahl Zeit nimmt. Was kann Er dafür, daß er nicht weiß, was wir schon hinter seinem Rücken über seine Hand verabredet haben! und was dafür, daß Minette ihm schon mit einem vollen Herzen entgegen flog! Das ist unsre Schuld. —

Der verstorbene Präsident und Sonnensteins hatten eine Verbindung zwischen Minetten und Herrmann verabredet, und nur dieser wußte nichts davon. Er war, als

das geschah, auf Reisen; und als er zurück kam, lebte sein Vater nicht mehr. — Daß die Frau von Sonnenstein mit ihren Besorgnissen nicht ganz Unrecht hatte, wird der Leser aus folgenden Briefen sehen.

1.

Herrmann an Schmidts.

Hamburg.

Die Freude des Himmels umschwebe Sie, mein Lehrer, mein Freund, mein Vater! Ich bin Ihnen entflohen. Was konnte ich anders thun? Sie fanden eine Schwester wieder, und mit ihr das Glück Ihres Lebens. Wäre ich werth, Ihr Schüler, Ihr Freund zu seyn, wenn ich mich nicht drei Jahre lang in Deutschland, in der Schweiz, und überall umher treiben könnte, ohne zu scheitern? Nein, mein theurer Schmidts, als Sie mein Lehrer wurden, verkauften Sie Sich meinem Vater nicht; denn Sie liebten mich, den wilden jungen Menschen, der halb Knabe, halb Jüngling war. Mein Herz,

mein Vertrauen, meine innige Liebe waren Ihre Belohnung. Als Sie aber meinem kranken Vater versprachen, mich noch drei Jahre lang von Stadt zu Stadt zu führen: da verkauften Sie Sich ihm; und das mußten Sie nicht, sondern glücklich seyn.

Es freuet mich, daß ich einmal ganz ungehindert nur meine Phantasie, meine Grillen, meine Launen zu Rathe ziehen darf. Eigentlich sollte ich in Wien seyn, und bin nun hier in Hamburg. Ich ging hierher, weil ein junger Mensch, für den ich in Cassel anfing mich zu interessiren, nach Hamburg reiste: das hätte ich mit Ihnen nicht gekonnt. Und, mein Freund, ich befinde mich wohl unter der Menschenmasse, die der Handel hier aus beiden Halbkugeln zusammenführt. Man sollte jeden jungen Menschen hierher schicken, wäre es auch nur, um seine Begriffe von Entfernungen zu berichtigen. Seitdem ich hier bin, ist es mir bis Paris nur ein Paar Schritte, und bis Neapel (das ich sonst wie die Römer ihre Serer betrachtete) ein Paar Schritte wei-

ter. Der Kaiser von China ist mir näher gerückt, seitdem ich einen seiner Unterthanen hier gesehen habe. Und doch, so gern ich unter dem Gewühl dieser Menschen bin, zwischen den wehenden Wimpeln der Schiffe, die Tausende von Meilen gemacht haben, und fröhlich die lange Reise wieder antreten; so angenehm mir der Anblick des Lebens, des Treibens, der Bewegung, der Thätigkeit ist: so unangenehm kann er mir doch von Zeit zu Zeit werden; denn — was ist es, frage ich mich, das diesen Ameisenhaufen in eine solche lebendige Bewegung bringt? Geld; nichts als das verächtliche Geld!

Liebe zu Gewinn, zu Geld, sieht man hier auch in den feinsten, seelenvollsten Gesichtern. Ich finde das natürlich, wiewohl es mir wehe thut, daß ich es so finden muß. Aber — ist das Uebrige, warum der Mensch arbeitet, sich mühet, sich quält, warum er erträgt, was er nicht ertragen sollte — ist das mehr? und ist das ganze Leben mehr? Ist der Mohr, der mir gegenüber wohnt, und den ganzen Tag auf den Fersen hockt,

Taback raucht und Kaffee trinkt — ist er nicht klüger, als wir alle? Doch nein! wäre er es, würde er dann hier seyn? würde er nicht lieber in dem Schatten seiner heimischen Palme sitzen?

Ich will nicht grübeln, wie Sie mir sonst vorwarfen. Das Leben ist ein Räthsel, welches der Unglückliche in der trüben Stunde seines Schmerzes, und der Glückliche in der kurzen Minute seines Genusses errathen zu haben glaubt. Doch auch wir haben es errathen, in den schönen genußreichen Stunden unsers Vertrauens, unserer Freundschaft, und des Gefühls von sittlicher Ordnung in der Menschenwelt. Es ist die stille, reine Freude am Guten, und, für einen jungen Menschen, wie ich, ist es, trotz allen Grübeleien, recht viel: der Tempel der Hoffnung, die Bahn der Ehre. Man ist glücklich, weil man jung ist: auch das ist viel. Ich weiß, Sie mißgönnen es mir nicht.

2.

Derselbe an denselben.

Hamburg.

Ich liebe! — Lächeln Sie nicht, guter Schmidts. Könnte ich Ihnen doch mein: „ich liebe!" mit der Würde sagen, mit der alles Edle und Gute gesagt werden sollte! Ich liebe; und in meiner Brust ist nicht das verschämte, kindische Gefühl eines jungen Menschen, der dem ersten dem besten Mädchen seine Liebeserklärung vordeklamirt hat.

Sie wissen, wie oft wir über die stärkste, die gewaltigste und verderblichste aller Leidenschaften mit einander geredet haben, und daß ich stark genug war, die erwachenden Gefühle meines Herzens zweimal der Vernunft, der Zufriedenheit meines Vaters, und unsrer Freundschaft zum Opfer zu bringen. Ich wagte es, auf Ihr Wort hin, zu kämpfen; und ich siegte. Also hoffe ich, daß Sie jetzt das Geständniß meiner Liebe mit der Achtung aufnehmen werden, die ich für mein Herz fodern zu können glaube.

Ich

Ich war nach meiner Gewohnheit ein wenig in der benachbarten Gegend umhergeschweift, kam wieder an die Elbe, und fand am Ufer einen großen Kahn, der nach Hamburg fahren wollte. Das Wetter war ungestüm gewesen; deshalb hatte der Kahn hier angelegt. Jetzt wurde es still und schön, und ich entschloß mich, mitzufahren. Kaum hatten wir vom Ufer abgestoßen, kaum waren die Segel aufgespannt, so sah ich den einen Matrosen fallen und den andern wanken, weil sie im Dorfe aus langer Weile zu viel getrunken hatten. Der Schiffer am Steuer war ganz nüchtern; und so blieb ich ruhig. Kaum aber waren wir in der Mitte des ungeheuren Stromes, so heulte der Wind in die Segel, und ward von Minute zu Minute stärker. Ich war bisher oben auf dem Verdecke gewesen; der kalte heftige Wind trieb mich aber hinunter in die Cajüte. Man hatte die Fensterladen zugemacht, um sich vor dem Winde zu schützen; so konnte ich denn nur hören, daß zwei Frauenzimmer und drei Männer in der

Caiüte waren, die zusammen eine Gesellschaft ausmachten.

Man sprach allerlei, z. B. über Schauspiele, und Familiensachen. Ich hatte noch Niemanden in's Gesicht gesehen, so finster war es; aber doch unterschied ich eins von den Frauenzimmern, Anfangs nur an dem schönen Tone ihrer Stimme, und an der ganz fehlerfreien Sprache. Nicht lange, so berief man sich in einem kleinen Streite über ein Schauspiel – ich weiß nicht, welches — auf ihr Urtheil. Sie sagte es mit einer süßen, sehr weiblichen Bescheidenheit; und nun redete sie so schön, ihre Bemerkungen waren so fein, und doch so höchst natürlich, daß man hätte glauben sollen, jeder müsse sie machen können. Immer traf sie den Punkt, auf den es gerade ankam: eine Kunst, die gar nicht leicht ist, und die Sie einmal für das Eigenthümliche einfacher, großer Seelen erklärten.

Ich mischte mich in das Gespräch, und es freute mich, daß ich ein Paar Male mit ihr zusammentraf. Die Unterhaltung wur-

de mit jedem Augenblicke interessanter; doch auf einmal hörten wir über unserm Kopfe poltern, und der Kahn machte ungewöhnliche Bewegungen, die von dem Striche, den er bis jetzt gehalten hatte, nicht herrühren konnten. Ich trete an die Thür der Cajüte, höre den Schiffer gräßlich fluchen, gehe hinaus, und habe ein schreckliches Schauspiel vor mir. Der Schiffer steht, im Gesichte dunkelroth, über der Cajüte; die Matrosen stehen unten an dem Mast, und beide fluchen einander wild entgegen. Ihm zum Trotz wollen wir trinken! rufen die Kerl. Wir sind Matrosen, aber nicht seine Sklaven! Mag der Teufel den Kahn holen, und uns dazu!

Kerl! rief der Schiffer, von dem Verdeck herunter in den Raum springend, und wollte den Matrosen fassen. Da sprangen die Uebrigen herbei, und einer zog sogar sein Messer. Während dessen zerriß der wüthende Sturm das große Segel. Ich verstehe zwar nichts von der Schifffahrt, sah aber doch, daß der Kahn vor dem Win-

de trieb. Auf den Lärm kamen die übrigen Reisenden hervor. Ein ältlicher Mann wurde bleich, als er nur einen Blick auf den tobenden Strom, und auf die Lage unseres Kahnes geworfen hatte. Jansen! rief er mit zitternder Stimme dem Schiffer zu: wir gehen zu Grunde, wenn nicht anders gesteuert wird! — Jansen war jetzt nicht im Stande zu hören; er fluchte nur gräßlich auf die Matrosen. Der Reisende rief noch lauter: wir sind verloren! Gott erbarme sich unser! — Die Matrosen standen bei diesem Geschrei mit einem teuflisch triumphirenden Lächeln da.

Helfen Sie mir, rief Jansen, vor Wuth ganz außer sich, diese Teufels-Kerl, dieses höllische Lumpenpack zur Vernunft bringen, oder wir sind verloren! Wir sprangen hervor; doch nun zogen die Unmenschen ihre Messer. Die drei Reisenden flohen in die Cajüte zurück, und schrieen, wie Kinder, um Hülfe, die sie doch nur in ihrem Muthe finden konnten. Ich zog mein Couteau, und sprang auf die Seite des Schif-

fers. Gehen Sie, rief ich mit donnernder Stimme, an das Steuer, wohin Sie gehören! Befehlen Sie den Matrosen; und den Ersten, der sich widersetzt, — hier trat ich ihnen ganz nahe — haue ich nieder!

Mein Couteau schien auf die Matrosen Eindruck zu machen. An das Steuer! rief ich dem Schiffer noch einmal zu. Was sollen die Matrosen thun? — Wie? rief der Verwegenste unter ihnen; Er will uns kommandiren? — An das Segel! rief der Schiffer. Ich zog eine Taschenpistole hervor, und wiederholte donnernd: an das Segel! und redest du noch ein Wort, so jage ich dir eine Kugel durch den Kopf, du Bösewicht!

Mein fester Ton wirkte; alle drei Matrosen gingen an ihre Arbeit. Doch wir näherten uns dem Ufer immer mehr, und der eine Reisende, welcher den Strom und die Gefahr kannte, hörte nicht auf zu rufen: wir sind verloren! Die beiden anderen Männer lagen betend auf den Knieen. Das eine Frauenzimmer war in Ohnmacht ge-

fallen; das andre aber trat in die Thür, und sagte mit fester lauter Stimme, so daß sie gehört werden konnte: „ich verlasse mich auf unsre braven Matrosen; die werden wohl dafür sorgen, daß wir nicht versinken."

Jetzt sah sich einer um, und rief: nein, meiner Seele! es wäre ja Schade um so eine schöne Mamsell! Frisch, Cameraden! gewendet! — Nicht lange, so flog unser Schiff von dem gefährlichen Ufer zurück in die Mitte des Stromes. Nun blickte ich hinter mich, und erstaunte denn ich sah den Himmel in dem Gesichte dieses Mädchens.

Wir blieben Beide stehen, priesen laut die Geschicklichkeit der Matrosen, und feuerten sie dadurch immer stärker an. „Die Gefahr," sagte mir das Mädchen heimlich, „ist noch gar nicht vorüber." Ich bewunderte ihre Fassung; denn es war in der That ein fürchterliches Schauspiel! Das Heulen des Sturms in den Segeln; das Donnern der Wogen am Kiel; die ungleichen Wellen, die sich, gleich wüthenden

Feinden, einander entgegenwälzten, doch, wie zu unserm Untergange verschworen, ihre ganze Wuth gegen die eine Seite des Kahnes richteten; der schwarze Himmel, der tief auf uns herabhing, dann, vom Sturme zerrissen, sich öffnete, daß ein Sonnenstrahl wie ein zuckender Blitz hervorbrach, und in dem fallenden Regen leuchtete, doch bald wieder von tiefem Dunkel verhüllt wurde! Ich hatte die Natur noch nie in diesem erhabenen Aufruhre gesehen!

Nun flog der Kahn um eine Landzunge, und der Strom erweiterte sich majestätisch. In diesem Augenblick legte sich der Sturm, und es folgte eine tiefe Ruhe: die Wolken zogen sich am Horizonte hinab, die Sonne ging seitwärts immer schöner unter; auch der Strom wurde nach und nach immer stiller, und endlich gegen Abend, als der volle Mond aufging, glich er einem klaren, glänzenden Spiegel. Jetzt trat das Mädchen mit mir und einem Andern auf das Verdeck, während daß wir nahe an dem schönen Ufer hinfuhren, welches mit

mahlerischen Baumgruppen, Dörfern und Landhäusern besetzt war. Das Jauchzen der Kinder, die am Ufer spielten; kleine Fischernachen, die in dem Silber des Flusses umher schwebten, eine Menge Wasservögel, die über den glatten Spiegel wegschossen; zwei Waldhörner, die in einem kleinen Gehölz eine sanfte Melodie bliesen, und tausend Nachtigallen, die nahe und fern wirbelten: das alles machte sogar auf die rohen Matrosen Eindruck; selbst sie feierten den schönen Anblick der ruhigen Natur, der freundlichsten Nacht.

Auch die Frau, die sich jetzt von ihrer Angst erholt hatte, kam auf das Verdeck, um mir zu danken; denn meine Entschlossenheit sollte nun einmal uns Alle gerettet haben. Ein schrecklicher Tag! sagte sie. Ich konnte das nicht sagen, und bemerkte an einem Zuge in dem schönen Gesichte des Mädchens, daß sie eben so fühlte, wie ich. Vor Hamburg ward angelegt, weil der Schiffer Lust hatte, sich hier in einem Wirthshause von seiner Angst zu erholen.

Meine Reisegefährten baten mich mit Herzlichkeit, die Nacht mit ihnen in einem Landhäuschen zuzubringen. Ich nahm die Einladung an, um nicht eigensinnig zu scheinen.

Man brachte unsre Sachen nach dem Landhause, das nicht weit vom Ufer entfernt war. Die Frau befand sich nicht wohl; auch wir Andern bedurften Ruhe, und gingen bald aus einander.

Das junge Frauenzimmer ist schön: das war alles, was ich dachte. Ihre Fassung, ihr Muth? Nun, sie hatte mir ja selbst gesagt, daß sie schon einige Male auf der See gewesen wäre. Ihr warmes, echtes Gefühl für die Schönheit der Natur, das sie nur durch entzückte Blicke, nicht durch Worte, äußerte, hatte mir gefallen; aber ich war ganz ruhig geblieben. Und bin ich das nicht noch jetzt, da ich sie von ganzer Seele liebe? bin ich nicht noch ruhiger, als an jenem Abend?

Am folgenden Morgen erkundigten wir uns gegenseitig, wer wir wären. Man fing noch einmal an, mir zu danken. Ich sagte:

es war von mir sonst nichts, als eine mechanische Bewegung, womit sich jeder Mensch gegen eine drohende Gefahr stemmt.

Aber das rettete uns, Herr von Bärburg, erwiederte die Tante, Madame Schuygens; ohne Sie wären wir verloren gewesen.

Die Nichte hatte bisher geschwiegen, und mir, während die Andern sprachen, nur mit freudigen Blicken gedankt. Jetzt sagte sie lächelnd: „die Alten bauten dem Glücke sogar Tempel; so erlauben Sie uns denn, daß wir dem Glükke danken, welches Sie zu uns führte."

Ich nahm Abschied, und man begleitete mich bis auf die Landstraße. Wir, die Nichte und ich, waren schneller gegangen, und hatten bis jetzt nur einzelne Worte über den gestrigen Tag und Abend gesprochen. Nun blieben wir stehen, die Uebrigen zu erwarten. „Seltsam!" sagte sie: „wir kennen Sie erst seit gestern; und schon heute trennen wir uns, wahrscheinlich auf immer." (Ich hatte ihr gesagt, daß ich bald abreisen

würde.) Vielleicht sehe ich Sie noch einmal, erwiederte ich; und sie machte eine Verbeugung, ohne mir zu antworten, oder mich auch nur mit einem Blicke einzuladen.

Einige Tage vor dem, welchen ich zum Antritt meiner Reise nach England oder Frankreich bestimmt hatte, ging ich noch einmal zu Madame Schuygens. Ich wurde im Hause von niemand empfangen, ging die Treppe hinauf, und hörte in dem geöffneten Zimmer zu einem schönen Flügel singen. Marie (so heißt die Nichte) sang gerade die letzten Stanzen einer Romanze: sehr einfache Worte, mit der einfachsten Musik, welche aber, gewaltig wie die Natur, in das Herz drangen. Der Schluß hieß:

Der Liebe stiller Schmerz
Zerbricht das treue Herz.

Nun folgte ein langes Nachspiel, das erst schmerzlich die letzten Seufzer eines gebrochenen Herzens nachhallte, dann immer ruhiger, immer sanfter wurde, und sich mit ein Paar starken, erhabenen Accorden endigte.

Jetzt machte ich eine Bewegung. Sie sah sich um, sprang auf, und kam mir mit einem freundlichen Gesicht entgegen. Verzeihen Sie, sagte ich: ich bin schon seit einigen Minuten hier, wollte Sie aber nicht unterbrechen. Sie erwiederte, ein wenig erröthend: „wie werden es meine Verwandten bedauern, daß sie gerade heute in Hamburg sind!" — Sie war allein; und, lieber Schmidts, ich hatte eine Art von Freude darüber. Werden Ihre Verwandten nicht noch heute zurückkommen? fragte ich. Es wäre mir lieb, sie noch einmal zu sehen, und ich habe keinen andern Tag mehr übrig.

„Wahrscheinlich gegen Abend," erwiederte sie.

Ich war entschlossen, zu bleiben, und sagte ihr lächelnd: Wenn man kommt, um auf immer Abschied zu nehmen, so hat man das Vorrecht, sich nicht so genau an die gewöhnliche Sitte zu binden. Ich habe mich darauf gefreuet, den heutigen Tag hier zu verleben, und werde nicht gern wieder weggehen, wenn Sie es mir nicht ausdrücklich befehlen.

„Herr von Bärburg," erwiederte sie lächelnd, „es würde mir nahe gehen, wenn ich Sie durch irgend etwas veranlaßt hätte, das zu sagen. Sie sind mir willkommen!" (Dabei reichte sie mir zutraulich die Hand.) „Ja, es freuet mich sogar, daß Sie mich allein finden; denn nun kann ich Ihnen heute wahrscheinlich eine Freundin vorstellen, die Ihnen dafür danken wird, daß Sie mich gerettet haben." Sie ging hinaus, vermuthlich um ihre Freundin einladen zu lassen. Als sie zurückkam, war das Gespräch Anfangs abgebrochen, und ein wenig gezwungen; sie schien nicht ganz so heiter, so ruhig, wie sonst: doch nach einer Stunde hatte sich das Fremde verloren. Wir gingen mit einander in einen kleinen Garten, und sprachen von ihren Blumen, von der Natur, von Musik, von Land- und Stadtleben. Alles, was sie sagte, war einfach, ungesucht, natürlich; doch alles verrieth einen vollkommen ausgebildeten Geist und ein tief fühlendes Herz. Sie verließ mich von Zeit zu Zeit, um nach der Küche zu sehen, und er-

kundigte sich, zuletzt sogar in meiner Gegenwart, und mit heiterer Ruhe, ob der Bote, den sie zu ihrer Freundin geschickt hätte, noch nicht wiedergekommen wäre.

Ich empfand noch immer keine Liebe für sie; aber ich fühlte, daß sie die Liebe aller Männer verdient und das Ideal eines edeln Mädchens ist. Die schöne jungfräuliche Würde, worin sie sich immer zu erhalten wußte, die feine zarte Weiblichkeit, in deren Gränzen sie blieb, ohne nur einen Augenblick ängstlich, verlegen, oder gar genirt und steif zu werden, veranlaßte mich zu dem Tone der Vertraulichkeit, zu dem mein naher Abschied auf immer mir Muth gab, wenn auch mich nicht berechtigte. Ich sagte ihr, was ich von ihr dachte. Sie nahm das nicht als eine Schmeichelei, als ein fades Compliment auf, wie es tausend nicht ungebildete Mädchen unter gleichen Umständen genommen hätten, sondern als Wahrheit; und nun erzählte sie mir, mit einer schönen Bewegung ihres Herzens, welch ein vortrefflicher Mann ihr verstorbener Vater gewesen

sey, und mit welcher Sorgfalt er für ihre Bildung gesorgt habe. In dem allen verrieth sich indeß nicht die mindeste Spur von Eitelkeit; was sie sagte, war nur eine rührende Lobrede auf ihren Vater.

Ihre Vertraulichkeit diente mir zum Beispiel, und ich erzählte ihr von Ihnen, lieber Schmidts. Wir waren Beide sehr bewegt. Nun ließ sie mich eine ganze lange Zeit allein, höchst wahrscheinlich, weil sie dieser starken Bewegung unserer Herzen nicht trauete. Endlich kam — nicht ihre Freundin, sondern die Tochter derselben, ein Kind von dreizehn Jahren, das sich ihr in die Arme warf, wie man sich einem edeln Fürsten zu Füßen wirft. Es war ein liebliches Schauspiel, wie die Kleine mit begeisterter Liebe, mit ungeheuchelter Ehrfurcht an ihr hing! Sie hatte noch eine jüngere Schwester bei sich, ein Kind von acht Jahren; und auch diese flog auf Marien zu, und drückte ihre Hand an die kleine Brust, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit in dem fröhlichen Gesichte.

Marie schien zu fühlen, daß die beiden Kinder nicht hätten mit mir zusammen kommen sollen; denn jetzt gerieth sie aus einer Verlegenheit in die andre. Die Kinder hörten nicht auf, sie zu loben, so sehr sie auch steuerte und wehrte. Als die ältere Schwester hörte, daß ich der glückliche Mensch wäre, der ihrer Marie das Leben gerettet hätte, kam sie, mit der schönen Gluth der jungfräulichen Schamhaftigkeit und des liebenden Eifers im Gesichte, auf mich zu, und sagte: o, ich will ewig an Sie denken, und für Sie beten! — Also wissen Sie, liebes Kind, fragte ich mit einer listigen Miene, wie alles gekommen ist? Die Kleine wollte reden; doch Marie hinderte sie daran. Ich bitte Sie, sagte ich: soll ich nicht hören, wie Sie geliebt werden? Julie erzählte mir nun, während Marie den Tisch besorgte, wie ihre Marie sie liebe und sie unterrichte; wie alle Menschen Marien liebten, alle, die sie auch nur ein einziges Mal gesehen hätten. Sie konnte nicht aufhören zu erzählen. Ich fragte sie aus, und endlich

lich seufzte sie mit einer unbeschreiblichen Betrübniß in den Augen: ach, glücklich ist meine gute Marie gar nicht! Aber still! das darf Niemand wissen! Marie muß nicht einmal erfahren, daß ich es weiß.

Diese Paar Worte machten — ich weiß selbst nicht, warum — einen heftigen Eindruck auf mich. Ich stand auf, und trat an ein Fenster. Was für ein Unglück, was für einen Gram konnte Marie haben? und warum hatte ich gar nichts davon gemerkt, auch nicht den kleinsten Zug des Kummers oder der Sorge in ihrem holden, freundlichen Gesichte, in ihren stillen, zufriedenen Augen? Marie kam gerade in das Zimmer, sah mich im Fenster stehen, blickte — sorgend, wie es mir schien — auf ihre Schülerin, und sagte nun in freundlichem Scherze: „nicht wahr? meine Julie liebt mich sehr!"

Ich trat ernst auf sie zu. Nicht mehr, als jeder Mensch Sie lieben muß.

„Sie hat Ihnen vermuthlich erzählt, wie

viele Mühe ich mir gegeben habe, ihre Liebe zu gewinnen."

Mademoiselle, ich bin von Juliens einfacher, wahrer Erzählung zu bewegt, als daß ich jetzt reden könnte. — Bei diesen Worten faßte ich ihre Hand, und beugte mich darauf nieder; doch ich küßte die Hand nicht, in der That aus einem Gefühle der zartesten Achtung. Sie wendete sich von mir ab, nahm Julien in ihre Arme, und drückte sie mit Blicken der innigsten Zärtlichkeit an ihre Brust, doch ohne sie zu küssen.

Bei Tische nahm ich meinen Platz zwischen ihr und Julien. Es war eine Mahlzeit, die ich nie vergessen werde! — Um die beiden kleinen Verrätherinnen zum Schweigen zu bringen, erzählte Marie, in einer holden Verwirrung, mit Wangen, die von einem sanften Purpur angehaucht waren, allerlei Kleinigkeiten. Ich horchte auf den Ton ihrer schönen Stimme, auf die feinen Wendungen, die sie gebrauchte, um keine Veranlassung zu neuem Lobe zu geben, und dann

auf die Erzählung selbst, die ihr eignes Herz in Bewegung brachte. Jetzt wurde ihre Stimme noch schöner. Sie vergaß die eigentliche Absicht ihrer Erzählung; und so näherten wir uns nach und nach einem besseren Tone voll freundschaftlichen Zutrauens, voll reiner Fröhlichkeit. Heiter, so heiter, wie ich vielleicht noch nie gewesen war, erzählte ich nun; und das Gespräch wurde eine lange Reihe von Scherzen und Einfällen.

O, sagte Julie endlich, sehr vergnügt: nicht wahr? wenn es immer so wäre, wie heute! Aber wenn der Cousin hier . . . — Sie brach ab, weil Marie ihr einen Wink gab. „Der Cousin!" Ich runzelte die Stirn, als hätte man den Nahmen meines Todfeindes genannt.

Nach Tische sang Julie, und Marie spielte dazu. Nein, in diesem Augenblicke durfte ich sie nicht bitten, zu singen; denn ihre Stimme hätte meine Seele zerschmolzen. Ich warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihr schönes Profil, auf die edle Stirn, die feinen Lippen, die schöngeformten Wan-

gen, in deren Rosen das holdeste Lächeln ein Grübchen gedrückt hatte; sah nur die schöne weiße Hand, mit Sicherheit, und doch so ruhig, die schwersten Stellen ausführen, und wiederholte mir unablässig die Worte: „ach, glücklich ist die gute Marie gar nicht!“

Nun kam ein Bote aus Hamburg, der ihr die Nachricht brachte, daß ihre Verwandten in der Stadt bleiben würden. Ich griff nach meinem Hute. „Wird meine Tante nicht das Vergnügen haben, Sie noch einmal zu sehen?“ fragte sie, doch bloß höflich, weiter nichts. — Meine Abreise ist auf übermorgen bestimmt, antwortete ich, sehr betrübt; denn ich wollte ja von der edelsten, schönsten Seele Abschied nehmen. Meine Augen funkelten — ich weiß selbst nicht, ob von Thränen, oder von einer wehmüthigen Begeisterung. Ich ergriff ihre Hand, und sagte mit Tönen, die aus dem Innersten meines Herzens kamen: nur zwei Augenlicke habe ich Sie gesehen, Mademoiselle Schuygens; doch diese beiden Augenblicke sind die schönsten meines Lebens. Ihre Hand

zitterte ein wenig in der meinigen; sie verbeugte sich, öffnete die Lippen zweimal, und sagte dann, wie über sich selbst lächelnd: „die Art, wie wir einander kennen lernten, war so einzig, und die Trennung selbst so schnell! Ich bitte Sie, die Versicherung meiner Achtung und meines Vertrauens anzunehmen." Ihr Auge fing an zu glänzen. Sie verbeugte sich tief, als ich ihr die Hand küßte. Nun wendete ich mich, um die gewaltige Bewegung meines Herzens zu besiegen, schnell an Julien, umfaßte sie, und drückte sie an mein Herz. Sie schlug die Arme um meinen Nacken, und sagte: o, Sie guter Mann! Sie haben meiner Marie das Leben gerettet! Aber müssen Sie denn reisen? müssen Sie nothwendig? — Lieber Schmidts, es war mir, als ob das eine Stimme vom Himmel riefe! Ich wendete mich wieder zu Marien, und sagte ganz ruhig: in der That, die liebe Kleine hat Recht. (Sie verstand mich nicht; denn ihr Betragen blieb unverändert.) Ich muß nicht reisen; ich brauche nur nicht reisen zu wol-

len, und so, Mademoiselle, sehe ich Sie noch wieder. — Sie verbeugte sich, und dabei war eine kleine Unruhe in ihrem Gesichte; doch die verschwand bald wieder, und sie nahm mit ganz unverstellter Freundlichkeit von mir Abschied.

Ich fühlte, und mit Stolz, daß ich sie liebte. Nicht mit Unruhe dachte ich an sie, nicht mit der heftigen Sehnsucht der Leidenschaft, sondern mit der ruhigsten Hoffnung, mit der Gewißheit ihres Vertrauens, ihrer Freundschaft. Sie zu heirathen, dieser Wunsch war noch nicht deutlich in meiner Seele; ich wünschte sonst nichts, als sie glücklich zu sehen. Und „glücklich ist die gute Marie gar nicht!" hörte ich noch immer Julien sagen; und „der Cousin!" Diesen brachte ich mit Mariens Unglück in Verbindung. Ich träumte allerlei durch einander, und eben daran merkte ich denn, daß mich, troß meiner Ruhe, troß meinem inneren Frieden, an Marien noch etwas Andres interessirte, als ihr Glück. Ich stellte mir den Cousin immer mit der Figur und dem Gesichte eines

hiesigen Mäklers vor, der mich bei einem Geldgeschäfte um einige Hundert Mark betrogen hat. Sah ich irgend einen alten häßlichen Mann bei einem jungen hübschen Mädchen, so dachte ich den Augenblick an den Cousin. Kurz, lieber Schmidts, der Cousin war es, der mich belehrte, daß ich Marien liebte.

Ich breche ab. Mein Wagen ist da. Ich gehe für einige Tage auf's Land. Bald sollen Sie mehr von mir hören.

3.

Derselbe an denselben.

Hamburg.

Ich muß Ihnen weiter erzählen, lieber Schmidts. Gelegentlich erkundigte ich mich nun in den Häusern meiner Bekannten nach Schuygens. Es giebt hier mehrere dieses Nahmens, die aus Holland hergezogen sind; doch von einer Mamsell Schuygens, die ein Wunder von Schönheit und Bildung wäre, will Niemand etwas wissen. — Ich besuchte

nach acht oder vierzehn Tagen die Familie wieder. Man empfing mich sehr freundlich, und nun wurde mir denn der Cousin, unter dem Nahmen Sall, vorgestellt, der mir sehr umständlich dafür dankte, daß ich das kostbare Leben seiner Cousine erhalten hätte. Er war weder ein schöner Mann, noch so häßlich, als ich ihn mir bisher gedacht hatte: ein junger Kaufmann, prächtig, ein wenig allzu sorgfältig, gekleidet, an dem alles, was er that, sogleich den Anbeter seiner schönen Cousine verrieth. Man schien nicht zu wissen, daß ich neulich da gewesen war, um Abschied zu nehmen. Aber als ich etwa funfzehn Minuten mit Marien gesprochen hatte, näherte sich mir der Cousin Sall, fragte mit einem affektirt freundlichen Wesen: wann ich von Hamburg abreisen würde; und erbot sich, wenn ich nach einer Handelsstadt ginge, mir Adressen mitzugeben. Ich antwortete ihm trocken, daß mich jetzt noch Geschäfte in Hamburg zurückhielten. Geschäfte? fragte er verwundert; ich glaubte, Sie wären ein Edelmann! — Und

welche Geschäfte kann der haben, meinen Sie? fragte ich lächelnd. Er wich nicht von meiner Seite, hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und horchte so auf jedes Wort, das ich mit Marien sprach.

Marie selbst war sich vollkommen gleich: freundlich, himmlisch freundlich gegen mich, und sanft gegen den ihr gewiß sehr lästigen Cousin, der ihr die fadesten Schmeicheleien sagte. Beim Abschiednehmen erbot Herr Sall sich noch einmal, mir für meine weitere Reise durch Briefe nützlich zu seyn, und nannte mir auch einige Städte, welche von einem Reisenden gesehen zu werden verdienten. Als er hörte, daß ich alles Merkwürdige in Hamburg gesehen hätte, wunderte er sich sehr, daß ich noch länger bleiben könnte. Kurz, er gab mir nicht undeutlich, obgleich auch sehr höflich, zu verstehen, daß er meine Abreise gar nicht bedauern würde. — Fünf glückliche Minuten hatte ich, als Herr Sall ein Paar Zeilen auf ein Aviso seiner Correspondenten antworten mußte. Marie sagte mir während

der Zeit recht viele Grüße von Julien. „Die Kleine,“ setzte sie hinzu, „liebt Sie jetzt eben so sehr, wie mich. Sie denkt noch immer an den schönen Tag, da Sie hier waren, und ist stolz darauf, daß sie Ihr längeres Bleiben in Hamburg veranlaßt hat.“

Es brach ein so reines Vertrauen aus Juliens Seele hervor. Sagen Sie ihr, ich ließe ihr danken für alles, was sie mir von ihrer guten Cousine Marie anvertrauet hätte.

„Anvertrauet?“ fragte sie etwas unruhig; doch bald war wieder ein sanftes, ruhiges Lächeln in ihrem Gesichte. „Anvertrauet? Was kann das Kind von mir wissen!“

Sie sagte mir z. B., was ich seitdem nie habe vergessen können: ihre gute Marie sey gar nicht glücklich.

„Die kleine Plauderin! Das war es also, was sie Ihnen gesagt hatte, als ihr Thränen in den Augen standen?“

Das war es. Das Auge des Kindes

schwamm in Thränen, und mein Herz in theilnehmender Betrübniß.

Sie blickte zu Boden, und sagte: „in der That, Sie sind allzu gütig; aber — Theilnahme eines Freundes thut dem Herzen wohl, und die Ihrige würde mein Leiden vermindert haben, wenn ich eins zu tragen hätte. Was man in Juliens Hause, was Juliens gütige Mutter so nennt, ist nichts, oder viel, sehr viel; doch kein Unglück, unter dessen Last ich leiden müßte. Mein Vater starb: ein vortrefflicher Mann, den ich, so lange ich lebe, beweinen werde. Nun zog ich zu meiner Tante. Das nennt man ein Unglück. Ist es aber nicht vielmehr ein Glück, daß sie mich nach dem Tode meines Vaters, der mir nichts hinterlassen konnte, bei sich aufnahm? Sie kennen meine Tante. Freilich liebt sie mich nicht, wie mein Vater mich liebte; aber doch mehr, als ich es je durch den pünktlichsten Gehorsam verdienen kann. Gewiß, Herr von Bärburg, ich lebe hier recht zufrieden, recht glücklich." — Jetzt trat der Cousin wieder

zu uns, und ich nahm Abschied, wobei die Tante mich einlud, bald wiederzukommen.

Mariens Schönheit hatte mich entzückt, ihr Geist bezaubert; doch ihre immer gleiche Ruhe, ihre immer sanfte heitre Geduld fesselten mich. Mochte sie sagen, was sie wollte: sie war gewiß nicht glücklich. Man sah, man hörte es nicht; und doch war es so unverkennbar, daß die Menschen, unter denen sie hier lebte, nicht zu ihrem Geiste paßten. Sie wissen, ich hasse nichts stärker, als die Prätensionen der sogenannten gebildeten Leute, die immer mit halber Verachtung von jedem weniger Gebildeten reden. Aber dieses Mädchen, unter diesen Menschen! Ein Vetter, der immer eine rothe Sammet-Weste ohne Rock trägt, und nichts Anderes über seine Zunge kommen läßt, als Tabacksrauch, und die Wörter: Mark Banko, Briefe, Cours, Papiere; die Tante, eine runde, recht gutherzige Frau, die wahrscheinlich ehemals in einer glänzendern Lage gelebt hat, und daher von nichts anderem redet, als von den Mitteln, zu Ehren zu gelangen;

die bei allen Heirathen in Hamburg berechnet, wie viele tausend Mark da zusammen gebracht sind; an den Fingern alle arme Mädchen herzählt, die nach dem ersten besten Manne greifen sollten, um zu Brot und Ehren zu kommen; die den Reichthum für alles hält, doch ihn sich zu nichts Anderem wünscht, als jedes Jahr vier große Feten geben zu können, von denen ganz Hamburg sprechen sollte, und auf die sie sich jedes Mal drei Monate vorbereiten müßte. Sie weiß noch alle Feten, die sie in ihren glücklichen Zeiten gegeben, und nennt mir sogar alle Delikatessen oder Seltenheiten, mit denen sie ihre Gäste überrascht hat! Ihr Mann ist eine Zeitlang in Nordholland ansäßig gewesen; daher singt sie jeden Morgen vier Holländische Psalmen, die Marie mit dem Flügel begleiten muß, ohne die Sprache zu verstehen. — Doch, ich greife der Geschichte vor; denn das alles habe ich zum Theil erst später erfahren. — Nun folgt der reiche Cousin, der sich um die Hand der schönen Marie bewirbt: ein wahrer, echter Kauf-

mann, der gar keinen Begriff davon hat, wie ein Mensch einige hundert Thaler in der Tasche oder im Büreau behalten kann, ohne damit zehn Procent gewinnen zu wollen. Er rechnet Marien täglich seine Hunderttausende vor, und begreift nicht, daß sie davon nicht bezaubert wird. Einige Tausend Mark, die Marie geerbt hat, stehen in seiner Handlung, und jeden Sonnabend, wenn er nach der Börsenzeit zu der Tante auf das Landhaus kommt, muß sie sich Schilling für Schilling vorrechnen lassen, wie viel sie nun gewonnen hat. Darum nennt er sich auch, mit einem Scherze in seiner Manier: „Sall et Compagnie.“ Er begreift nicht, wie Marie je etwas anders lesen mag, als Reimers Rechenkunst. Für mich bekam er einmal großen Respekt, weil ich ihm begreiflich machte, daß die Logarithmen, die er bis dahin für ganz unnütz gehalten hatte, dem Kaufmann allerdings sehr brauchbar wären.

Dies sind die Menschen, die Marien täglich umgeben! Die Tante und der Vetter mit der rothen Sammetweste quälen sie oben-

drein alle Tage einige Stunden, doch ja den Cousin Sall nicht fahren zu lassen. Er hat so und so viel Mark Banko, Cousine, sagt der Vetter; das macht auf Amsterdam so viel, auf London – warten Sie, ich will erst den Cours nachsehen – ja recht! so viel, in Paris so viel, in Genua so viel. —

Ich ging zuweilen wieder hin, und jedes Mal wurde ich kälter aufgenommen. Marie war immer nicht da: bald mußte sie mit dem Vetter eine Rechnung collationiren, bald hatte sie einen Besuch zu machen. Man gab mir auf alle nur mögliche Weise zu verstehen, daß ich doch je eher je lieber abreisen, oder wenigstens nicht wiederkommen möchte. Endlich wurde ich sogar abgewiesen, und mehr als Einmal kurz hinter einander. Die Herrschaft wäre verreist; man wüßte nicht, wann sie wiederkommen würde. Das war das Ende! —

Ich wünschte, Marien nur noch Einmal auf ein Paar Minuten allein zu sprechen, um sie zu fragen, ob sie mein seyn wolle. Auch das nicht! Denn mein Vater . . .!

Und ich wußte, was Marie mir antworten würde. Ich will ihr nur sagen, sie solle sich nicht bewegen lassen, ihre Hand einem Manne zu geben, den sie nicht liebe. — Zuweilen schweifte ich in weiten Kreisen um das Landgut her. Aber was wollte ich? Ich kannte ja Marien, und war gewiß, daß sie mich hinter dem Rücken ihrer Tante nicht würde sprechen wollen. Einmal hatte ich ihr schon geschrieben; ich zerriß aber den Brief, weil ich ja wußte, daß sie keinen Brief von mir annehmen würde. Das wußte ich, und freuete mich darüber; aber dennoch war ich beinahe in Verzweiflung. Nun hoffte ich, der Zufall — Zufall? — die Vorsehung sollte mich begünstigen, das Mädchen, ohne welches ich nicht leben kann, einmal wieder zu sehen.

Meine Hoffnung wurde erfüllt. Eines Tages bin ich im Schauspiele; und auch dieses feinere Vergnügen zerstreuet mich nicht. Ich lehne mich an die Brüstung der Loge, ohne zu hören und zu sehen. Auf einmal stößt jemand mit einem Finger auf meine Schulter.

Schulter. Ich blicke seitwärts; und nun flistert eine Stimme mir zu: „Herr von Bärburg!" Es ist die kleine Julie. O, mein Gott! sage ich: Sie sind es? Sie, meine liebe Julie? Was macht Ihre Cousine?

„Es hat mir rechte Mühe gekostet, zu Ihnen zu kommen. Sehen Sie, dort hinten saß ich. Ich fürchtete immer, Sie würden weggehen, ehe Sie mich bemerkt hätten. Dort sitzt meine Mutter; von der soll ich Sie grüßen. O, ich mußte Ihnen doch sagen, daß ich hier bin! Aber freundlich sind Sie gar nicht mehr, auch blaß, so blaß, wie meine Cousine."

Meine beste, liebste Julie; was macht Ihre Cousine?

„Sie spricht von Ihnen recht viel, mit der Mama mehr als mit mir, ob ich ihr gleich versprochen habe, sie in meinem Leben nicht wieder zu verrathen. Aber warum haben Sie ihr auch wiedergesagt, was mir so herausfuhr, weil ich Marien so herzlich liebe!

Sehen Sie nur! Mama lacht, daß ich mich doch zu Ihnen durchgedrängt habe."

Ich sah hin, und verbeugte mich. Eine junge Frau dankte mir mit holder Freundlichkeit. In dem Zwischenakte schrieb sie etwas mit Bleistift, und ließ es mir durch ihre Nachbaren zukommen. Es war die Bezeichnung ihres Landhauses bei Hamburg, und eine Einladung auf den folgenden Tag. Ich verbeugte mich wieder, und nun winkte sie ihrer Tochter, mit der ich so gern noch von Marien geplaudert hätte.

Beim Hinausgehen wartete ich auf sie, und redete sie an. „Meine Tochter," sagte sie lebhaft, „hat mir von Ihnen so viele Gutes gesagt, und Sie haben sich bei jedem, der Mamsell Schuygens kennt, so viele Anrechte auf Dankbarkeit erworben, daß ich es mir erlauben mußte. Sie ohne alle Umstände einzuladen, ob ich Sie gleich noch nicht kannte. Wir erwarten Sie mit recht frohem Herzen." Nun verbeugte sie sich, und stieg mit Julien in den Wagen. Diese gab

mir einen Wink, dessen Bedeutung ich nicht errathen konnte: es war, als wollte sie zu verstehen geben, sie habe etwas gethan, was sie nicht hätte thun sollen.

Ich fuhr am folgenden Tage hinaus, und sah gleich bei dem ersten Schritt in den Garten, daß hier eine reiche Familie wohnte, und daß ein fühlendes Herz den Garten angelegt hatte. Man führte mich zu Madame Schulz. Julie wollte mir entgegen springen, und kam wirklich mit einem Freudengeschrei auf mich zu. Doch auf einmal blieb sie stehen, und sagte: Ach, der Cousin! nun weiß ich es erst! —

„Herr von Bärburg,“ sagte die Mutter mit feiner Grazie: „meine Kinder empfangen Sie mit Frohlocken, die Mutter mit recht freundschaftlicher Wärme.“ —

Nach einer halben Stunde war ich hier wie zu Hause. Madame Schulz sagte mir mit der herzlichen Vertraulichkeit guter Menschen, daß ihre beiden Töchter nicht aufgehört hätten, von meiner Freundlichkeit, von meiner Güte zu erzählen. „Herr von Bär-

burg," fuhr sie fort, „das muß eine Mutter wohl bestechen!" Von Marien war gar nicht die Rede; selbst Julie, die, wenn sie einen Augenblick mit mir allein war, sogleich mit lachenden Augen auf mich zu kam, schwieg von dem, was ich am liebsten gehört hätte, und ich sah ganz deutlich, daß es ihr verboten war, von Marien zu reden. Gegen die Tischzeit kam Herr Schulz, ein Kaufmann, der aber wenig Geschäfte mehr macht; und nun mußte ich die Scene auf der Elbe erzählen, durch die ich mit Marien bekannt geworden bin.

„Sie wohnt nur eine kleine Stunde von hier," sagte Herr Schulz. „Warum hast du sie nicht eingeladen? Sie ist die Freundin meiner Frau und meiner Kinder, und wir kennen sie hier, wie man sie überall kennt, wohin sie kommt: als einen wohlthätigen Engel. Haben Sie unsre Freundin seitdem wieder gesehen?"

Ich bin einige Male da gewesen, antwortete ich ruhig, weil ich sah, daß Madame Schulz es gern vermeiden wollte, von ihr zu reden.

„Da gewesen?" (Er sah mich verwundert an.) „Sie sagen das so kalt, Herr von Bärburg! Wir reden von ihr immer mit Entzücken." Er nahm sein Glas, und trank auf Mariens Gesundheit. — Es ist kein Enthusiast, lieber Schmidts, es ist ein beinahe kalter Mann, der nun wirklich mit Entzücken von dem Mädchen sprach! Seine Frau wollte ihn gern auf ein andres Gespräch bringen; er schilderte aber die Menschen, mit denen Marie leben muß, und fast das ganze Gespräch bei Tische betraf nur diese.

Nach dem Kaffee fuhr Herr Schulz in die Stadt, und ich blieb mit der Frau allein. Ich rechnete auf ihre Vermittelung; doch vergebens. Augenscheinlich vermied sie das Gespräch von ihrer Freundin vorsetzlich, ob das gleich sehr natürlich schien. Sie erzählte wohl von Marien, weil wir, Julie und ich, unablässig auf sie zurückkamen; doch sie sagte kein Wort, woraus ich nur die kleinste Hoffnung für mich hätte schöpfen können. Noch mehr, sie bedauerte sogar,

daß ihre Freundin jetzt so äußerst selten zu ihr käme. Las sie vielleicht in meinen Augen die Bitte, daß ich bei ihr Marien noch einmal zu sehen wünschte?

Sie bat mich, ihr Haus oft zu besuchen; und wie gern versprach ich das! Beim Abschiede äußerte ich einiges Bedauern über Mariens Lage.

„Mein Mann findet ihre Lage so übel, wie die Männer überhaupt jede beschränkte Lage. Wir Weiber denken darüber anders. Haben Sie eine Klage von Marien gehört?"

Und dennoch kann sie sehr unglücklich seyn. Wenn ich nur das Einzige bedenke, daß ein Mann, den sie nicht liebt, sie mit Anträgen verfolgt . . .

Sie fiel lebhaft ein: „Ein Mann, den sie nicht liebt? Das hat mein Mann nicht gesagt. Aber wenn auch! Glauben Sie mir, wir Weiber finden eine solche Verfolgung so lästig nicht. Herr Sall ist übrigens ein sehr ehrlicher, braver Mann."

Madame, ich nehme lebhaften, sehr in-

nigen Antheil an dem Schicksal der Mamsell Schuygens. Sie werden dem Freunde eine Besorgniß verzeihen . . .

„Verdanken! Wem wäre es nicht lieb, seine Freundin so werthgehalten zu sehen! Aber wahrlich, Sie haben eine zu üble Meinung von Herrn Sall; und — ein Mädchen, Herr von Bärburg, muß ja fast immer, wie man sehr richtig sagt, ihre Hand verschenken. Dafür bekommt sie aber etwas, das uns Weibern recht viel gilt: den ehrwürdigen Titel Frau, und einen eigenen Hausstand."

Und verkannt wird der edle, stille Geist; verkannt, vielleicht verspottet, das schöne Herz voll Sehnsucht nach Liebe, nach einem besseren Loose!

„Verkannt? O, wer würde das nicht! Marien würden tausend Männer verkennen, glauben Sie mir das!"

Aber nicht verhöhnen, nicht zurückstoßen! sagte ich mit Feuer.

„Das verhüte ihr guter Engel! Es ist das Schrecklichste von allem, wenn die Lie-

be, die ein stilles Herz nach langem Kampfe errungen hat, verspottet wird.“

Errungen? läßt sich die Liebe erringen?

„Ja; das müssen wir Weiber meistens. Aber darum ist unsre Liebe unsre Tugend, wie sie der Männer Lohn ist. Marie wird den Mann lieben, dem sie ihre Hand giebt. O, Sie wissen nicht, wie edel, wie zart, wie schön ihre Seele ist!“

Ich soll Sie heute nicht verstehen, Madame! Eben, weil sie so schön, so edel ist, sollte sie nicht weniger erhalten, als sie geben kann: die reine, edle Liebe eines vollen großen Herzens. In ihren Augen sollten nie andre als Freudenthränen stehen.

„Wäre denn ohne andre Thränen ihr Herz der Freudenthränen werth? Würde der Mensch so stark werden, wenn er nicht trüge? — Ich achte Ihre Besorgniß für das Loos meiner Freundin; doch — Mariens Schicksal wird nicht härter seyn, als sie es tragen kann. Sie wird nie unglücklich seyn, das weiß ich, weil ich sie schon lange, ich möchte sagen, von Kindheit auf, kenne.“

Jetzt wußte ich nichts mehr zu sagen, und ging. Hier, guter Schmidts, haben Sie meine Geschichte. Sie errathen, was mir fehlt: die Einwilligung meines Vaters. Er liebt mich, und — Er entscheide über das Schicksal seines Sohnes! Reisen Sie zu ihm, lesen Sie ihm meine Briefe vor; auch diese Stelle. Ich ehre meinen Vater zu sehr, als daß ich nicht sogleich alle Wünsche nach der größten Glückseligkeit meines Lebens aufgeben sollte, wenn er Nein sagt; aber ich bitte ihn, mir diese Glückseligkeit nicht zu verweigern. Daß Sie eilen müssen, brauche ich nicht erst zu erinnern. O, die fürchterlichen Worte der Madame Schulz; „ein Mädchen muß ja ihre Hand fast immer verschenken!" Ach, vielleicht ist Marie schon in dem Augenblicke, da ich dies schreibe, das Eigenthum eines Andern! Warum habe ich mich ihr nicht zu Füßen geworfen! warum ihr nicht gesagt: ich liebe dich! Aber, sie hat meine Liebe in meinem Herzen gelesen, und ich die ihrige, wenn nicht in ihrem Herzen, doch in Juliens Worten: Marie spricht von Ihnen recht viel.

Könnte ich doch diese Julie nur eine einzige Stunde allein sprechen! Dafür gäbe ich —

Leben Sie wohl!

4.

Derselbe an denselben.

Hamburg.

Ich hoffe auf Antwort von Ihnen, wie der Verbrecher auf das Wort Gnade. Mein Vater wird schwächer, schreiben Sie mir, aber nicht eine Sylbe Antwort auf meine Bitte. Lassen Sie sein Ja den besten Segen seyn, den er giebt. „Die Sache scheint Ihnen nicht so eilig!“ O, warum nicht, lieber Schmidts? Sie tadeln meine Liebe nicht; aber Sie gehen darüber hin, wie über eine unbedeutende Kleinigkeit. Wenn Sie nicht antworten, Schmidts, so muß ich den Knoten zerhauen; so mag Marie selbst über das Glück meines und ihres Lebens entscheiden! —

Ich ging jeden Abend in das Theater,

und in die Loge, in welcher Madame Schulz neulich saß, um sie dort einmal wiederzusehen. Endlich kam sie. Ich verbeugte mich, als sie hereintrat. Sie dankte mir so fremd, daß ich erschrak — so in die Luft hin, daß jeder Andere in der Loge den Gruß auf sich hätte beziehen können. Doch als bei einer vorzüglich interessanten Scene alles in der Loge mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, sah sie sich nach mir um, und nickte mir mit dem freundlichen, lieben Gesichte zu, als ob sie mich erst jetzt erkennte. Sobald der Vorhang fiel, that sie wieder, als sehe sie mich nicht; und auf einmal sagte sie — so laut, daß ich es hören mußte — zu einem Frauenzimmer neben ihr: „ich glaubte, der Cousin, Herr Sall, würde heute kommen." (Das war ein gutes Zeichen.) „Sind Sie übermorgen," fragte sie weiter, „auch bei Schuygens?" —

Ja. Und Sie, Madame Schulz?

„Ich kann nicht. Ich erwarte einen lieben Besuch, auf den ich schon lange gehofft habe."

Und der ist?

„Ein junger Herr," antwortete Madame Schulz lachend, „den ich immer auf eine seltsame Weise einlade: immer in dieser Loge."

Das war ein noch besseres Zeichen! — Ich verbeugte mich, und ging.

Als ich zwei Tage nachher in ein kleines Bosket trat, das einen Theil des Gartens ausmacht, sprang mir Julie mit einem Freudengeschrei entgegen. „Ach, Sie also sind der Besuch, den mir meine Mutter auf heute versprach?" — Nun hatte ich endlich, was ich wünschte. Ich zog Julien in eine nahe Laube; und schon nach einer halben Minute waren wir bei Marien. Die Kleine erzählte mir, doch sehr vorsichtig, daß Marie noch recht oft käme; und dabei legte sie den Finger auf den schönen lächelnden Mund, als ob sie nichts verrathen dürfe. „O," sagte sie dann, recht stolz: „ich weiß wohl, was Sie gern wissen möchten!"

Nun? was möchte ich denn gern wissen? fragte ich lächelnd.

„Sie wollen mich fangen! Ja, wenn ich Ihnen nichts sagen wollte, so würden Sie doch nichts erfahren. Aber ich will Ihnen alles sagen, was Mama und die Cousine Marie mit einander gesprochen haben, viel, sehr viel! Ich saß dabei und ließ meine Schwester lesen; aber sie las, was sie wollte, und ich hörte, was ich wollte."

Guter Schmidts, ich durfte die Offenherzigkeit des Kindes nicht mißbrauchen, mich nicht eindrängen in Geheimnisse, die Marie nur der vertrautesten Freundschaft entdekken wollte. Nein, liebe Julie! sagte ich liebkosend; was Marie der Mama anvertraute, hätten Sie nicht hören sollen, wie ich es von Ihnen nicht hören will. Man muß Niemanden betriegen.

Die Kleine sah mich mit großen Augen an. „Aber es ist ja von Ihnen!"

Desto weniger darf ich es wissen, liebe Julie. Sie haben gefehlt, mein Kind. Horchen ist etwas sehr Uebles.

Dem kleinen Mädchen kamen Thränen in die Augen. „Ach, ich bin nur dann neu-

gierig, wenn es Marien betrifft; sonst hor-
che ich nie!"

Am wenigsten darf man den behorchen, den man liebt! Sie werden das nicht wie-
der thun, liebe Julie.

„O, gewiß nicht!" sagte sie; und in dem Augenblicke trat die Mutter mit glänzenden Augen in die Laube. Sie war sehr freund-
lich gegen mich, sehr gütig, und sagte einige Worte, die mich schon jetzt beinahe nicht zwei-
feln ließen, daß sie meine Unterredung mit ihrer Tochter gehört hätte. Kaum hatte sie sich gesetzt, so trug sie Julien ein Geschäft im Zimmer auf.

„Marie," hob sie nun mit großer Freund-
lichkeit an, — „ich weiß, es wird Sie inte-
ressiren — Marie hat Herrn Sall ausge-
schlagen." (Ich fühlte, daß meine Wangen glüheten, daß meine Augen von hoher Freu-
de glänzten.) Nun hat man ihr aber aufs neue einen Monat Bedenkzeit gegeben. Ihre Tante und Herr Sall sind fest ent-
schlossen, die Verbindung zu Stande zu brin-
gen, es koste auch, was es wolle."

Die Elenden! fuhr ich auf.

„Herr von Bärburg!" sagte sie warnend. „Sall ist ein ehrlicher braver Mann, der nur unglücklicher Weise nicht zu begreifen weiß, wie ein Mädchen, das nur einige tausend Mark in Vermögen hat, einen Mann mit einer Million ausschlagen kann. Das begreifen aber auch andre Menschen nicht, wie zum Exempel Mariens Tante, die übrigens eine brave ehrliche, gutherzige Frau ist."

Ich konnte mich nicht halten. Warum soll ich länger schweigen? Ich liebe Marien, und mein Herz ist nicht verächtlich.

„Sie sagen mir damit kaum etwas Neues," erwiederte sie lächelnd. „Aber, Herr von Bärburg, ich habe diesen Augenblick gefürchtet; denn das soll doch wohl die Einleitung zu einem Gespräche seyn, bei dem ich nur wenige Antworten haben werde. Ich liebe Ihre Aufrichtigkeit, und achte Ihre zarte Empfindung für Marien. Nun denn, Offenheit gegen Offenheit! Ich weiß nicht, was Marie für Sie fühlt. Das aber kann

ich Ihnen mit Bestimmtheit sagen: sie denkt nicht an eine Verbindung mit Ihnen, und auf ihre Weigerung gegen Herrn Sall haben Sie gar keinen Einfluß gehabt."

Das heißt, ich soll meine Hoffnungen auf Mariens Hand aufgeben?

„Es heißt nicht mehr, als was ich gerade gesagt habe. Marie hat von Ihnen mit Achtung und mit der Wärme gesprochen, womit ihr schönes Herz die Pflicht der Dankbarkeit immer erfüllt. Aber seitdem sie weiß, daß wir einander zuweilen sehen, vermeidet sie solche Gespräche. Eine Unterredung, welche Julie behorcht hat, betraf Sie, doch von einer ganz andern Seite. Herr Sall möchte sie gern für einen Abenteurer erklären; und das hat Marien weh gethan. — Je mehr ich unser Verhältniß überdenke, Herr von Bärburg, desto deutlicher sehe ich auch, was Sie bewegen konnte, mir Ihr Herz zu eröffnen, und was Sie wohl gar dahin bringen könnte, zu glauben, zwischen mir und Marien finde irgend ein Mittheilen von Geheimnissen Statt.

Ich

Ich lud Sie ein, weil Julie nicht aufhör-te, von Ihnen zu reden, und weil Sie Ma-riens Retter sind. Sie gewannen meine Ach-tung, und ich lud Sie zum zweiten Mal ein — auf eine geheimnißvolle Weise, weil Herr Sall ein eifersüchtiges Auge auf Sie hat, und weil die Frau, mit der ich redete, seine Schwester ist. Erfuhr man, daß Sie bei mir aus- und eingehen, so war mein Um-gang mit Marien abgebrochen. Ich bin Ihre Freundin, Herr von Bärburg; aber liebe ich Marien mehr, als Sie. Dies muß ich Ih-nen sagen, damit Sie nicht glauben, was nur ein Zufall ist, sey ein Plan meiner Freundin."

Ich verstehe Sie, Madame, erwiederte ich betrübt. Sagen Sie mir nur gerade heraus, daß Marie mich eben so wenig liebt, wie Herrn Sall.

„Mit Ihnen ist schwer fertig zu werden! Ich habe Ihnen gerade heraus gesagt, was ich weiß, und ich bitte Sie, meine Worte ganz buchstäblich zu nehmen."

Aber, Madame, könnte ich denn Marien

nicht ein einziges Mal hier bei Ihnen nur ein Paar Stunden sprechen? Ich liebe Marien, und erwarte mit jedem Tage die Einwilligung meines Vaters zu einer Verbindung mit ihr. Nun will ich ihr nur sagen, was sie doch wissen muß: daß ich sie liebe.

„Gewisse Dinge sind so zart, daß man sie nicht berühren darf. Ich soll Marien hieher locken? Oder — soll ich ihr vorher sagen, was sie hier zu erwarten hat? Hieße dann Kommen nicht, schon einwilligen? Würde Marie kommen? Ich glaube kaum. Ihre Tante läßt sie mit Zutrauen hierher gehen, weil sie nicht weiß, daß Sie hier sind; muß ich dieses Zutrauen nicht ehren? Sie fodern nichts Ungerechtes; aber — Sie hoffen noch auf die Einwilligung Ihres Vaters. Marie, sage ich Ihnen, ist so stolz als gut. Herr von Bärburg, ich wünsche, daß sie die Ihrige werden möchte; doch um dieses Wunsches willen bitte ich Sie, ja zu bedenken, daß Sie, wenn Marie Ihnen Ihre Achtung entziehen müßte, auch ihre Liebe nie gewinnen könnten. Ihres

Vaters Einwilligung scheint mir das Aller-
nothwendigste. — Marie hat Salls Hand
ausgeschlagen, und ich wollte Ihnen fast da-
für stehen, daß er sie nie bekommen wird.
Jetzt bitte ich Sie, mir nichts weiter zu
sagen. Ich bin Mariens Freundin, und da-
her verpflichtet, mehr als jeder Andre die
Stille zu ehren, womit sie ihr Herz bedeckt.
Kommen Sie!" — Wir gingen in das
Haus. Längeres Bleiben wurde mir nun
zu einer Pein, und ich kehrte früh nach
Hamburg zurück.

Sagen Sie mir, lieber Schmidts, kann
ich nicht aus der Behutsamkeit, mit der man
sich gegen mich verwahrt, eben aus der Stil-
le, womit Marie ihr Herz bedeckt — kann
ich daraus nicht schließen, daß ich ihr nicht
gleichgültig bin? Darf ich nicht glauben, daß
Madame Schulz mehr weiß, als sie sagt,
oder, wenn auch nicht weiß, doch vermu-
thet, ahnet? Ich fürchte, daß sie in ihrem
Zartgefühle zu weit ginge, wenn sie nicht
glaubte, daß ich ihrer nicht bedürfe. Sie
handelt so, und nicht anders, um von dem

Charakter ihrer Freundin jeden Anschein von Thätigkeit — die man ja den Mädchen in solchen Fällen, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, so übel auslegt — zu entfernen. Sollte nicht ein Seufzer, irgend eine kleine Anmerkung über mich einer so feinen Frau wie Madame Schulz, Mariens Geheimniß verrathen haben? Lieber Schmidts antworten Sie mir auf diese Frage; denn sie entscheidet! Ich kann die Einwilligung meines Vaters erwarten, bitte Sie aber, so viel als nur möglich, zu eilen.

Und wird nicht Madame Schulz Marien meine Liebe entdecken? wird sie nicht, wenn sie ihr nicht alles offen sagt — doch, warum dürfte sie das nicht? — ihr wenigstens leise andeuten, daß ich sie liebe, daß ich mit Sehnsucht den Augenblick erwarte, wo ich ihr meine Liebe erklären kann? — Ich will den Rath der Madame Schulz befolgen, und mich ruhig verhalten.

5.

Derselbe an denselben.

Hamburg.

Madame Schulz ist eine sehr liebenswürdige Frau. Ich besuche sie jetzt oft mehrere Tage hinter einander. Herr Sall hat erfahren, daß ich bei ihr gewesen bin; und nun ist — was sie voraus sagte — Marien der Umgang mit ihr verboten. Ich begreife nicht, sagte ich, warum Marie diese Tyrannei erträgt. Muß sie denn bei diesen harten Verwandten leben? — „Nein, sie muß nicht; denn ich würde sie wie einen segnenden Engel aufnehmen. Aber ihr Vater hat sie seiner Schwägerin, die er nicht recht kannte, übergeben; und sie ehrt mit Geduld seinen letzten Willen.“ (Ich seufzte.) „Können Sie das tadeln?“

Da erzählt mir nun Madame Schulz von Mariens Kinderjahren: die lieblichsten Idyllen voll paradiesischer Unschuld. Sie zeigt mir Briefe von ihrer Freundin: wahre Meisterstücke, eben weil in ihnen nicht die

mindeste Kunst ist. Ich kopiere sie mir nach und nach, ohne daß die Schulz es weiß. Auch den Brief, worin sie unsre Gefahr auf der Elbe beschreibt, habe ich gefunden. Sie sagt darin ein Paar Worte zum Lobe — nicht meiner Fassung, meiner Entschlossenheit; sondern sie hat einen kleinen Zug bemerkt, den sie mir hoch anrechnet. Als die Gefahr vorüber war, holte ich aus meinem Flaschenfutter einige Bouteillen Wein hervor, um sie unter die Matrosen zu vertheilen. Gerade mit eben dem, der das Messer auf mich gezückt, und dem ich die Pistole vorgehalten hatte, stieß ich an, um mich so, stillschweigend, mit ihm zu versöhnen, und war freundlicher gegen ihn, als gegen die übrigen. Dies rechnete sie mir als eine edle Humanität an. Daß der schöne Abend Eindruck auf mich gemacht, hatte sie nicht einmal bemerkt: so war sie selbst in den Entzückungen ihrer Seele verloren gewesen!

Schmidts, bei der Familie Schulz gehe ich auf dem geheiligten Boden ihrer Kindheit; denn hier — das Landhaus hat Ma-

riens Vater gehört, und nichts ist seitdem verändert worden. Das kleine Gärtchen, worin sie als Kind ein Dutzend Blümchen gepflanzt, und Erbsen für ihre Vögelchen gezogen hat, ist noch unangetastet; es erbt von Kind auf Kind, und heißt noch jetzt: Mariens Freude. Da sitze ich unter Rosen, sehe sie als ein schönes Kind umherhüpfen, und lese ihre Briefe; da sitzt Madame Schulz neben mir, und erzählt, wie rein, wie edel, sich aus dem unschuldigen, lächelnden, frohen Kinde die schamhafte, bescheidene Jungfrau entwickelt hat; wie die Liebe zu allem Guten und Schönen sich in die erste Sehnsucht des erwachenden jungfräulichen Herzens gemischt, und zur reinsten, unschuldigsten, frömmsten Empfindung der Tugend geworden ist.

O, Sie sollten hören, lieber Schmidts, mit welcher begeisterten Liebe die Schulz, die in früheren Zeiten ganz nahe bei ihr wohnte, und alle Tage mit ihr lebte, wie die von ihr redet! Ich danke ihr, ich küsse ihr die Hände, und betheure ihr tausendmal,

daß ich Marien glücklich machen werde. Wenn ich sie jetzt noch einmal bäte, mir eine Zusammenkunft mit Marien zu verschaffen, so würde sie es, glaub' ich, thun. Sie liebt mich, wie ihren Bruder, und ihre Kinder nennen mich Oheim. Alle lieben mich, alle; doch nur, weil ich ihre Marie so unaussprechlich liebe.

Ich erwarte mit brennender Ungeduld ein Paar Worte von Ihnen, und den Segen meines Vaters. Haben Sie mich denn ganz vergessen? Lieben Sie Ihren Herrmann nicht mehr? Schmidts, ich bitte Sie dringend, zu eilen!

6.

Derselbe an denselben.

Hamburg.

Wie? Mein Vater dem Tode nahe, und ich soll hier bleiben? Hat dieser Befehl ein fürchterliches Geheimniß zum Grunde, mein theurer Lehrer? oder was soll ich sonst glauben! Mein Vater stirbt, und die Hand eines

Fremden soll ihm die Augen zudrücken, nicht die Hand seines Sohnes? Ich erstarre, so oft ich das lese! Hundertmal an Einem Tage bin ich entschlossen, dem Befehle nicht zu gehorchen, sondern zu ihm hin zu eilen; doch Ihre Worte —

O, mein theurer Lehrer, mein Freund, mein Vater! Sie können mich nicht betriegen, nicht täuschen. „Dein Vater," schreiben Sie mir, „stirbt langsam an der Auszehrung. Er befiehlt dir, zu bleiben, wo du bist. Ehre diesen Befehl deines sterbenden Vaters, Herrmann, so schwer es dir auch werden mag. Er muß sich noch mit seinem Bruder, dem Rittmeister, versöhnen, und" — so schreiben Sie — „ihm eine Sache entdecken, die schwer auf seinem Leben gelastet hat." Auch Ihnen ist die Sache ein Geheimniß? — Schmidts! mein Vater ist ein sehr edler Mann; und doch liegt ein schwerer Gram auf seiner Seele! O, würde nicht sein Herz an dem ihn liebenden, ihn ehrenden Herzen seines Sohnes sanfter brechen, als vor den Augen eines Bruders,

der so unversöhnlich gegen ihn war? Ich höre schon die rauhe Stimme des Rittmeisters, von dem jeder Ton wie ein harter Vorwurf klingen wird. Soll mein Vater nicht lieber die sanftere, klagende, weinende Stimme seines Sohnes hören? Wer darf mich von ihm wegdrängen! Nein, ich komme! In Sohleben erwarte ich ein Billet von Ihnen. Die Pferde sind bestellt. Leben Sie wohl.

7.

Derselbe an denselben.

Hamburg.

Hier bin ich wieder! Tausendmal lese ich in Ihrem Billet die furchtbaren Worte: „Die Bitte, der Befehl des Vaters darf den Sohn von dessen Sterbebette zurückweisen, und der liebende Sohn muß ihn befolgen.“ — Ich schweige. Aber mir ist — o, wie könnte ich es beschreiben! In jedem Augenblicke höre ich die Seufzer eines Sterbenden; ich höre meines Vaters Stimme

Herrmann! rufen; ich sehe überall ein offnes Grab!

Die Einwilligung meines Vaters werde ich nicht erhalten, sagen Sie? O, es ist grausam, das Glück des Sohnes auf einen Zeitpunkt zu verweisen, wo der Vater ihn nicht mehr segnen kann! Es liegt viel auf meinem Herzen; sehr viel! Die ganze Schulzische Familie ist während meiner Abwesenheit von hier nach Lübeck gereist, wo Madame Schulz eine Schwester hat. Der Verwalter sagte mir, als ich sie besuchen wollte: man glaube, ich habe Hamburg auf immer verlassen. — Ohne Abschied zu nehmen? — „Ja, Herr von Bärburg, das fiel meiner Herrschaft sehr auf; es war ihnen gar nicht gleichgültig, daß man darüber allerlei sagen konnte. Madame hat recht für Sie gestritten. Ich habe mich sogar bei Ihrem Wirth erkundigen müssen. Die Antwort aber war nicht hin, nicht her; es hieß, Sie wären, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, bei Nacht und Nebel da-

von gegangen." (Bei Nacht und Nebel! Der Ausdruck fiel mir auf. Ich dachte an den Abenteurer, wozu mich Herr Sall gern machen wollte.) „Verzeihen Sie, man braucht ja diesen Ausdruck wohl bei solchen Gelegenheiten. Mamsell Julchen weinte helle Thränen." — Bei welchen Gelegenheiten, Herr Verwalter? Nicht wahr, man sagte, ich sey durchgegangen, und zwar sagte das einer aus Salls Hause. — „Nun, da Sie es schon wissen — Herr Sall selbst. Schulden halber, hieß es, wären Sie durchgegangen. Herr Sall hatte sogar eine Liste von den Schulden."

Schmidts, das brachte mein Blut in Wallung. Ergrimmt über den elenden Menschen, den Sall, der meine Schulden zu Buche trägt, fuhr ich nach Hamburg. Ich steckte einen beträchtlichen Wechsel ein, kleidete mich — wie kindisch war ich! — in die reiche Landschafts-Uniform, und fuhr zu Herrn Sall, der, so wie er mich erblickte, augenscheinlich erschrak. Ich bat ihn, mir den Wechsel auf Wien zu Gelde zu machen.

Er betrachtete ihn sehr genau. Finden Sie ihn verdächtig? fragte ich boshaft; oder meinen Sie etwa, er werde nicht hinreichen, meine Schulden zu bezahlen? — (Er bückte sich fast bis auf die Erde.) Sie bücken sich; aber ich sage Ihnen, Herr Sall, wenn Sie noch einmal so gütig sind, mit einem Register von meinen Schulden umher zu gehen, so werde ich bei Ihnen eine Schuld machen, von der Sie wohl schwerlich zu irgend einem Menschen ein Wort sagen möchten. — Er bückte sich wieder sehr tief, und sagte: das Papier ist gut. Wenn Sie befehlen, so . . . Der Cours ist ein halb Procent. —

Die Angst, womit er das sagte, machte mich kälter. Ich schämte mich meiner Kinderei, ließ mir den Wechsel von ihm bezahlen, und ging ganz kalt und höflich von ihm weg.

Zu Hause stellte ich aber doch Ueberlegungen an, die mich aufs neue gegen Herrn Sall erbitterten. Wer wußte nun, daß ich nicht davon gelaufen war? Denn Er wird

sich wohl hüten, meiner zu erwähnen. Und wenn nun Marie glaubte, der Mann, für den ihr schönes Herz vielleicht zum ersten Male etwas gefühlt hat, sey ein Betrieger! — Herr Sall! dachte ich; unsre Rechnung ist noch nicht abgeschlossen.

Am folgenden Abend war ich in einer Gesellschaft, wo ich, ohne es vorher zu wissen, die ganze Sippschaft des edeln Herrn Sall antraf. Sobald man meinen Nahmen hörte, sprach man so bedeutend von Abenteurern, von Menschen, die, auf einen falschen Nahmen, auf erdichteten Reichthum hin, borgten, und sich in gute Familien eindrängten! Auch ein Dummkopf hätte merken müssen, daß alles das mich treffen sollte. Herr Sall, Herr Sall! Sie könnten leicht einmal eine andre Münze einnehmen, als Gold oder Silber. Ich ging unmuthig nach Hause.

Am nächsten Morgen nehme ich kurz und gut eine Karte, melde darauf meine Rückkehr nach Hamburg, und schicke sie der Tante Schuygens. Mein Bedienter giebt die Karte, wie er nachher sagt, einem Mäd-

chen, das so schön ist, wie ein Engel. Sie hätte gelächelt, setzt er hinzu, als sie die Karte gelesen, und gesagt, sie ließen sich empfehlen. Also weiß sie, daß ich wieder da, daß ich kein Betrieger bin; und nun fühle ich mich ruhig. —

Ich habe ein Avertissement zerrissen, das ich in die Zeitungen wollte einrücken lassen; und meine Rechnung mit Herrn Sall ist abgethan.

Schulzens sind noch nicht wieder hier. Ich schicke alle Tage hinaus. — Ach, es sind schon wieder einige Wochen hingegangen, ohne daß ich etwas von meinem Vater gehört habe!

8.

Derselbe an denselben.

Hamburg.

Sie sagen, ich solle ohne den Rath der Madame Schulz keinen Schritt thun? Zu spät! Ein Riesenschritt hat mich — Dank sey es Herrn Salls plumper List! — nahe

an das Ziel gebracht. Ich glaubte, es wäre, da Madame Schulz nicht hier ist, doch nöthig, die elenden Menschen, die so geschäftig gegen mich sind, ein wenig näher zu beobachten; und das war bald geschehen. Einmal traf ich bei Marien einen jungen Menschen, Salls Anverwandten, einen Thoren von anderer Art, der mit übertriebener Heftigkeit gegen den Kaufmannsstand deklamirte. Sein Vater, ehemals selbst ein Kaufmann, war von Hamburg aus nach Wien gesendet, um — ich weiß nicht, ob zu einer Vermählung, oder einer Thronbesteigung — Glück zu wünschen. Man hatte ihm in Wien einen Titel gegeben, ihn zum Kaiserlichen Agenten in Hamburg gemacht, und ihm eine Huldigungs-Medaille geschenkt. Diese läßt er stracks mit Brillanten besetzen, und der Narr ist fertig. Der Kaiserliche Adler prangt über seiner Hausthür, und die Medaille trägt er seitdem, wenigstens bei Familienschmäusen, im Knopfloche. Er zieht sich vom Handel zurück, läßt seine Kinder auf einen größern Fuß erziehen, und spricht von

Adel;

Adel; kurz, der ganzen Familie sind die Köpfe verdrehet.

Der junge Mensch drängte sich an mich; doch ich hatte mehr zu thun, als die Thorheiten eines Laffen anzuhören, und eine unkluge Familie in ihrer Narrheit zu bestärken. Nun, diesen jungen Menschen treffe ich wieder bei einer Partie in einem Wirthshause. Ich rede ihn an, um irgend ein Wort von seiner Cousine zu erfahren — sehr freundlich, wie sich versteht. Er präsentirt mich seinem Vater, als den Freiherrn von Bärburg; und dieser hebt nun sogleich von seiner Ambassade an, und von dem Einflusse, den er hatte am Kaiserlichen Hofe haben können.

Es war mir um Nachrichten von der schönen Cousine zu thun; deshalb mußte ich aushalten. Man bittet mich, bei der Gesellschaft zu bleiben; und nun komme ich denn bald auf den Anfang unserer Bekanntschaft in dem Hause der Madame Schuygens. „Ach ja!" sagt der junge Mensch. — Und was macht denn Madame Schuy-

gens? was der Vetter in der rothen Sammetweste? was die Cousine? — „Madame singt noch jeden Morgen ihre vier Psalmen; der Vetter trägt noch immer seine rothe Weste, und eine Feder hinter dem Ohr; Mamsell" — „Was will das Mädchen!" fällt der Vater ein. „Sie hat elende fünftausend Mark, und Sall, sein Vermögen abgerechnet, ist ein naher Verwandter von mir, und ich bin Gesandter in Wien bei des Kaisers Majestät gewesen!"

Ich erfuhr, daß Herr Sall noch immer den Liebhaber macht, und daß Marie dabei bleibt, ihn auszuschlagen; daß er aber seinen Kopf darauf gesetzt hat und sein ganzes Vermögen daran wagen will, ihre Hand zu erhalten, und daß man, wenn sie sich nicht bald freiwillig ergiebt, zu Mitteln greifen wird, die nicht fehlen können.

Gar nicht fehlen können! wiederholt die Frau Residentin mit kreischender Stimme; denn Sall, müssen Sie wissen, Herr Baron, Sall, unser Vetter, ist ein Mensch, der, was er einmal haben will, auch haben muß.

Ich lächelte; denn ich konnte doch nicht fragen: was sind das für Mittel? Und so nahm ich eine Einladung an, als ich gehört hatte, daß sie von der ganzen Familie mit sonst Niemand umgingen, als alle Viertel-jahre einmal mit Sall, und alle Woche ein-mal mit einer alten Muhme von der Fami-lie, die nach der Reihe bei jedem ißt, weil sie von jedem alles weiß, doch nur das Böse.

Ich ging einige Mal zu meinem Herrn Residenten. Richtig hörte ich immer et-was von Marien, und zwar immer dasselbe: daß sie Sall's Hand ausschlüge. Man nahm mich mit großer Achtung auf, besonders die Tochter, ein sehr hübsches Mädchen, sogar nicht ohne Geist und ohne Sinn für das Gute, aber verzerrt durch den Hochmuth, der die ganze reiche Familie besessen hat. Die Muhme trug fleißig zu, und ich nahm mir aus allem, was für mich paßte. Doch endlich brachte die Muhme ganz andre Nach-richten: In Vetter Salls Hause kehrte man das Unterste zu oberst. Die Zimmer wurden

neu gemahlt, die Fenster bekamen Scheiben von Spiegelglas, das Silber wurde umgearbeitet, und Herr Sall ging nicht mehr, sondern tanzte im ganzen Hause herum; auch hatte er ein Paar brillantene Ohrringe und eine reich besetzte Uhr bestellt.

Mein ganzes Inneres war in dem stärksten Aufruhr; doch ich mußte Geduld haben, bis man die Preise der Ohrringe, der Uhr, und alles Andre abgemacht hatte. Also hat, sagte ich endlich, als eine Pause entstand, Mamsell Schuygens doch nachgegeben? — (Sie werden leicht denken können, daß meine Stimme zitterte.)

So sagt man, erwiederte die Muhme; und da sie eine fremde Stimme hörte, so holte sie ihr Glas hervor, um mich näher in Augenschein zu nehmen.

Der Herr Baron von Bärburg, ein Freund unseres Hauses. —

Ah so, so! sagte die Muhme. Sie stand auf, trat zwei Schritte näher auf mich zu, und verbeugte sich; doch nun war es auch vorbei: denn sie hatte mich ja zu beschauen,

auszuforschen. Auf mein Alter, meine Zähne, mein Vermögen, meine Güter, meine Ahnen bis in das zwanzigste Glied, auf alles machte sie Jagd. Sie hatte die Kunst zu fragen recht eigentlich studiert. Ich mußte Geduld haben; denn erst wollte sie wissen, ehe ich etwas von ihr erfahren konnte. Dabei verglich sie mich mit der Tochter des Hauses, und that sehr freundlich und geziert.

Erst jetzt fiel ihr ein, daß ja Herr Salk einen Nebenbuhler gehabt hatte, Nahmens Bärburg, der Schulden halber bei Nacht und Nebel aus Hamburg weggegangen war. Wie sollte sie es nun anfangen, mich darüber zu examiniren! Sie öffnete schon den Mund, sprach aber nicht, und sah mich erst lächelnd, dann verdrießlich an. Endlich ließ sie mich sitzen, und ging mit der Frau Residentin (wie man sie wenigstens in der Familie nennt) in ein Nebenzimmer. Nicht lange, so kam sie wieder zurück, trat vor mich hin, und machte mir eine tiefe Verbeugung, als ob sie sagen wollte: nun habe ich die Ehre, Sie zu kennen.

Also, hob sie nun wieder mit offnem Munde an, war es ein Irrthum, und Herr Sall hat sich vergebens gefürchtet. Doch wahr ist und bleibt es, Mamsell Marie hat ihre Einwilligung gegeben. Da Madame Schulz, auf die sie sich verließ, gerade nicht hier ist, so haben sie dem armen Mädchen gedrohet, sie nach Nordholland zu einer alten Großtante zu schicken, die eine Mennonitin, oder wohl gar noch etwas Schlimmeres, ist. Endlich hat sie denn eingewilliget; denn die alte Großtante soll schon zehn Nichten, die sie haben beerben wollen, todt gebetet, und todt gescholten haben. So ist es! Wer es besser weiß, der sage es! — Nun stemmte sie beide Hände auf die Hüften, saß in einer herausfodernden Stellung da, und hielt eine Weile den Mund so weit offen, daß man einen Apfel hätte hineinwerfen können.

Uebrigens, hob sie aufs neue an, begreift Niemand, wie der Vetter Sall, der doch zu einer der größten Familien von Hamburg gehört, sich so viele Mühe um ein

Mädchen geben kann, das in der Welt Gottes nichts weiter hat, als eine glatte Haut. Eine Pedantin ist sie, Frau Muhme, die keine Assiette an die rechte Stelle zu setzen weiß; die alle Thiere kennt, aber eine Schildkröten-Pastete nicht von einer Auster-Pastete zu unterscheiden weiß, ein weißhäutiges Ding, die als Frau mehr Geld in die Apotheke, als zu dem Schneider schicken wird, und die, als ich sie zum ersten Male sprach, ihre nächsten Verwandten nicht kannte. Von ihrem Herkommen munkelt man ja auch so allerlei. Gott sey Dank, eine ehrliche Herkunft ist doch das Beste im menschlichen Leben!

Endlich schwieg dieser lebendige Steckbrief, diese Läster-Chronik. Sie stemmte beide Hände auf die Hüften, und sagte: so ist es! so! — Nun wollte die giftige Creatur sogleich wieder über mich her fallen; doch ich nahm meinen Hut, und empfahl mich.

Warum aber, fragte ich zu Hause mich selbst — warum sollte es nicht wahr seyn? Ist denn die Schulz nicht abwesend? Ken-

ne ich die Tante in Nordholland? ist sie nicht vielleicht ein Ungeheuer, gegen das Herr Sall für einen Engel gelten könnte? Jetzt wurde mir alles auf einmal so schrecklich wahr, daß ich hätte verzweifeln mögen!

Am folgenden Morgen ging ich den Weg nach dem Landhause ihrer Tante. Ich überlegte noch einmal, was ich Marien anzubieten hätte, und war fest entschlossen, sie jetzt, es koste auch, was es wolle, zu sehen und zu sprechen. Es begegnete mir ein Wagen, und ich wich hinter ein Gebüsch aus, weil die Straße enge und kothig war. In dem Wagen saßen die Tante und der Vetter mit der rothen Weste. Ich setzte meinen Weg nun rascher, muthiger fort, und ging seitwärts durch den Garten, um, ohne abgewiesen zu werden, durch eine Seitenthür in das Haus zu kommen. Nach zehn Schritten trat mir Marie in dem Theile des Gartens entgegen, der durch hohe Obstbäume und eine Haselnuß-Allee ganz verdeckt ist.

Sie erschrak, als sie mich erblickte; doch faßte sie sich bald, und ging ruhig auf mich

zu. Wie es mir schien, war sie ein wenig blasser, ein wenig hagerer; in ihren Augen glaubte ich Merkmahle eines finstern Grams, und auf ihren Wangen Spuren von Thränen zu bemerken.

So sehe ich Sie endlich einmal wieder, meine Freundin! fing ich an, und küßte ihr die Hand. Endlich! O, wie habe ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt!

Sie war in Verlegenheit, und schwieg. „Ihr Besuch soll ohne Zweifel meine Tante gelten," sagte sie nach einer Pause, in welcher sie sich gesammelt hatte.

Ganz und gar nicht. Mein Besuch gilt Sie; Ihre Tante begegnete mir nicht weit von der Stadt.

„Herr von Bärburg, so willkommen Sie mir auch immer sind, so muß ich Sie doch bitten, mich nur dann zu sehen, wenn meine Tante hier ist. Sie hätten mir diese Art von Vorwurf wohl ersparen sollen!"

Nein, Mademoiselle, ich bin nicht hier, Sie zu sehen, sondern die Pflicht der Menschlichkeit gegen das edelste Mädchen zu erfül-

len. — Sie sah mich starr an. — Man will, fuhr ich fort, Sie zwingen, Ihre Hand einem Manne zu geben, der, wenn Sie ihn auch liebten, sich durch niedrige Ränke Ihrer unwürdig gemacht hätte.

„Man will mich zwingen, Herr von Bärburg; man wird und kann es aber nicht. Indeß — ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme.“

Man drohet Ihnen mit einer Tante in Nordholland, weil Madame Schulz nicht hier ist, auf deren Freundschaft Sie rechnen könnten.

„Man drohet mir, Herr von Bärburg. Sie selbst werden, sobald Sie mit Ruhe über die Sache nachdenken, leicht einsehen, daß man mich nicht gegen meinen Willen nach Nordholland transportiren kann. Man drohet mir, wie Kindern: mit etwas Unmöglichem. Und nun ganz offen. Ihre freundschaftliche Theilnahme an meiner Lage könnte mir leicht drückender werden, als diese Lage selbst. Doch das ist nicht Ihre Schuld. Ich bitte Sie, Herr von Bärburg, mich

meinem Schicksal zu überlassen; es ist so schwer nicht, als Sie glauben. Man kann mir nicht mehr zu leide thun, als ich gerade zu ertragen Willens bin. Uebrigens werde ich nicht zugeben, daß sich irgend jemand zum Richter in einer Sache aufwirft, die nur ich zu entscheiden habe." Sie sah mich dabei ruhig an; doch, als ob sie befürchtete, daß sie zu viel gesagt hätte, setzte sie gütiger hinzu: „ich danke Ihnen, Herr von Bärburg; aber ich bin auch in dem schlimmsten Falle noch gar nicht verlassen. Meine Freundin Schulz bleibt mir ja immer."

Sie ist nicht hier; und — verzeihen Sie, daß meiner theilnehmenden Besorgniß für Sie kein Schutz sicher, keiner stark genug scheint, als der Schutz eines Mannes, der für Sie, für Ihr Wohl, ohne Bedenken tausend Leben aufopfern würde; mit Einem Worte, als der meinige!

„Ich danke Ihnen mit Rührung für diesen so seltenen Eifer, wenn er auch zu weit getrieben wäre, was er denn wohl seyn mag. Sie werden mir gewiß glauben, daß ich Herr über meine Hand bin."

Herr Sall sagt, Sie haben eingewilligt, seine Gattin zu werden.

„Herr von Bärburg," erwiederte sie mit einem leichten Scherze, „das ist eine bloße Erweiterung unsers Gespräches, die nicht zur Sache gehört. Lassen Sie das aus dem Spiele, was Herr Sall gesagt, und was ich bewilligt haben soll, oder nicht. Ich hoffe, Herr von Bärburg, Sie sind jetzt vollkommen ruhig über mein Schicksal, das, es sey, wie es wolle, immer nur mein Wille seyn wird." Mit diesen Worten verbeugte sie sich, und mir stiegen Thränen in die Augen, daß ich so, so wieder weggehen, noch einmal dem quälenden Schmerze der Ungewißheit überlassen bleiben sollte. Sie bemerkte es, und blickte seitwärts, nahm einen Zweig von der Erde auf, flocht ihn mit einem andern zusammen, und entzog mir so die schönen Augen, die wahrscheinlich eine mitleidige Thräne benetzte.

Ruhig, sagen Sie? Mit tausend brennenden Pfeilen im Herzen verlasse ich Sie; denn ich sehe, daß ein Weh nach dem an-

dern über mein Herz fallen wird. Sie füh- len, daß Sie mit Ihrer Geduld, mit Ihrem Muthe die Hölle in ein Elisium verwandeln können; Ihnen wird der Schmerz unter- than und die Quelle einer geistigen Freude. Ich sehe, wie es kommen wird! Sie wer- den sich dem Wunsche Ihrer Verwandten aufopfern, mit Ihrem Schmerze die Ruhe der Familie wieder herstellen.

„Herr von Bärburg," sagte sie jetzt in starker Bewegung, „wenn Sie wissen, wie ich denken muß; wenn Ihr Herz das mei- nige erräth: o, so machen Sie mir ein schweres, aber vielleicht unvermeidliches Opfer nicht noch schwerer, nicht — — noch unver- meidlicher!"

Unvermeidlich? fragte ich erstaunt.

Sie sah mich an, und ihr blaues Auge bedeckte sich allmählich mit der langen, schö- nen Wimper. „Man wird mit desto mehr Härte in mich dringen, je mehr man sieht, daß ich Freunde habe, die Theil an mir nehmen."

Ich faßte ungestüm ihre Hand, die sie

mir aber sogleich, mit einer sehr natürlichen Bewegung nach ihrem Schleier hin, wieder entzog. So sey es! sagte ich wild; — und wir Beide schwiegen. O Marie! hob ich in der tiefsten Wehmuth wieder an; verschieben Sie dieses grausame Opfer wenigstens noch einige Wochen!

„Das will ich," erwiederte sie schnell und höchst ängstlich; „das verspreche ich Ihnen, wenn Sie mich jetzt verlassen wollen." Sie verbeugte sich.

Nein, Marie! (Ich faßte ihre Hand, und drückte sie an mein Herz.) Mit jedem Tage hoffe ich die Einwilligung eines gütigen Vaters; und dann — hier warf ich mich vor ihr auf die Kniee — und dann, dann, o ihr himmlischen Mächte! dann gießt alle Güte, alles Mitleiden über das Herz meiner ewig theuren Marie, wenn ich ihr mit bebenden Lippen sage: ich liebe dich!

„O, mein Gott!" rief sie, und suchte sich zitternd aus meinen umschlingenden Armen los zu machen. „Ich bitte Sie, bei unsrer Freundschaft, lassen Sie mich!" Sie erblaß-

te; es rollten Thränen über ihre Wangen, und ihr Busen flog. Sie suchte Fassung, und wendete sich in einer reitzenden Verwirrung dahin und dorthin.

Marie! sagte ich sanft; und in meine so lange gequälte Seele kehrte in diesem Augenblick der Friede zurück. Sagen Sie mir nur Ein gütiges Wort, geben Sie mir nur ein Zeichen, daß Sie mich nicht hassen, daß Sie mir verzeihen! – Sie schlug die Augen nieder, und schwieg. — Ein Wort, Marie! nur Eins! Lassen Sie mich nicht in Verzweiflung gehen!

Ihre Thränen flossen stärker; doch sie blieb so stehen. Ich hörte jeden ihrer Athemzüge, die wie Seufzer klangen. Marie, sagte ich heftiger, gehören dem Manne, der Sie verfolgt, alle Opfer, und einem Herzen, das Sie liebt, auch nicht das kleinste? nicht ein Lächeln? ein Wort? ein Blick nur?

Sie wendete den schönen Kopf langsam zu mir, sah mich wehmüthig lächelnd an, und blickte dann wieder zu Boden.

In diesem Augenblicke kam ihre Tante,

ganz außer Athem, durch das Gebüsch. Du nimmst deine Zeit recht gut wahr, Marie! (Dabei warf sie einen wüthenden Blick auf mich.) Ich darf nicht mehr eine Minute außer dem Hause seyn; sonst bestellst du dir einen jungen Herrn über den andern!

„Sie bedenken nicht, liebe Tante, daß ich dann nicht einmal der Verbindung mit dem verächtlichsten Manne werth wäre. Der Herr von Bärburg . . .”

Der Herr von Bärburg wird wohl thun, wenn er den Frieden einer bis jetzt immer einigen Familie nicht weiter stört!

„Den hat er nie gestört. Was soll denn der Herr von Bärburg von mir denken! Ich bitte, liebe Tante, hören Sie mich an. Der Herr von Bärburg . . .”

Der Herr von Bärburg hat hier nichts, nichts, gar nichts zu suchen!

Gott Lob! Madame, sagte ich, daß die Hoffnungen, die ich vielleicht haben könnte, nicht von Ihnen abhangen. Sie sind nicht Mariens Mutter.

„Sie ist meine Mutter, Herr von Bärburg!”

burg!" sagte Marie erschüttert. „Ich bitte Sie, das in keinem Falle zu vergessen!"

Vergessen? Du sollst ihn vergessen! rief die Tante. Du bist zu gut für Jemand, von dem kein Mensch weiß, wer und was er ist! — Sie zog Marien mit sich fort, und ich blieb ohne Besinnung stehen, bis ich sie aus den Augen verlor. — Wahrscheinlich hatten Sie mich doch auf dem Wege bemerkt; denn die Tante mußte sogleich wieder umgekehrt seyn, da ich den viel kürzeren Fußsteig gegangen war.

Und nun, lieber Schmidts, nun! Die Minute entscheidet. Lassen Sie mich nicht umsonst bitten! Sagen Sie meinem Vater, daß ich mein Glück aus seinen Händen erwarte. Jetzt, da es sich, wie Sie mir schreiben, mit seiner Gesundheit bessert, da ein neues Leben in seine Brust zurückkehrt — jetzt! O, dürfte ich mich ihm nur zu Füßen werfen! Aber er hat mir geschrieben: ich solle bleiben; sein Leben sey außer Gefahr. O, Schmidts! sie liebt mich! ja, sie liebt mich! denn sie wendete das Auge voll Liebe

auf mich, das lächelnde Auge voll zärtlicher Liebe. Jetzt, jetzt! Eilen Sie, Schmidts! Wenn ich Marien verlöre!

9.

Derselbe an denselben.

Hamburg.

Ich treibe mich umher wie ein Gespenst, das verdammt ist, rastlos den Ort seiner Verbrechen zu umirren. Eine Sylbe, ein Ja von meinem Vater könnte mich erlösen; und Niemand ruft es dem Gequälten zu! „Es ist nicht so eilig,“ schreiben Sie; „die Aeußerung meines sehnlichen Wunsches könnte der Gesundheit meines Vaters schaden!“ O, ist denn mein Vater ein Tyrann? Hat er nicht tausendmal über das Vorurtheil unseres Standes gespottet? hat nicht er selbst eine Bürgerliche geheirathet? Sie sagen, es sey noch Zeit. Schmidts, sind Sie ein Gott, und wissen Sie, welch ein unersetzliches Elend vielleicht die nächste Minute gebiert? Können Sie den verflossenen Augenblick zu

dem künftigen machen? Ich stehe hier, und warte; aber ich warte zitternd, zitternd für Sie, für Marien, nicht für mich. Denn was aus mir würde, wenn ich meine Existenz durch das gleichgültige Zögern meines Freundes verloren hätte, das weiß ich. O, ich bitte, zögern Sie nicht länger!

„Es ist so eilig nicht.“ Ich habe nie seltsamer über die menschliche Schwäche, über das menschliche Schicksal spotten hören, als mit diesen Worten. Guter Gott! die Minute entscheidet über das Schicksal ganzer Völker; ein Augenblick zerstört ganze Erdtheile! Wer bedarf der Eil mehr, als die trostloseste Verzweiflung? Denn — in dem Hause meines Ex-Ambassadeurs weiß man seltsame Dinge von der Tante Schuygens und Herrn Sall; man weiß, daß Härte bei Marien der verkehrte Weg gewesen ist, daß Zwang und Drohungen bei ihrem stillen, aber hartnäckigen Eigensinn unwirksam sind, daß man sich an ihre Großmuth, ihre Güte, ihr Mitleiden wenden, und, wenn auch das nicht helfen sollte, ihr feines Ehr-

gefühl in Bewegung bringen muß. „Die Tante," sagte die geschwätzige Muhme, „ist seit einem sehr unangenehmen Vorfalle krank." (Wahrscheinlich seit meiner Zusammenkunft mit Marien; denn die Tante sah mich bei dem Worte: Vorfall, mit sehr bedeutenden Blicken an.) „Das hat die gutherzige Marie schon so weich gemacht, daß die Tante nur noch ein wenig kränker werden dürfte, um die Freude zu haben, sie mit Herrn Sall vor ihrem Bette trauen zu sehen."

Schmidts, Sie wissen nicht, wie wahr das ist! Ich bitte, ich beschwöre Sie, zu eilen!

10.

Derselbe an denselben.

Lüneburg.

Bemühen Sie sich weiter nicht. Sie sehen, ich bin unterweges. Ich brauche nun weder die Einwilligung meines Vaters, noch die Thätigkeit eines Freundes. Was vom

Leben noch vor mir liegt', kann sehr wohl unter der Hand des Zufalls gemächlich hinfließen. Ich habe keine Wünsche mehr; und — sagten Sie nicht einmal, ein Leben ohne Wünsche sey entweder das glücklichste, oder das unglücklichste? O, stören Sie die letzten Stunden meines Vaters ja nicht mit einem Wunsche seines Sohnes! Ich bin sehr resignirt. Ein Paar Zoll breit näher an dem Abgrunde, bei dem mein Wagen umschlug: und ich war dahin. Jetzt bin ich mit einem zerschlagenen Kopf, und einem verrenkten Arme davon gekommen. Ich bin so resignirt, daß ich nicht einmal die Frage thue: warum nicht die Paar Zoll weiter! „Es hat keine Eil," schrieben Sie, lieber Schmidts. Jetzt lächle ich darüber. Ich lächle, wie die Nemesis zürnend an die Seite des Uebermüthigen tritt, der bei irgend einem menschlichen Beginnen sagt: es hat keine Eil! Drei Zoll weiter, mein Freund, und Sie waren gerechtfertigt.

Eil hätte es wohl ein wenig gehabt; denn — Marie ist nun Madame Sall. Wer

hätte das denken sollen! werden Sie sagen; und Sie haben wieder Recht. Sall sagte nicht: es hat keine Eil. Er wußte, wie kostbar die Augenblicke sind. Freilich, ein Kaufmann, ein so einfältiger Kaufmann wie Sall, der sonst nichts weiß, als seine Mark nach Dukaten und Pfunden zu berechnen, weiß doch, daß der glückliche Augenblick vorüber geht wie ein Blitz, und daß der Mensch nichts weniger versäumen darf, als diesen Augenblick. Wir, Sie und ich, wußten das nicht. Ich? o Gott! Hundertmal flisterte mir mein guter Genius zu: was bedarf es vorher der Erlaubniß deines Vaters? Eile zu ihr, ergreif ihre Hand, führe sie an das Bett deines Vaters; und wenn er Marien sieht, so wird ihr segenvoller Anblick Gesundheit in die Quellen seines Lebens gießen, und er wird dich segnen. Vor- oder nachher — läuft das nicht auf Eins hinaus? Das dachte ich hundertmal, und schon hob ich den Fuß, zu ihr zu gehen; doch die kindliche Liebe, die Freundschaft hielten mich zurück.

Und nun ist es so! so! Ich komme zu Ihnen, in die Arme der Freundschaft. Sie werden mich nicht trösten können; aber — ich liebe Sie noch immer.

11.

Derselbe an denselben.

Lüneburg.

Ich ging zu Madame Schulz, die mit ihrer Familie von Lübeck zurückgekommen war, und erzählte ihr, wie weit ich wäre, welche frohe Hoffnungen ich hätte. Sie sah mir ernst in's Gesicht, und sagte: „ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich mich nicht mit Ihnen freuen kann. Hätten Sie doch die Einwilligung Ihres Vaters, ohne die gar nichts zu thun ist! Sall geht triumphirend umher. Man sagt, er werde mit seiner jungen Frau seinen Oheim in Emden besuchen."

Welche junge Frau?

„In Schuygens Hause macht man Anstalten, die mir gar nicht gefallen! Madame

Schuygens hat Eßtische machen lassen, und noch ein Dutzend silberne Leuchter gekauft. Das setzt eine Gasterei oder gar eine Hochzeit voraus.“ — Ich sagte ihr, was mir Marie versprochen hätte. — „Die Zeit, die Sie sich bedungen haben, ist verflossen, und für die Zufriedenheit ihrer Tante kann Marie große Opfer bringen!“ —

Nach Tische kam Herr Schulz aus der Stadt. Als er mich sah, erschrak er, suchte sich aber zu fassen, und gab dann seiner Frau einen Wink.

Ich fürchte, Sie haben etwas, das mich interessirt! sagte ich zitternd.

Ja, stammelte er hervor; freilich habe ich das, und etwas sehr Neues. Ich glaube, Marie ist heute Madame Sall geworden.

Ich sank in einen Stuhl zurück. Man umarmte mich, suchte mich zu beruhigen, und machte mir sogar neue Hoffnungen.

„Woher weißt du das?“ fragte Madame Schulz.

Sie sind heute Ein- für allemal aufgeboten. Ich hörte das nach der Kirche, und

ging zu dem Prediger. Er zeigte mir Salls schriftliches Verlangen, ihn mit Marien aufzubieten.

Ich trat schwankend in das Fenster, um mich zu fassen. Das Pferd, auf welchem Herr Schulz gekommen war, wurde noch auf dem Hofe umhergeführt. Ich schnell hinunter, setze mich auf, und sprenge nach dem Landhause der Madame Schuygens. „Madame ist weggefahren," sagte mir eine Magd; „Herr Sall und die Mamsell haben heute Hochzeit." —

So war es denn vorbei! mit allem vorbei! — Wo? frage ich endlich. — „Das weiß ich nicht." — Kommen Sie bald wieder? — „Nein, erst morgen."

Ich reite zurück, und mir fällt ein, daß Sie mir schrieben: warum bist du deiner Sache nicht gewisser? Aber, als ich Marien bat, mir nur ein Zeichen zu geben, daß ich hoffen dürfe: blickte sie da nicht lächelnd zu mir nieder? O, auf dieses Zeichen hätte ich eine Welt, die Seligkeit des Menschengeschlechtes, gebauet! Und nun — betrogen!

Das half übrigens. Ich nahm kalt und gefaßt von Schulzens Abschied, und nach einer Stunde saß ich im Wagen. Nahe bei Lüneburg warf ich um. Drei Zolle weiter; und Sie hätten nichts mehr von dem Jünglinge gehört, der auch einmal liebte, und so unglücklich wurde! O, darf ich denn nun nicht fragen: warum nicht drei Zoll weiter?

Julie fiel, als ich Abschied nahm, schluchzend in meine Arme. Ach! sagte das Kind, ich habe Gott so viel gebeten, er möchte doch machen, daß Sie mein Cousin würden; denn ich merkte ja gleich, daß Sie Marien liebten. Ach, und Marie liebte Sie auch!

Nein, sagte ich gerührt, das that sie nicht. Auch ich habe gebetet; und hätte sie mich geliebt, nur so wie Sie mich lieben, Julie: Gott würde unser Gebet erhört haben! — Ich drückte das gütige Kind an meine Brust, und eilte dann, fast sinnenlos, die Treppe hinunter. Madame Schulz nahm ihr Tuch von den nassen Augen, und wehete mir noch ein Lebewohl zu. —

Marie mochte Recht haben, so zu han-

deln; aber ich war doch auch ein Mensch, so gut wie ihre Tante. Wenn sie für die Thränen eines Menschen so viel thut: glaubte sie denn, daß mein Auge trocken bleiben würde? wußte sie denn nicht — Warum nicht drei Zoll weiter!

12.

Derselbe an denselben.

Großen-Eich.

Hier bin ich, lieber Schmidts, in dem Sterbezimmer meines guten Vaters! Ich kam zu spät; sein Geist war schon entflohen. O, wie nun alles dahin ist, und wie ich in der freudenlosen Oede so kalt dastehe! Ja, Sie hatten Recht. Es war der letzte Wunsch meines Vaters; Sie konnten ihn, den Betrübten, so schmerzlich Betrübten, nicht auch noch durch den Wunsch seines Sohnes betrüben, da dieser seinen letzten Wunsch, an welchem alle seine Hoffnungen hingen, zerstörte. Sie konnten nicht; und ich, in Ihrer Stelle, hätte es eben so wenig gekonnt.

Aber warum müssen Wünsche Wünschen, Hoffnungen Hoffnungen feindselig begegnen! Ach, warum muß der Mensch, der kaum aus der Gegenwart den dürftigen Zoll des Glückes zu nehmen versteht, seine Hoffnungen, seine Wünsche in die Zukunft hinausweisen, die er gar nicht kennt! Wir ringen mit der Gegenwart, und werden fast immer besiegt; warum müssen wir noch das Gespenst der Zukunft auffodern, mit uns zu kämpfen! Warum muß uns, da wir blindlings in dem Dunkel des Lebens vorwärts tappen — warum muß uns ein Weg, den wir bezeichnen, ohne ihn zu kennen, der Weg zum Glücke scheinen! Warum muß dem unweisen Menschen s e i n Plan weise dünken, und jeder andre Thorheit? Warum mußte mein Vater mir die Hand meiner Cousine bestimmen? warum alle seine Hoffnungen und die ganze Glückseligkeit eines geliebten Sohnes auf dieses Eine Blatt setzen! War er unglücklich, und war er unschuldig: wie vorsichtig hätte ihn das machen sollen, lieber Schmidts, nicht den Keim der Schuld und

des Unglücks in das Leben seines Sohnes zu pflanzen!

Wie glücklich, wie überselig könnte ich seyn! Und was bin ich nun! Ich habe die Krone meines Lebens verloren, den unschätzbarsten Edelgestein aus meinem Glücke. Was ich noch habe, ist nichts, als die Fassung, worin er glänzte. Glauben Sie ja nicht, daß ich je vergessen kann! Sie glauben das auch nicht, oder Sie müßten alles Zutrauen zu meiner edelsten Kraft verloren haben. Nie werde ich vergessen, nie! Ich könnte ein andres Mädchen lieben, das will ich Ihnen zugeben, ob ich gleich jetzt fühle, daß auch nicht einmal das möglich ist; aber vergessen, vergessen, was Marie mir gewesen seyn würde, wenn sie mein geworden wäre: nein, das kann ich nicht! O, sie wäre, wie eine himmlische Gestalt, wie ein Geist aus einer höheren Welt, zwischen mich und das finstre Leben voll Niedrigkeit getreten! Sie wäre die segnende Sonne für alle meine Tugenden, die Quelle meines lebendigsten Glaubens, und der Bürge meiner Unsterblichkei

gewesen. Wie liebte ich sie denn? Mit einer Liebe, in die sich keine Begierde, keine Sinnlichkeit mischte, an der das Blut keinen Antheil hatte. Hätte ich einen Mann gefunden, wie sie: ich würde ihn eben so zärtlich geliebt haben. O, noch jetzt, da sie einem Andern gehört, ist sie der Stern, der meiner Seele in der dunkeln Nacht des Lebens leuchtet. Sie gab ihre Hand, und eben darum gewiß auch ihr Herz, einem Andern; und ich wage es nicht, sie zu tadeln.

Es konnte nicht anders seyn, weil es nicht anders ist. Aber ich frage noch immer mit einem Seufzer: warum konnte es nicht anders seyn?

Ich will nicht klagen, lieber Schmidts; denn Sie haben mich zu einem Manne gebildet. Aber bejammern darf ich doch in mir das grausame Schicksal des Menschen.

Mein Oheim, der Rittmeister, ist hier gewesen. Sein hartes Herz hatte sich endlich durch die letzten Seufzer des Sterbenden versöhnen lassen; und das rechnete er mir, dem Sohne, sehr hoch an. Nein, ich

konnte nicht anders, als kalt gegen den Mann seyn, der seinen ihn liebenden Bruder so lange haßte! — Er drängte sich an mich mit einer gewissen Treuherzigkeit, mit einer Innigkeit, die mich eingenommen haben würde, wenn ich ihn nicht gekannt hätte. Und richtig! so wie ich ihm nur nicht demüthig entgegen trat, stieß er mich mit Härte von sich. Desto besser! Mein Weg durchkreuze sich nie wieder mit dem seinigen. Unmöglich konnte ich lange mit ihm beisammen bleiben; die Klagen meines Vaters fielen zu schwer auf mein Herz. Ich reiste ab, um mich von den bittern Empfindungen zu befreien, die des Rittmeisters Anblick in mir erregen mußte. Bei den Vorwürfen, die er mir auf eine sehr unangenehme Weise machte, blieb ich kalt, und reis'te, doch nur auf einige Tage in die Nachbarschaft.

13.

Derselbe an denselben.

Großen-Eich.

O Schmidts, ich zähle ja nur erst Tage, seitdem ich sie verlor! Die Thränen, die ich weinte, als sie für mich dahin war, sind ja noch nicht getrocknet. Kann in dieses nasse Auge ein Blick der Liebe kommen? können diese seufzenden Lippen Worte der Zärtlichkeit sagen? kann diese zitternde Hand eine andere fassen, den Bund der Liebe mit ihr zu schließen? — O, ist denn der Wunsch meines Vaters, daß ich Sonnensteins Tochter heirathen möchte, ein kalter, unwiderruflicher Befehl? Ich kenne sie nicht; kaum steht noch ein halberloschenes Bild von ihr in meiner Seele. O, was habe ich verloren! rufe ich. Soll ich nun zu ihr eilen, und rufen: o, was habe ich gefunden?

„Sehen Sie Minetten nur erst," schreiben Sie mir. Ich sähe sie lieber gar nicht. Ist sie gut, so wird sie mich an eine höhere, eine gränzenlose Güte erinnern; ist sie tugendhaft,

tugendhaft, so wird vor meiner Seele eine Tugend stehen, die zu rein für diese Erde ist! Ist sie schön — o, Sie sahen Marien noch nie! Ein milder Wintertag erinnert nur um so stärker an den schönen Frühling, an die blühende Natur, an die Nachtigall und ihre Gesänge der Liebe; er macht die Sehnsucht nach dem Frühlinge nur noch heißer.

Meine Cousine würde nichts dabei gewinnen, wenn ich sie schon jetzt kennen lernte. Lassen Sie erst die Tage des stärksten Schmerzes vorüber gehen. Ich kann noch nicht; o, ich sollte es gar nicht thun müssen!

Sonnenstein ist bei mir gewesen. Er ist ein edler Mann, doch nicht so wie mein Vater. Die Welt hat einen Theil des Gepräges abgegriffen, das die Natur so schön und rein auf ihn gedrückt hatte. Von dem Wunsche meines Vaters sagte er kein Wort; und dafür danke ich dem Manne von Welt. Meinen Schmerz sah er nicht, oder hielt ihn für bloßen Ernst, und freuete sich über mein solides Wesen. Er sagte weiter nichts, als

daß er wünsche, mich nun bald mitten in seiner Familie zu sehen, die mit Freuden auf meine Ankunft hoffe. Dann erkundigte er sich ganz fein nach meinen Reisen, und äußerte lächelnd, daß ein junger Mann von meiner Art wohl nicht ohne alle kleine Abenteuer geblieben seyn würde. Ich konnte ihm versichern, daß mir ein Abenteuer, wie er es meinte, nicht vorgekommen wäre, weil ich keins hätte haben wollen. — O, ein Abenteuer war die reine, ewige Liebe meines Herzens gewiß nicht! — Er sagte mir recht artige Complimente über die Ordnung, die ich in meine Vermögensumstände gebracht hätte, lud mich angelegentlich nach Grund leben ein, und machte mir eine Schilderung von seiner Frau, die in der That ein sehr liebenswürdiges Weib seyn muß. Von ihr sprach er mit einer Begeisterung, die ich ihm sehr hoch anrechne, da er sie aus der Kälte der großen Welt gerettet hat. Von seiner Tochter sagte er nur, was ein feiner Weltmann sagen durfte. Lächelnd setzte er dann hinzu: „doch das werden Sie ja selbst

sehen, lieber Neffe; der Vater sieht an seiner Tochter immer zu viel, oder zu wenig." Von seinem Erhard redete er mit der Liebe und Achtung eines Vaters für einen edlen Sohn, doch mit Bescheidenheit. Ich gestehe Ihnen, daß er mir sehr gefallen hat. Mein Urtheil über den Rittmeister bestätigte er; und dabei erzählte er mir einen Zug von dessen ungemäßigter Rohheit, über den ich erstaunte. Sie kennen ja aus den Erzählungen meines Vaters die Tante Isabelle. Trotz den vereinigten Bemühungen meines Vaters, Sonnensteins und aller Menschen, den Rittmeister von diesem Teufel frei zu machen, behielt er sie ganz ruhig im Hause; doch auf einmal, ohne alle Veranlassung, holt er die Tante aus dem Bette, schleppt sie in einen Wagen, und schickt sie fort. Da haben Sie den ganzen Rittmeister in Einem Zuge!

Ich versprach Sonnensteinen, der mir Bedenklichkeiten äußerte, den Rittmeister gar nicht zu sehen. Wir haben uns auch in Großen-Eich auf eine solche Art getrennt, daß er wohl schwerlich einen Besuch von mir er-

wartet oder wünscht. Desto besser! Ich liebe nun einmal diesen Rittmeister nicht, trotz seiner rohen Ehrlichkeit, die doch auch sehr verdächtig erscheint, wenn man Sonnensteinen darüber reden hört, den er eben so unversöhnlich haßt, wie meinen Vater, ohne daß ein Mensch begreifen kann, warum.

14.

Derselbe an denselben.

Grundleben.

Hier bin ich, lieber Schmidts. Absichtlich ließ ich einige Wochen vergehen, ehe ich Ihnen schrieb, um mein erstes Urtheil über eine Familie, deren Mitglied ich werden soll, berichtigen zu können, wenn ich mich etwa darin geirrt hätte. Doch das war eine unnöthige Vorsicht; man gab sich mir gleich Anfangs, wie man ist, weil man sich gut fühlt. Es war eine ganz eigene, nichts weniger als angenehme Empfindung, in der ich durch den Park auf Sonnensteins großes, schönes Haus zufuhr. So fest ich mir auch

vorgenommen hatte, die Eindrücke der Gegenstände ruhig aufzunehmen, so überfiel mich doch ein Schmerz, ein unfreiwilliges Zittern, als ich aus dem Wagen stieg, und die Treppe vor dem Hause hinan ging. Meine Tante, die allein zu Hause war, nahm mich mit einem feinen Anstande auf, unter welchem indeß die Innigkeit, die sie dem Verwandten und dem künftigen Sohne schuldig war, nicht im mindesten litt. Sie hatte mein Herz in der ersten Viertelstunde gewonnen. Auch sie schwieg von meines Vaters Plane, der ihr eigener Wunsch ist, und verrieth noch überdies nicht die mindeste Neugierde. Ich hätte nicht anders aufgenommen werden können, und wenn auch keine Tochter im Hause wäre.

Gegen Abend kam der Vater mit Minetten von einem Besuche zurück. Ich bin gewiß, die Tochter weiß nicht ein Wort von der Absicht unsrer Eltern; denn sie kam mir so offen, so freundlich, so unbefangen entgegen, ohne auch nur die kleinste Verlegenheit zu verrathen. Das verdanke ich ihren Eltern mit hochachtender Liebe. —

Schon nach einer Stunde fühlte ich mich ganz zu Hause. Alles Fremde war verschwunden, und überhaupt war keine Aengstlichkeit zu bemerken gewesen. Selbst meines Oheims Kälte ging hier, bei seiner Familie, in eine ruhige, angenehme Wärme über. Man hatte meine Ankunft später erwartet. „Desto besser!" sagte die Mutter; „nun kann er sich nach seinem Kopf und nach seinen Bedürfnissen einrichten. Minette, müssen Sie wissen, lieber Neffe, hatte nicht übel Lust, alle Ihre Neigungen und alle Ihre Talente schon vorher errathen zu wollen. An der kleinen Bibliothek in Ihren Zimmern werden Sie sehen, was für einen Geschmack sie Ihnen zutrauet. Sie wollte Ihnen auch ein Klavier, einen Meßtisch, ein Zeichenbret, ein Mikroskop, und der Himmel weiß was noch sonst für Instrumente, hinein bringen lassen; denn das alles mußte der Vetter Herrmann brauchen, weil es der Bruder Erhard um sich hatte." —

Ich fand in einem meiner Zimmer wirklich eine Sammlung von Büchern, die dem

Geschmacke der Cousine Ehre machte: die besten Schriftsteller aller Nationen. Vor dem Klaviere, an das ich mich bald setzte, verlor ich mich schon nach zwei Minuten in einige Takte der Romanze, die ich Marien einmal singen hörte, und dann in eine süße Wehmuth, die sich aber zuletzt in einen sehr tiefen Gram verwandelte. Es war mir unangenehm, hier, wo mich die freundschaftliche, sorgende Güte werther Verwandten umgab, sogleich von dem Schmerze der Vergangenheit befallen zu werden; doch — ich schlug einzelne Accorde an, bis ich zuletzt, in Schmerz, Wehmuth und Sehnsucht versunken, gänzlich vergaß, wo ich war, und nur in meinen Träumen lebte.

Man neckte mich bei Tische mit meinem einsamen, melancholischen Anfange, vorzüglich Minette, die eine frohe Heiterkeit — das Kind einer unschuldigen Seele und einer vollkommenen Gesundheit — hat. Am folgenden Morgen führte mich die Cousine in der umliegenden Gegend umher. Auf einer Höhe blieb sie stehen, und zeigte zweimal

auf ein Haus, ohne ein Wort zu reden. Ich fragte; sie antwortete mit einem leiseren, bewegten Tone: „da wohnt Ihr Oheim, der Rittmeister. Wollen Sie ihn nicht besuchen?" – Ich sagte: Nein; und nun schwieg sie mit einem kleinen Seufzer.

So, lieber Schmidts, wurde ich nach und nach auf dem ganz ebenen Wege der Freundschaft, des Vertrauens, ein Mitglied dieser achtungswerthen Familie, zu der ich schon ganz zu gehören scheine. Man behandelt mich in der That mit einer so heitern Liebe, daß ich kein Gefühl haben müßte, wenn ich nicht dankbar dafür wäre. Ich bin es; aber, was Sie meinten, lieber Schmidts — o, wie konnten Sie meinem Herzen diesen Wankelmuth zutrauen!

Minette ist ein liebenswürdiges Mädchen, und ich möchte sogar sagen, schöner als Marie; auch hat sie bei der feinsten Bildung für die Welt ein warmes Herz. Doch ich will, ich kann die beiden Mädchen nicht vergleichen, wie Sie mir zumuthen. Sie haben Recht: Minette paßt überall hin. Sie ist

die schönste Rose in dem Kranze ihrer Gespielinnen. Reine Sitten haben ihre Unschuld bewahrt; ein heller Geist wacht über die Gefühle ihres Herzens, und dieses erwärmt ihren ruhigen Geist. Sie ist immer liebenswürdig, ungezwungen. Marie nahm nur Eine Stelle ein; doch auf der war sie ein höherer Geist. Ihre feinen Sitten hatte sie nicht in dem Umgange der großen Welt erlernt; sie kamen unmittelbar aus dem zarten Geiste, und waren ein Theil ihrer Tugend. Minette ist eine schöne, liebliche, harmonische, leichte, vollendete Musik; Marie ein zauberischer Ton, ein Accord aus einer Aeolsharfe, der vom Himmel herabschwebt, in weiter Ferne leise klingt, immer stärker wird, die ganze Seele mit geheimnißvollen Ahndungen füllt, und eine Sehnsucht entzündet, für welche das Leben keine Befriedigung gewähren kann.

Das sind Bilder. Aber warum sollte ich auch vergleichen! Das Leben war Marien nichts, als eine Bedingung ihres frommen Daseyns. Liebe war die Luft, in der sie

athmete; doch sie konnte sie großmüthig aufopfern. Sie sah ein schöneres Glück, als die Liebe ihr geben konnte, ein höheres Leben, als das irdische, eine heiligere Hoffnung, als den Bund einer fremden Treue. Sie gehörte sich selbst an; die Liebe gab ihr nichts, was sie nicht schon hatte. — Minette wird lieben, und die Liebe wird ihr alles seyn. Sie würde unter dem Schmerz über eine Untreue erliegen. Und dennoch — obgleich Marie mich aufgab, dennoch liebte sie mich mehr, als Minette jemals lieben kann.

O, warum mußte ich sie verlieren! o, warum mußte sie nicht so glücklich seyn, als sie zu seyn verdiente! — Leben Sie wohl.

Herrmann vergaß Marien nicht; sie blieb seinem Herzen immer heilig. Nach und nach umspann ihn aber Minette doch mit den schönen Fäden ihrer Liebenswürdigkeit. Er hatte sich geirrt; Minette wußte sehr wohl, daß ihre Hand ihm bestimmt war, wenn sie ihm gefiele. Auch hatte sie mit sehr gespannter Neugierde auf den Tag gehofft, da sie ihn sehen würde, ihn, den ihr Vater als den schönsten, edelsten von allen jungen Männern lobte. Nun kam er endlich. Sie achtete auf sich und auf ihre kleinsten Bewegungen, um ihn nicht merken zu lassen, welchen Antheil sie an ihm zu nehmen bestimmt sey.

Sie fühlte bald, daß er ihres Vaters Lob vollkommen verdiente. Jetzt liebte sie ihn noch nicht; in ihrem Herzen war nur erst das Wohlgefallen der Jungfrau an dem schönen, furchtlosen, und doch bescheidenen Jüngling. Sie hatte sich vorgenommen, ihn zu beobachten, und recht sorgfältig über ihr Herz zu wachen, damit sie nicht zu früh verriethe, wie schwach sie gegen ihn

wäre. Doch ihre Beobachtungen waren es eben, was in ihrem Herzen allmählich eine sanfte Neigung, und dann eine stille Liebe erregte, die immer mehr zur Leidenschaft wurde.

Durch ihre Beobachtungen entdeckte sie aber auch, daß Herrmanns Herz ihren Empfindungen nicht entsprach. Alles, was er that, so oft er allein war, verrieth einen geheimen Kummer. Sie glaubte schon (und dachte diesen Gedanken mit Zittern), ihn verloren zu haben; und jetzt, da sie ihn liebte! Da stand das reine, edle Mädchen, tief nachsinnend über ihre Lage, erröthend über ihre zu voreilige Leidenschaft, ohne Entschluß über ihr Benehmen für die Zukunft, das unruhig wogende Herz mit der Hand bedeckend. Sie wußte freilich schon vor Herrmanns Ankunft, daß sie ihm bestimmt wäre; doch alles Andre hatte die Mutter lächelnd ihrem Herzen und ihrer eigenen Klugheit überlassen.

Minette war offen genug gewesen, ihrer Mutter zu gestehen, daß sie Wohlwollen für Herrmann empfinde; doch ihre Liebe — es

war das erste schöne Gefühl, das ihr Herz erhob — verschwieg sie. Welches bessere Mädchen gesteht einem Andern, als dem Geliebten selbst, die erste Liebe! Doch jetzt? Der Augenblick war da, den die Mutter ihr schon angekündigt hatte. Wenn es dir, hatte diese gesagt, unweiblich scheint, weiter zu gehen, Minette, und du doch nicht stehen bleiben kannst: dann bedarfst du meines Rathes. Minette hatte das lächelnd versprochen und dabei gesagt: ich fürchte den Augenblick nicht!

Sie hielt Wort. Eines Tages sammelte sie sich, brachte das ängstlich klopfende Herz zur Ruhe, und ging in der Dämmerung des Abends, da die Gluth ihrer Wangen sie nicht verrathen konnte, zu ihrer Mutter. Das Gespräch war sogleich bei Herrmann. „Ich fürchte fast, liebe Mutter, Sie werden Ihren Wunsch nicht erreichen."

Du fürchtest das, Kind? meinen Wunsch? Indeß — wie so?

„Herrmann — wie soll ich mich ausdrücken! (Sie glühete schon jetzt.) — Es

scheint ihm etwas schwer auf dem Herzen zu liegen, das ihn . . . verhindert . . ."

Dich zu lieben? Das müßte denn sehr viel seyn, Minette! Aber warum hätte ich denn davon nichts gemerkt, mein Kind? — Sie legte lächelnd ihre Hand an die Wange der Tochter. — Wie dein Gesicht dabei glühet! und wie nun, da ich dir das sage, deine Hand zittert, und — sie legte die Hand auf Minettens Brust — wie dein Herz pocht! — Liebe Tochter, laß uns aufrichtig seyn! Du liebst ihn. So gern du auch diese Liebe den Augen deiner Mutter verbergen möchtest, so . . . — Hier lag die Tochter mit glühenden Wangen und rollenden Thränen an dem Herzen der Mutter. Ist er, fuhr diese fort, nicht ein edler Mensch, der die innigste Liebe eines Mädchens verdient und rechtfertigt?

„Ja, Mutter, ich liebe ihn," sagte Minette zögernd und leise, mit zitternden Tönen. „Ja, ich liebe ihn, und — ich bedarf Ihres Rathes."

Darum eben entriß ich deinem Herzen

dieses schwere Geständniß. Du liebst ihn, mein Kind, wie ich deinen Vater liebte, und du begreifst nicht, wie du eine Minute ohne ihn leben kannst: nicht wahr? — Minette drückte das Gesicht noch fester an das Herz der Mutter. — Mein Kind, was du bemerkt hast, ist auch mir nicht entgangen: sein Versinken in sich selbst, seine Liebe zur Einsamkeit, sein schnelles Abspringen von einer Empfindung zu der entgegengesetzten, wenn irgend eine Anmerkung, ein Wort gesagt wird, das für ihn, wie es scheint, eine geheime Beziehung hat. Es kommt mir so vor, als lebte er fast mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. Indeß sehe ich auch, daß er dich auszeichnet, daß deine Heiterkeit, dein froher Sinn auf ihn wirkt, wie Sonnenschein auf eine kranke Pflanze, daß er sich mit Einem Male aufrichtet, daß dann sein feuriges Auge dich verfolgt, daß er über deine Scherze lächelt, kurz, daß er seine Vergangenheit vergißt, und nur in der Gegenwart lebt.

„Viel mehr, als das, liebe Mutter! Er

spielt das Klavier vortrefflich. Aber wenn er allein ist, dann greift er ein Paar Accorde, spielt das Ende einer sanften Melodie, und singt dabei immer zwei Zeilen, als ob an diesen Tönen, an diesen Worten, seine ganze Erinnerung hinge. Dann läßt er die Finger auf den Tasten liegen, und bleibt so, vor sich hin sehend, sitzen. — Er liebt mich nicht, er liebt eine Andre! Denn, was Sie sehen . . ."

Ist eben so wahr, liebe Tochter, als was du sahest.

„Also . . . er liebt . . . eine Andre?" fragte Minette mit weichen Tönen, und trat einen Schritt von ihrer Mutter zurück.

Ich will mich nicht länger an dem süßen Schmerze deines zärtlichen Herzens weiden. Er hat eine Andre geliebt, mein Kind.

„Ist das nicht Eins, liebe Mutter? Und — Sie haben das gewußt? O, war das gütig? o, war es mütterlich?"

Wie rasch nun wieder! Ja, mein Kind, ich weiß es, aber erst seit drei Tagen. — Was dich besorgt machte, ließ auch mich

nicht

nicht ruhig. Ich wendete mich deshalb an seinen vertrautesten Freund, den Lehrer seiner Jugend, der um den Wunsch seines Vaters weiß, an Schmidts, den du ja kennst und achtest. Ihm entdeckte ich die Unruhe, in der ich um Herrmanns willen war. Mit seiner Antwort schickte er mir Herrmanns Briefe aus Hamburg. Er hat geliebt, meine Tochter, ein sehr vorzügliches Mädchen; aber das Mädchen ist verhei athet und mit ihrem Manne nach Holland gezogen.

„O, meine gütige Mutter!" sagte Minette schmeichelnd; mehr zu sagen, wagte sie nicht.

Nein, mein Kind; dein Wunsch ist nichts als Neugierde.

„Gewiß nicht!" erwiederte Minette noch schmeichelnder. „Aber — soll ich nicht erfahren, wie der Mann liebte, an dessen Liebe Sie und der Vater mein ganzes Leben gewiesen haben? soll ich nicht erfahren, wie er denkt; was mir zu wissen so noth thut? In den Briefen an seinen Freund hat

sich gewiß sein ganzes Herz enthüllt; soll ich es nicht kennen lernen?"

Die Mutter weigerte sich noch immer; doch Minette hatte so viele Gründe, daß jene endlich sagte: nun denn! zur Strafe sollst du mir die Briefe vorlesen.

Minette lächelte; doch als ihre Mutter die Briefe brachte, nahm sie den ersten zitternd in die Hand. Beim Lesen wurde sie immer ruhiger; endlich aber, mitten in einem Briefe, brach sie ab. „Nein, liebe Mutter; die Strafe ist für den Wunsch meines Herzens zu groß. Ich muß Verzicht auf die Briefe thun, wenn ich sie vorlesen soll, obgleich mein Herz immer mit Sehnsucht den Wunsch fühlen wird, sie alle zu lesen." — Sie bedeckte das Auge voll Thränen mit ihrer Hand.

Eigensinn! sagte die Mutter. Nun, so lies sie allein. —

Minette ging mit den Briefen (es waren aber nur die aus Hamburg und Lüneburg) schnell auf ihr Zimmer, und las sie

dort, bei dem unruhigsten Pochen ihres Herzens. Nun saß sie mit gestütztem Kopfe da, und es flossen Thränen über ihre glühenden Wangen. Die Mutter kam, und Minette sagte traurig: „ich wollte, ich hätte ihn nie gesehen, oder — diese Briefe nicht gelesen!"

Du unartiges Mädchen! mußt du mir einen so harten Vorwurf machen? Ich mache ihn mir ja schon selbst! — Sie umarmte ihre Tochter.

„Ach, diese Briefe enthalten das Unglück meines Lebens! Er wird mich nie lieben, nie! denn er hat geliebt! Ich werde immer unglücklich seyn!"

Wunderliches Mädchen! Was ist denn so Fürchterliches in diesen Briefen? — Minette, laß uns vertraulich mit einander reden, wie zwei Schwestern. Was findest du denn in diesen Briefen? Jugendliche Liebe, vielleicht eine bloße Thorheit. Du glaubst nicht, wie weit eine solche Scene, wie die auf der Elbe, und ein solcher Tag, wie der, den Herrmann mit Marien allein zubrachte

— wie weit dergleichen ein Herz bringen kann. Aller der Glanz, aller der himmlische Reitz, den er um das Mädchen verbreitet, ist vielleicht nichts weiter, als der Abglanz dieser beiden Tage. — (Minette schüttelte den Kopf.) — Aber wenn es auch so wäre — uninteressant kann Marie nach der Beschreibung ihrer Freundin nicht gewesen seyn, obgleich das Zeugniß einer Freundin etwas verdächtig ist. Er hat geliebt, Minette, wie dein Vater, ehe er mich kannte, eine Andre mit großer Leidenschaft liebte. Du wirst lächeln; du . . .

„Haben Sie immer dazu gelächelt, liebe Mutter?"

Was das für eine Frage ist! Nein; aber ich lächle jetzt darüber, daß ich nicht immer gelächelt habe. —

Die Mutter gab sich viele ganz vergebliche Mühe, Minetten ihre Besorgnisse ausreden zu wollen. Sie war und blieb unglücklich, bis, was der Mutter nicht gelang, Herrmann bewirkte. Er sah in Minettens schönen Augen Thränen, und Kummer in dem

schönen Gesichte. Die Betrübniß war bei ihr eine geistige Schwärmerei geworden; sie wollte nicht Herrmanns Gattin seyn, sondern seine Freundin, um ihn in seiner stillen Traurigkeit zu trösten. Die Mutter suchte vergebens, sie zu überzeugen, daß dieser Weg sie zu keiner Art von Ruhe führen würde.

„O, das soll er auch nicht, Mutter!" erwiederte Minette. Und wie war ihr nun beizukommen?

Mein Kind, es taugt nicht, wenn der Mensch alles mit dem Kopfe abmacht; aber — das wußtest du ja sonst, wie dein Vaterunser — noch weniger taugt es, wenn das Herz alles, ohne den Kopf zu Hülfe zu nehmen, allein thun will.

„Ich würde ihn verachten, wenn er die vergäße, die er liebte; wenn er eine Andre lieben könnte!"

Die Mutter schalt; und doch hatte Minette den rechten Weg eingeschlagen, der gerade zu dem Ziele führte, wohin ihre Mutter sie gern bringen wollte. Herrmann bemerkte die Begeisterung, das Schwärmeri-

sche, die Traurigkeit in Minettens Augen. Das zog ihn an. Sie hatte jetzt in ihrem Wesen etwas so Erhabenes, und gegen ihn eine so stolze, edle Haltung, aber dabei auch ein so zärtliches Vertrauen, ein so ruhiges unbesorgtes Andrängen an sein Herz, daß er von Tage zu Tage näher zu dem Zauberkreise der Liebe hingezogen wurde. Je mehr ihr Schmerz zunahm, desto mehr verlor sich sein eigener. Er suchte Minettens Gesellschaft auf, und gewöhnte sich an sie. Die Bilder seiner Vergangenheit wurden immer blasser, und auch Minettens Gram verlor sich allmählich. Sie fand nun mit einer kleinen Beschämung, daß ihre Mutter doch Recht hatte, und daß ihre Idee von Freundschaft eine Schwärmerei gewesen war, wohinter sich die Liebe nur zu verbergen suchte.

So lebten Beide einige Monate. Minette sah ihren Sieg über Herrmann immer deutlicher in seinen Augen, und in seinem Bestreben, ihr zu gefallen. Er fühlte das selbst, und lächelte darüber, daß die Zeit, die ihm Schmidts so oft prophezeiet hatte,

schon so früh gekommen war. Freilich empfand er nicht jene volle, heiße Liebe, jene stille, heilige Begeisterung, die Marie in seinem Herzen erweckt hatte; aber doch etwas dem Aehnliches, was ihm noch schöner schien. Seine jetzige Liebe wuchs unter Rosen, unter Lachen und Scherzen auf. Hier war kein Hinderniß: er sah Minetten täglich, stündlich; und immer lag auf dem schönen Gesichte das holde Lächeln der Liebe.

Nun kam Minettens Geburtstag. Er hatte auf eine Posse gedacht, die er ausführen wollte; als aber die Mutter ihre Tochter an das Herz drückte, und ihr mit Thränen in den Augen das höchste Glück des Lebens wünschte: da schien ihm seine Posse verächtlich. Er nahm Minetten aus den Armen der Mutter in die seinigen, und beinahe wäre seinen Lippen schon in dieser Minute das süße Geheimniß seines Herzens entflohen.

Am Abend war er mit Minetten im Garten. Sie hing an seinem Arme; sie war in einem schönen Feuer, in der Freude

des heutigen Tages, in der schönen Begeisterung der Gewißheit von Herrmanns Liebe. Er legte einen Arm um ihren Leib; und sie sagte mit freudigen Blicken: „o, wer ist glücklich, wenn wir es nicht sind!"

Wir? wir? Ich durch Sie! O Minette! ich durch Sie? — Sie reichte ihm, hold erröthend, mit Thränen der Liebe in den glänzenden Augen, die Hand, und lag, von seinen Armen umschlungen, an seiner Brust, an seinen Lippen. — Beide fühlten sich glücklich, selig.

1.

Herrmann an Schmidts.

Grundleben.

Schmidts! eine erstarrende Kälte, o die Kälte des Todes, dringt durch meine Seele. Schrecklich! entsetzlich! Wo ist die Bahn, der ich folgen könnte? wo der Weg, der nicht zum Verderben führte? Ich bin verloren! —

Marie wohnt in meiner Nähe, und — ist nicht verheirathet. O, ergreift nicht auch Ihr Herz Entsetzen? Da steht die schreckliche Nemesis, und fodert den Zoll für die Worte: „es hat keine Eil."

Marie, die ich liebte, die ich bis zum letzten Athemzuge lieben werde, ist in meiner Nähe! und nicht verheirathet! Schmidts, fühlen Sie den unaussprechlichen, den endlosen Jammer in meinem Innern? Marie blieb mir treu, und ist mir ganz nahe!

Großer Gott! ich zittre, Ihnen mehr zu sagen. „Eilen Sie!" schrieben Sie mir vor einigen Wochen. Ich eilte. An Mi-

nettens Geburtsfeste, erst vor ein Paar Tagen, sank ich, berauscht von Liebe, von Freude, von dem frohen Feste — ich Unglücklicher! sank in ihre Arme, und schloß den Bund der Liebe an ihren Lippen.

O Gott! kennen Sie auf der weiten Erde einen Menschen, der gräßlicher elend wäre, als ich?

Da sitze ich, und wende die Augen, die trocknen, erstarrten Augen, gen Himmel, und suche Hülfe, ach! nur einen Gedanken aus meinem todten, versteinerten Gehirn! nur einen Gedanken, nur einen Entschluß, nur eine Thräne! Da sitze ich, wie jener Höfling, und das scharfe Schwert des Schicksals hängt ewig fallend über meinem Haupte. Die dunkle Zukunft dringt immer schwärzer auf mich heran. Meine Vergangenheit ist hin, verschwunden, zerstört; die Gegenwart ist sonst nichts als ein Blick auf die finstre, schreckliche Zukunft — O, ich sitze ohne That, ohne Entschluß; denn was ich thun, was ich wählen kann, ist nur Verderben,

— für mich, für alle Menschen, die ich liebe!

Ich sinke auf die Kniee, springe schaudernd wieder auf, und lache so laut, daß es von den Wänden meines Zimmers widerhallt. — Marie ist da! und Minette liebt mich! O Jammer! Ich fürchte, wahnsinnig zu werden, wenn ich noch lange diesen Einen Gedanken immerwährend denke. Es ist mir schon eingefallen, ob ich es nicht bin, ob nicht diese Vorstellungen nur Ideen meines kranken Gehirns sind. Wahnsinnig — das wäre vielleicht das Beste.

Wie dem auch sey! Und träte mir noch mehr als mein Schicksal, träte mir die ganze Hölle in den Weg: ich will hindurch! Ich will, ich muß zu Marien! Machen Sie mir keine Einwendung dagegen, Schmidts! Ich will, ich muß!

Sie sagten: es hat keine Eil. Jetzt sehen Sie, was die Hölle aus diesen Worten geschaffen hat!

O, gränzenloses Elend! Wenn Minette, ach! mit zitternden Tönen, mich fragt: was ist Ihnen? so fahre ich auf, als hätte ein Geist des Schreckens mich ergriffen. Nichts! will ich ihr sanft erwiedern; aber ich rufe es wüthend, und lache hinterher.

Sehen will ich Marien. Kein Mensch, keine Gewalt soll mich daran hindern.

2.

Derselbe an denselben.

Grundleben.

O mein Freund, wäre denn die Tugend nichts als eine Leidenschaft? und das Laster eben das, nur mächtiger? — Ich habe mich selbst verloren! Gewaltsam greife ich in die Ketten, die mich fesseln, und — kann sie nicht zerreißen. War denn meine Tugend nichts als der ruhige Umlauf meines Blutes, nichts als die Folge meines Wohlseyns? O, wenn meine Phantasie von Hoffnungen, Begierden, Planen, Zweifeln, Entschlüssen, von den wild auflodernden, verzehrenden

Flammen der Leidenschaft, der Liebe ermattet ist: dann wende ich den trüben Blick auf meine Pflicht, auf meine Verlobte, auf ihr blasses Gesicht, auf ihr thränenvolles Auge, auf das ängstliche Schlagen ihres Herzens. Ach, und diese unheiligen, unreinen Opfer werden mir so schwer, wie die reinsten, die ich der Tugend bringen könnte! Doch nichts hält mich fest auf dem Punkte, auf dem ich bleiben sollte, weil da meine Pflicht ist; meine Phantasie, meine Leidenschaft reißt mich fort. Ich bin wie ein Mensch, der, nach langem Umherirren, in sein Vaterland zurückkehrt, und, anstatt der heimischen Hütte, die Zerstörung eines Erdbebens findet.

Von Allem, was ich hatte, ist mir weiter nichts übrig geblieben, als daß ich weiß, was ich thun sollte, daß ich fühle, ich bin ein Opfer der Leidenschaft. Bin ich nun so elend genug?

Und doch — o Schmidts! — Nein, ich will nicht mit dem Himmel rechten, nicht mit Ihrem: „es hat keine Eil!" nicht mit der Tugend. Ich fiel in die Schlinge, die

mir das Schicksal legte. O Vorsehung! Ein Sandkorn rollte anders, langsamer, durch das Stundenglas der Zeit; und ich war der glücklichste Mensch, meine Seele blieb rein von einem Verbrechen, rein wie der Thau des Himmels!

Ich will nicht rechten. Aber fragen will ich Sie, die ganze Welt: ist nicht auch meine reine, heilige Liebe zu Marien eine Tugend? ist nicht auch diese alles besiegende Liebe ein Schicksal, das mich unwiderstehlich fortreißt? Welches ist der Wink des Himmels: meine erste, freiwillige, reine, heilige Liebe; oder meine Verbindung mit Minetten, die andre Menschen für mich schlossen? Ich will nicht rechten, nur fragen.

Ich warf mich auf ein Pferd, und sprengte nach Ronnbergen, mit dem Entschlusse, der sich Anfangs nur wie eine leise Ahnung aus meiner Seele empor hob, doch auf dem Wege immer stärker, und endlich unerschütterlich wurde — mit dem festen Entschlusse, sie in meine Arme zu fassen, sie vor den Altar zu führen, mich auf

ewig mit ihr zu verbinden, und dann einen unbekannten Winkel der Erde aufzusuchen, wo sie ganz mein seyn könnte. Aber bei den wenigen Schritten zu ihr versank ich wieder in die größte Furchtsamkeit. Als ich die Thür öffnete, flog eine leichte Blässe über ihr Gesicht, und ihre Brust hob sich in langen beklemmenden Athemzügen. Sie wollte reden; doch die Lippen versagten ihr den Dienst. Und ich? o, ich fühlte an dem Erstarren meines ganzen Körpers, daß ich bleicher war, als sie. Auf meiner Brust lag eine drückende Angst, die mir den Athem raubte. So standen wir einander gegenüber, schweigend, bleich, wie zwei Schreckensgestalten. Sie erholte sich zuerst, sagte ein Paar artige Worte, und wurde nun wieder ruhig; auch kehrte ihre Farbe wieder zurück.

Ich setzte mich, auf ihre Einladung, neben sie. Marie! sagte ich endlich mit gewaltsamer Anstrengung meiner Kräfte. Meine ganze Seele war bis jetzt nur in meinen Augen gewesen. Ach, sie stand so schön, so edel, da! Marie! rief ich, und aus meinen Augen

drang eine Thräne des tiefsten Schmerzes. Ich sehe Sie wieder; und so! so!

„Und warum nicht so?" fragte sie lächelnd. Noch ehe ich antworten konnte, setzte sie eilig hinzu: „ich erfuhr erst gestern ganz zufällig, daß Sie Sich hier in der Nähe aufhalten." Ihr Ton wurde im Sprechen immer ruhiger, und sie nahm ihre Arbeit in die Hand. „Wissen Sie nicht, was Madame Schulz und ihre Familie macht?"

Ich schüttelte den Kopf. Als ich erfuhr, daß Sie verheirathet wären, hob ich endlich an —

„Verheirathet?" fragte sie erschreckend; doch sie faßte sich wieder. „Ich kann mir leicht vorstellen," sagte sie ruhiger, „wie Sie zu dieser falschen Nachricht gekommen sind. Die Proklamation mit Herrn Sall von der Kanzel . . ."

Herr Schulz brachte die Nachricht mit von Hamburg, und eine Magd auf dem Landhause Ihrer Tante bestätigte mir, daß Sie getrauet würden, oder schon wären! — Ich floh in Verzweiflung aus Hamburg.

Sie

Sie stand auf. Ihr ganzes Gesicht veränderte sich; ein zartes Lächeln, ein Zug von Vertrauen, von Güte, ja ein Zug von Liebe, den sie mir nicht verbergen konnte, ein sanfter Zug von Schwermuth, gab ihrem Gesichte jetzt einen himmlischen Reitz. So trat sie einen Schritt auf mich zu, bot mir die Hand, und sagte mit Tönen — o, womit vergleiche ich die zärtliche Anmuth dieser Töne! —: „seyn Sie mir denn auch jetzt willkommen, Herr von Bärburg, mit Vertrauen, mit reiner Freundschaft willkommen!"

Was sie auf einmal so rührte, weiß ich nicht. Es war, als bräche plötzlich die Liebe gewaltsam aus ihrem Herzen, ihren Augen, ihrer Stimme hervor. Ich faßte ihre Hand, und drückte sie an meinen Mund. Sie fuhr in einiger Verwirrung fort: „ich höre, daß Sie mit Ihrer Cousine, dem Fräulein von Sonnenstein, verlobt sind. Jedermann erklärt sie für ein vortreffliches Frauenzimmer, und so nehme ich denn innigen Antheil an dem Glücke meines Freundes."

Ihr Ton war so fest, daß ich nicht den Muth hatte, ihr etwas zu erwiedern. Ich schlug die Augen zu Boden, und hob an, als wollte ich mich entschuldigen: die Nachricht von Ihrer Verheirathung . . .

„. . . hat freilich alle meine Freunde getäuscht. — Ich reiste mit meiner Tante nach Holland. Was Alle wußten, war mir völlig unbekannt; und so blieb ich ganz ruhig. Ich hatte Madame Schulz geschrieben; sie muß aber meinen Brief nicht erhalten haben: sonst hätte sie wenigstens meine Verheirathung nicht glauben können. Man drängte mich auf der ganzen Reise, Herrn Sall meine Hand zu geben. Endlich, erst vor einigen Tagen, auf der Rückreise nach Hamburg, entdeckte mir meine Tante, daß mich in Hamburg Jedermann für Madame Sall halte, und daß ich, um meiner Ehre willen, den allgemeinen Glauben bestätigen müsse. Herr Sall war so unverschämt, mir den Aufgebotsschein zu zeigen, und meine Tante gestand, daß sie um die Sache gewußt hätte. Jetzt sagte mir mein Gefühl, daß ich nicht

verpflichtet wäre, länger bei einer Frau zu wohnen, die meinen Nahmen so Preis gegeben hatte. Ich erklärte der Tante, daß ich hier bleiben würde, bei einer Verwandten meines Vaters, die mich herzlich liebt. Das mußte sie zuletzt bewilligen, und man reiste ohne mich nach Hamburg. — Sie nehmen Theil an mir, das weiß ich; darum versichre ich Ihnen, daß ich glücklich bin. Ich erwarte jeden Tag einen Brief von Madame Schulz; und vielleicht kommt sie sogar selbst."

Diese letzten Worte nahmen mir allen Muth, ihr zu sagen, wie unendlich ich sie liebte. Verlassener hat sich gewiß nie ein Mensch gefühlt, als ich mich in diesem Augenblicke! verlassen von allem, verlassen von mir selbst! Es war mir, als fiele eine stille Verzweiflung auf mein Herz, und zugleich, als würde alle Schande mit Spott über mich ausgegossen. O, konnte ich ihr sagen, daß ich sie liebe? Sie, sie hielt ihr Wort. „Man wird mich nicht zwingen," hatte sie mir gesagt. Und wer zwang mich? O, mein

eigner Wille! Das Zureden meiner Freunde? Nein, nein; mein eigner Wille! Eine begeisterte Minute stieß mich aus dem Zauberkreise der Liebe, des Glückes, der Tugend. Sie war mir treu; und ich? — O Gott! — Schmidts, leben Sie wohl!

Doch Sie müssen ja alles erfahren. Ich stand vor ihr, die Augen fest auf den Boden geheftet, mit dem trostlosen Gefühle der Scham über meine doppelte Schuld gegen Marien und gegen Minetten, einer Schuld, die mich doppelt mit mir selbst entzweiete, und mich der Schande Preis gab. O, ich fühlte mich so vernichtet, daß in dieser Minute selbst meine Liebe zu Marien unter der Last von Scham erstarb. Es war mir sogar lieb, daß sie hinaus ging und mich einige Minuten allein ließ. Ich trat mechanisch an ein Klavier, und spielte den Refrain ihrer Romanze, in tiefen, vergessenden Träumen, aus denen ich nicht eher erwachte, als bis sie mich wieder anredete, um mir ihre Ver-

wandte vorzustellen. Was ich gesprochen, und wie ich Abschied genommen habe, weiß ich selbst nicht. Am späten Abend fand ich mich mitten im Felde wieder, und hatte Mühe, mich nach Ronnbergen zurückzufinden. Mein inneres Leben war ertödtet. Ich ging mechanisch zurück, setzte mich schweigend auf das Pferd, und mein Bedienter mußte mir hundertmal sagen, ich möchte doch im Wege bleiben.

Nein, ich will nicht rechten, mit Niemand. Aber — was ist aus mir geworden! Ich schaudre vor mir selbst; denn dieser gänzliche Tod meines Innern hält an. Ich habe mich selbst verloren! O Schmidts!

Marie an Madame Schulz.

Ronnbergen.

Noch habe ich keine Antwort von Ihnen, liebste Freundin. Aber ich lege mein armes gequältes Herz an Ihre Brust voll Treue und Liebe. Die Hoffnung ist zerronnen wie ein schöner Traum. Er hat sich verlobt, und

wohnt in meiner Nähe. Ich muß auch von hier, aus diesem Aufenthalte des Friedens, fliehen; denn er ist in Grundleben, nur drei Stunden weit von hier. Meiner guten Verwandten entfiel von ungefähr der Nahme Bärburg, und es goß sich eine flammende Röthe über mein Gesicht. Ich habe in Hamburg einen jungen Herrn von Bärburg gekannt, sagte ich, mich tief auf meine Arbeit bückend, und mit der größten Anstrengung, meinen Ton ruhig zu halten: den Sohn des Präsidenten von Bärburg.

„Der Vater ist todt," antwortete sie; „der Sohn hält sich jetzt in Grundleben auf, und hat sich da mit seiner Cousine verlobt. Ja; er ist in Hamburg gewesen." — O, liebste Sophie, meine Seele erstarrte. Nach einer langen Pause hob ich wieder an: das ist fast nicht möglich; denn man sagte . . .

„Du kannst es mir glauben, Marie. Ich bin mit der Familie sehr gut bekannt, mit Sonnensteins, und mit dem Rittmeister. Der Herr von Bärburg ist mit dem Fräulein Sonnenstein verlobt. O, das sind ein

Paar Engel! Und eine Liebe! Man möchte gleich wieder jung werden, wenn man sie beisammen sieht!" Und nun mahlte mir die gute Frau das Bild dieser Liebe mit einer Art von Begeisterung aus. Er war es, von dem sie sprach, was ich noch immer bezweifelte; denn sie nannte auch seinen Vornahmen: Herrmann.

O, gute Sophie! ja, er liebte mich; aber hatte ich denn Ansprüche auf ihn? Ach, Sie werden bald Ihre Marie nicht mehr in mir erkennen wollen; denn in meiner Seele lag etwas so Scharfes, so Bittres. Der Treulose! dachte ich wohl hundertmal. Ich beschuldigte meine Verwandte der Uebertreibung, wenn sie seine Braut das schönste, vortrefflichste Mädchen nannte. Ach, ich liebe ihn! O, Sophie, wie erröthe ich über dieses Geständniß! Von dem Augenblicke an, da ich seine Verlobung erfuhr, hätte ich ja das auch nicht einmal mehr denken sollen! Ach, ich liebe ihn noch immer! O, gute Sophie! darf ich an Ihr Herz fliehen? werden Sie Ihre trauernde Marie aufnehmen?

Weg von hier muß ich. Ich höre allzu oft seinen Nahmen nennen; und dieser Nahme zaubert die schöne kurze Vergangenheit wieder in meine Seele. Wenn ich nicht flöhe, so könnte ich ja ihn selbst einmal sehen!

O, wie kindisch bin ich! Betrifft mein Brief nicht ganz allein Ihn? Nein, nie will ich ihn wieder nennen, den Verlobten einer Andern!

Ich habe ihn gesehen, liebe Sophie; und nun ist alles gut, nun bin ich mir selbst zurückgegeben. — Mir grauete vor einem Gespenste; und als es sich näherte, war es das Bild eines Freundes. Zuweilen zittre ich freilich noch vor einem Gedanken, der wohl sonst nichts als die Frucht einer versteckten Eitelkeit ist. Aber zu Ihnen muß ich fliehen!

Er stürzte in mein Zimmer, und wir Beide standen wie erstarrt. Ich weiß nicht, was wir sagten. Es war, als riefe ein Ton des Entsetzens meinen Nahmen aus.

„Als ich erfuhr, daß Sie verheirathet wären . . .“ sagte er. — O, gebe Gott, daß ich die Nahmen meiner Tante und Salls nur Einmal in meinem Leben wieder mit Ruhe hören kann! Ich sah nun, daß er unschuldig war; und das gab mir die Stärke, ihn, als er meine Hand mit einer zu wilden Heftigkeit ergriff, an seine Braut erinnern zu können. Ich erzählte ihm, wie ich hieher gerathen war, und schloß mit der Versicherung, daß ich mich glücklich fühlte. O Sophie! glücklich fühle ich mich wohl nicht; doch ruhig, in der That so ruhig, als ob gar kein Schmerz im Leben wäre.

Und er? Das finstre Auge an den Boden geheftet, stand er ohne Worte, ohne Empfindung, da. Er hob die eine Hand langsam, in Absätzen, an die Stirn, und sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, das mich ängstigte. Ich ging hinaus, um mich zu erholen. Als ich wieder in das Zimmer kam, saß er am Klaviere, und griff einzelne, aber schreckliche, Dissonanzen. Ich stellte ihm meine Verwandte vor. Er sah sie von

oben bis unten an, schüttelte den Kopf, als ob er sie nicht erkennte, und antwortete nur ein Paarmal, doch ohne Sinn: ja! ja! Dann legte er die Hand wieder vor die Stirn und vor die Augen, als ob er scharf über etwas nachsönne.

Meine Verwandte sah erst mich an, und dann ihn; sie mußte merken, daß ein ungewöhnliches Verhältniß unter uns Statt fand. Auf einmal wendete er sich von uns ab, verbeugte sich, und ging. Nun hatte ich erst eine Untersuchung von meiner Verwandten auszuhalten. O Gott! wie schwer wurde es mir, ihr zu verschweigen, was ich ihr doch verschweigen mußte: seine ehemalige Liebe zu mir!

Doch nun? — Er war mir ein Räthsel, und ist es noch. Ich fürchtete einige Mal, daß seine alte Leidenschaft erwacht seyn könnte. Das fürchte ich jetzt nicht mehr, obwohl — Bin ich denn wirklich so eitel? Ach, ich muß zu Ihnen; denn nur an Ihrem Herzen werde ich die Ruhe wiederfinden, die ich verloren habe.

Ja, Sophie, wenn ich alles überdenke, so muß ich beinahe fürchten, daß er mich noch liebt. Die Verbindung mit seiner Cousine war der Wunsch seiner Familie, dem er wohl nur darum nachgegeben hat, weil er mich verheirathet glaubte. O, Sie sollten ihn gesehen haben, wie er da stand, mit dem Auge, das langsam hin und her rollte, mit dem bleichen Gesicht, auf dem auch nicht Ein sprechender Zug mehr lag, dem Gesicht eines Todten! Ich muß zu Ihnen. Er hörte, er sah nicht; sein Gang war ein Schwanken, ein unsichres Taumeln, als er von uns die Gasse hinunter ging. Er liebt mich; ach! und er fühlt, so tief wie ich, daß wir auf immer getrennt sind!

2.

Herrmann an Schmidts.

Grundleben.

Ich habe mein Testament gemacht, lieber Schmidts. Wie Minette das erfahren hat, weiß ich nicht. Mein Oheim setzte mich dar-

über zur Rede. Er fürchtete, daß ich ein Selbstmörder werden wollte. Ich versicherte ihm, daß ich daran mit keinem Gedanken gedacht hätte. „Diese Versicherung," sagte er, „mit diesem Gesichte!" Ich trat vor den Spiegel, ohne etwas zu sehen. Sie müssen mir glauben, wenn ich versichere! sagte ich empfindlich; denn, Schmidts, ich hatte gewiß nicht an Selbstmord gedacht. Mein Inneres, mein Wesen schien sich mir in gewissen Augenblicken in einen Traum aufzulösen; ich f ü r c h t e t e das Stillstehen meines Herzens, fürchtete es mit dem Schauder, den jedes lebende Wesen bei dem Gedanken an Nichtseyn fühlt. Da theilte ich mein Vermögen zwischen Marien und Minetten. Mein Oheim hielt mir eine lange Rede über Ergebung in die Zufälle des Lebens. Ich fand das alles recht schön, sogar rührend; denn habe ich mich nicht ergeben in diesen vernichtenden Zufall, in dieses ewige Entbehren meines Himmels? — Er hielt mein Zustimmen für Spott, für Trotz. Guter Gott! ich habe mit der ganzen Welt,

mit dem Leben Frieden gemacht. Ich, Spott! ich, Troz! Er nannte mich einen Fahrlässigen, der die Arzenei von sich stoße. Wo ist denn die Arzenei für den Verlust, den ich erlitten habe? Ich spanne mein Gehirn an, daß sein festestes Gewebe zerreißen möchte, um in dieser Finsterniß einen Weg zu erblicken, in meinem Innern nur eine Bewegung des Lebens wieder herzustellen; und er wirft mit Gemeinplätzen um sich, die ich verspotten dürfte, wenn ich wollte, weil nicht Einer auf meinen Zustand paßt. Was ein Mensch kann, weiß ich; was die Zeit thun wird, habe ich ja, leider, erfahren. Leider, o leider! legte ich ja meine Hand in eine andre, und trennte mich auf ewig von Marien, ehe mein Herz, ehe das Schicksal uns getrennt hatte!

Wenn ich bedenke, wie nahe ich der Seligkeit war; wenn ich bedenke, daß ich nur — was ja die Decenz befahl — mein Trauerjahr um die verlorne Geliebte hätte aushalten dürfen — o, nur sechs Monate! denn so lange ist es her —; wenn ich be-

denke, daß ich jetzt triumphirend in ihren Armen, an ihrem Herzen stehen, daß ich die entzückenden Worte: ich liebe dich! von ihren Lippen hören würde, daß sie mein wäre — da haben Sie das Wort: mein! in welches das Schicksal mein Daseyn verschlossen hat: o dann —! Ach, als ich vor ihr stand, sie frei! frei! und mein! mein! und nun meine Thorheit, meine Schuld eine Welt, eine Ewigkeit zwischen uns gestürzt hatte! Ich zittre. An dieses Gespinnst, noch zerreißlicher als die Faden einer Spinne, hatte das Schicksal die Glückseligkeit dreier schuldlosen Menschen gehängt! —

„Was thut es denn?" sagte mein Oheim. „Hast du je etwas gesehen, das sich der Zeit nicht ergeben hätte?"

Das ist es eben! denk' ich. Nach funfzig oder sechzig Jahren ist ja ohnehin alles, was jetzt auf der Erde klagt und jauchzt, jammert und triumphirt, mit der Stille des Grabes bedeckt. O, wenn das Trost seyn soll, so hat der Mensch einen bessern — gerade den, den mein Oheim fürchtet. Warum

stürzt denn das Menschengeschlecht sich nicht auf einmal in das stille Grab? Eine Minute früher oder später! Daran dachte er nicht. Er predigte gegen den Selbstmord, und gab mir die tödtlichen Waffen, die er mir entreißen wollte, selbst in die Hände. Gott hat den Schmerz der Zeit zu stillen übergeben, wie er Welten an Sonnenstrahlen hängt. Das darf Er, weil er Er ist! Aber darf es darum auch ich? — Ich soll mich nicht betrüben, weil die Zeit den Schmerz lindert. Das ist eine unsinnige Foderung. Darf ich ein Land voll Menschen lebendig begraben, weil Gott es zuweilen durch ein Erdbeben thut? — Ich fasse alle Kraft meines Innern zusammen, um nicht zu fallen; und er bringt mir ein Paar Tanzschuhe für einen Ball. Frisch angezogen, und getanzt; denn nach Jahr und Tag tanzest du ja doch wieder! Nun möchte er gern eine Relation haben von dem, was mir zugestoßen ist; und was hülf' es, wenn ich sie ihm gäbe? Er würde sagen: sieh, Vetter, so und so wäre es ganz anders gekommen. Ja wohl,

so und so, guter Oheim! Nur Schade, daß wir nicht sagen können, ob das so und so besser wäre! „Aber Minette geht zu Grunde." Das soll sie nicht, Schmidts. Und — wenn mich alle Welt an die Zeit verweis't — ist denn Minettens Schmerz allein ewig? So egoistisch ist der Vater, so egoistisch sind wir Alle. Wir fodern Opfer, wollen aber keine bringen. Doch — leben Sie wohl!

Diese Briefe unterrichten den Leser von Herrmanns Zustande. Er war in eine kalte Apathie versunken, aus der ihn nichts errettete, da er die Schuld seines Unglücks sich selbst beimaß. Beide Briefe an Schmidts wurden nicht abgeschickt, und blieben unter seinen Papieren, weil er in einem fast gedankenlosen Zustande war. Er saß den ganzen Tag auf seinem Zimmer allein, und heftete die Augen an die Wand. Gegen Niemanden im Hause betrug er sich unfreundlich;

und

und kam Minette, so raffte er sich gewaltsam auf, um sie nicht durch seinen Schmerz zu betrüben. Die Eltern konnten nicht errathen, was ihm fehlte; Minette war die Einzige, welche die Wahrheit ahnete, ob sie gleich die Unthätigkeit des Liebenden nicht begreifen konnte. Er verließ Grundleben nicht; aber das kalte, blasse Gesicht, die verwilderten, starren Blicke zeigten den tiefen Schmerz im Innersten seiner Seele.

Eines Abends, als schon jeder Andre im Hause schlief, ging Minette zu ihm. Sie hatte den Entschluß gefaßt, sich um jeden Preis sein Herz zu öffnen, und sie führte ihn in einem jener stolzen Augenblicke aus, wo die Seele sich über das Leben, über den Schmerz, über das Glück erhoben hat; wo der Mensch sich überirdische Stärke zutrauet, und sie, in dem begeisternden Glauben an sich selbst, auch besitzt. Auf ihrem schönen Gesichte lag eine stolze Ruhe, mitten in der Gluth der tugendhaftesten Begeisterung. — Herrmann stand auf, und sagte: noch so

früh? Ich meinte, es müßte schon Mitternacht seyn! —

„Es ist Mitternacht, lieber Herrmann; — auch um unsre Seelen her! — Habe Glauben an mich; und es soll heller, froher Tag werden." — Er bemerkte die Begeisterung in Minettens Gesichte, wurde aufmerksam, riß sich gewaltsam aus der Schwermuth auf, faßte ihre Hand, und lächelte ihr freundlich zu. „Herrmann," — sie legte ihren Arm um seinen Nacken — „ein Herz voll treuer Liebe schlägt in meiner Brust für dich. Aber was wäre diese Liebe, wenn sie nur mich, und nicht auch dich beglücken wollte! Es wird mich schmerzen, deine Hand aufzugeben; doch ich werde deine Liebe behalten, und mein Gewinn ist dann größer, als das Opfer. Herrmann, laß uns menschlich gegen einander seyn, nur menschlich! Ich will deinen Schmerz kennen, um ihn zu heilen. Laß diese große Minute nicht ungenützt, ohne Vertrauen, vorüber gehen! Du liebst mich nicht."

Herrmann faßte ihre Hand. Ich liebe dich.

„Ja! Warum solltest du auch nicht, da ich dich so zärtlich liebe! Aber du liebst eine Andre mehr, als mich. — Sey offen, lieber Herrmann!"

O, wenn wir nur die Begeisterung eines Augenblicks brauchten, um glücklich zu seyn, und glücklich zu machen: wir wären Alle glücklich! Ich liebe dich, Minette; und hätte ich dich nicht geliebt, so würde ich dich von jetzt an lieben. Ich bitte dich, laß dir daran genügen.

„Ich will Vertrauen von dir. Darf ich das nicht fodern, wenn ich deine Geliebte bin? Ich will Wahrheit; die bist du jedem Menschen schuldig: um wie viel mehr der Geliebten!"

Nun denn! Hier hast du reine, lautre Wahrheit: ich liebe dich, und du sollst glücklich seyn!

„Herrmann! stoß mein volles Herz, das nur für dich und dein Glück schlägt, nicht so mit einer kalten Ausflucht von dir! Glaubst du, ich könne den Schmerz nicht tragen? Ich habe mein Herz geprüft. —

Du liebtest in Hamburg Marien: das ist dein Gram. Sieh mich nicht so verwundert an. Ich weiß noch mehr; aber, ich bitte, ehre mich durch ein offnes Vertrauen!"

Ich ehre dich mehr, als du foderst. Mein Gram ist vorüber; die Flamme der Tugend in deiner Brust hat ihn verzehrt. Ich bin dein, Minette.

„Was war dein Gram, Herrmann? . . . Ich bin nicht gekommen, deine Liebe zu stehlen: ich stehe hier, mit dem Vorsatze, gerecht zu seyn; aber ich fodre auch Gerechtigkeit."

Mein Gram war eine unmännliche Schwäche. An dem Tage, Minette, da du mit stolzer Freude mir sagst, daß ich dich glücklich gemacht habe, frage mich wieder; dann will ich dir antworten. Meine Geliebte, willst du mich beschämen, erniedrigen? Aller Gram, den ich hatte, ist vorüber! —

Er wollte Minetten in seine Arme schließen; doch sie trat einen Schritt zurück. „Wenn in dieser Stunde das Weh über

unsre Herzen ausgesprochen wird, Herrmann, so sprachst du es aus; wenn ein feindseliger Dämon uns hassend aus einander reißt, so hast du ihn hervorgerufen!"

Wenn! sagte Herrmann stolz und groß. Friede ist in dieser Stunde über unsre Herzen gerufen; ein guter Geist steht neben uns.

„Soll ich nicht verschmähen, was du von mir verschmähest, das Opfer deiner Liebe? Herrmann, ein vertrauendes Wort, und wir Alle sind glücklich. Treue ohne Liebe, Liebe ohne Vertrauen, sind Dornen für ein weiches Herz. Ich bitte dich, Herrmann!"

Was willst du, Minette? Soll ich denn der Einzige seyn, der alle Opfer bringen muß? Willst du denn, daß dieses Herz mit einer neuen Verzweiflung ringen soll? Ich muß schweigen, Minette. O, soll ich denn alles um mich her betrüben? soll ich nicht Ein Herz glücklich machen? Minette, du, in deren Herzen für mich die Hoffnung, die letzte Hoffnung einer glücklichen Zukunft, ruhet: willst auch du mich verlassen?

Minettens Herz schlug von lauter Won-

ne; die glücklichste Liebe funkelte in ihren Augen, und sie warf sich in seine Arme. „O, Herrmann! so habe ich mich wohl gar geirrt, und du liebst mich wirklich? O, sage es tausendmal, sage nie etwas anderes! Herrmann, du liebst mich?"

Daran hast du gezweifelt, Minette? Ich liebe dich treu und ewig. —

Minette verließ ihn mit einem Kusse der glücklichen Liebe, und schöne Träume wiederholten ihr tausendmal die Worte: ich liebe dich treu und ewig. —

Herrmann fühlte einen neuen Strom des Lebens in seiner Seele. Er sah wohl, daß Minette zu ihm gekommen war, ihre Ansprüche an sein Herz aufzugeben; und vielleicht würde er selbst dies Opfer von ihr gefodert haben, wenn Marie gewollt hätte: doch jetzt, da sie ihm großmüthig das Opfer brachte, jetzt durfte, jetzt konnte er es nicht annehmen, auch wenn Marie es wünschte; und jetzt trennte er sich von dieser freiwillig und auf ewig. In seiner Brust hatte noch immer eine stille Hoffnung gelegen; doch er

zerstörte sie mit kräftiger Hand, und nun fühlte er sich glücklicher, als vorher: das drückende Gefühl der Scham lös'te sich in Zufriedenheit auf. Endlich hatte er sich selbst wiedergefunden. Er hob noch einmal die Arme gen Himmel, sagte langsam und feierlich: sie ist mein! und sank ruhig in die Arme eines erquickenden Schlafes.

Am folgenden Morgen schrieb er unter seinen zweiten Brief an Schmidts:

„O, liebster Schmidts, hier stehe ich wieder in dem bessern Gefühle des großen Schmerzes, mit dem ich kämpfe, der mich nicht mehr wie ein gefesseltes Opferthier mit sich schleppt. Minettens Edelmuth hat mich mir selbst wiedergegeben. Sie kam zu mir, und opferte mir ihre Ansprüche an mich auf. O, wie war ich gesunken, daß ein Mädchen mich beschämen mußte! Sie wollte mir durch verführerische Großmuth mein Geheimniß entreißen; da erwachte ich, weckte meine Kraft, und gab ihr, was die Gerechtigkeit foderte, mein Herz und meine Hand. Mit der Gewißheit einer treuen Liebe verließ mich die edle

Minette. Nein, nun fürchte ich nichts mehr. Ich liebe Marien; doch ich versenke diese Leidenschaft bis in die geheimsten Tiefen meiner Seele. Minette ist mein! Von nun an soll Freude auf meinen Lippen wohnen. Ich werde ja vergessen lernen, vergessen in den Armen des Weibes, das mich lieber verlieren, als mich nicht glücklich sehen wollte."

„Ja, Schmidts! ich bin wieder ich selbst. Nie sehe ich Marien wieder. Aber diese Wechsel – sagen Sie nicht: wie viel! Mein Herz sagt immer: wie wenig! — diese Wechsel suchen Sie dem edeln Mädchen auf eine gute Weise in die Hände zu spielen. Das wird sie vor Mangel sichern, und vor dem harten Schicksal, etwas von Menschen nehmen zu müssen, die nicht werth sind, ihre Verwandten zu seyn. O, eilen Sie! Aber seyn Sie ja behutsam! Es wird aller ihrer Kunst bedürfen, das bescheidne, genügsame Mädchen zur Annahme dieser Armseligkeit zu bewegen. Schicken Sie mir diese Papiere ja nicht zurück!"

„Ich sehe meinen Oheim im Garten.

Ich will ihn bitten, den Tag meiner Verbindung mit Minetten nicht mehr lange hinauszusetzen.“

Herrmann ging hinunter. Minette — o, mit Augen, aus denen der Triumph der glücklichsten Liebe strahlte! — suchte ihn auf seinem Zimmer, fand ihn nicht, und erblickte seinen Brief, den er einzuschließen vergessen hatte. Sie las die letzten Zeilen, und ihr Entzücken wurde immer größer. In dieser Trunkenheit ihrer Empfindungen vergaß sie einen Augenblick, daß der Brief ein fremdes Eigenthum war. Sie las hier ein Wort, dort wieder eins; und bald fesselten sie Erstaunen und Schmerz an den Brief, so daß sie ihn ganz las. Jedes Wort drang wie ein Dolch in ihre Brust: es war ihr, als hätte sie noch nie von seiner früheren Liebe reden hören; es war, als ob er sie jetzt und immer betrogen hätte. Doch der Schluß des Briefes, worin von ihrer Großmuth die Rede war, vertilgte aus ihrer Seele alle Bitterkeit; sie sah ihren Edelmuth durch den seinigen über-

wunden. Als sie den Brief wieder hinlegte, fand sie auch den ersten, und las ihn. Nun wußte sie Mariens Aufenthalt. — Sie hörte Tritte auf dem Gange, legte die Briefe an die vorige Stelle, und floh durch ein Nebenzimmer in ihre Einsamkeit. Ihr Herz war durch den schnellen Wechsel von Freude und Schmerz so gebrochen, daß sie nicht sogleich einen Entschluß fassen konnte. Sie blieb mehrere Stunden allein, und erst dann zeigte sie sich wieder.

Herrmann hielt sein Wort; Freude, die glücklichste Liebe strahlte aus seinem Gesichte. Doch eben das, was Minetten beglücken sollte, machte sie unglücklich, und bestärkte sie in dem Entschluß, ihm zu entsagen. So wie dieser Entschluß in ihrer Seele fest war, kam sie in eine leidliche Stimmung, selbst gegen Herrmann.

Der Zufall begünstigte sie. Ihre vertrauteste Freundin, die in der Nähe wohnte, lud sie ein, auf ein Paar Tage zu ihr zu kommen, und ihre Mutter wünschte, daß sie die Einladung annehmen möchte. Sie that es

mit anscheinendem Unmuthe; und schon nach zwei Stunden war sie unterweges. Mit hellen funkelnden Augen, in die sich aber doch von Zeit zu Zeit eine Thräne drängte, saß sie im Wagen, und übersann den Plan, den sie, ihrem Herzen zum Trotze, gemacht hatte. Wie triumphirend, sank sie in die Arme ihrer Freundin. —

Herrmann schickte noch heute seine Briefe an Schmidts durch eine Stafette; und nach wenigen Tagen bekam er folgende Antwort:

„Ich bin überrascht, lieber Herrmann, wahrlich überrascht von Marien. An ein Mädchen, das sich so rein erhalten könnte, habe ich nicht geglaubt. Ich lächelte über Ihre dringende Empfehlung der größten Behutsamkeit bei der Uebergabe Ihres sehr großmüthigen Geschenkes. Es wird so vieler Umstände nicht bedürfen, dachte ich, wenn ein Mann von meinen Jahren diese Summen anbietet. Indeß, ich wollte Ihren Wunsch erfüllen, und ließ mich daher unter dem Nahmen Korn aus Hamburg bei ihr anmelden. Eine Magd führte mich in ihr

Zimmer. Als die Thür geöffnet wurde, hörte ich sie singen, und was sie gesungen hatte, mußte sie innig bewegt haben; denn sie trat mit Zügen der Rührung im Gesichte (die sie indeß sehr schnell verbarg) auf mich zu. Habe ich die Ehre, fing ich in dem trockensten Tone an, mit Mademoiselle Schuygens, der Tochter des Herrn Adrian Schuygens aus Hoorn, zu sprechen? (Sie bejahete.) Und könnten Sie das, fuhr ich fort, allenfalls wohl mit einem Taufschein beweisen? (Sie gerieth in Verlegenheit.) Allenfalls, meine ich nur; oder mit dem Zeugnisse einer angesessenen Person, hier oder in Hamburg? (Das konnte sie.) Ich habe viele Mühe gehabt, Sie, meine wertheste Mlle., auszufragen, bis ich endlich von Hamburg aus erfuhr, daß Sie sich hier aufhielten. (Sie stand erwartend da, in einer edeln Stellung, freundlich wie ein Engel.) Erinnern Sie Sich wohl noch, Mademoiselle, daß Ihr Herr Vater ein großes Kapital verlor, und zwar bei dem Falle des Hauses . . .

„Schwinden in Amsterdam," fiel sie ein; „dessen erinnere ich mich sehr wohl."

Ich sehe schon, Sie sind die rechte Mlle. Schuygens, an die ich Aufträge habe: Ein Handelshaus, dessen Nahmen ich verschweigen soll, war mit in den Fall verwickelt. Gerade dieser Umstand brachte Ihren seligen Vater in seinen Verlust. Das Haus hat sich erholt. Man wünscht, der Tochter des Herrn Schuygens den Verlust zu ersetzen, den der Vater so unschuldig leiden mußte. Ich habe den Auftrag, die Summe, wenn nichts Widriges dabei obwaltet, in Ihre Hände zu liefern. Zugleich, Mlle., habe ich in Hamburg viel Gutes von Ihnen gehört, und von der Härte der Verwandten, bei denen Sie gelebt haben, viel Böses. Jetzt, da ich Sie sehe, und Sie so verständig, so ruhig finde, könnte ich auch den zweiten Theil meines Auftrags wohl ausrichten, nehmlich Ihnen die Summe, wenn es Ihnen so recht wäre, ohne Formalität, bloß gegen eine simple Quittung, zu zahlen.

Sie besann sich einen Augenblick; dann sagte sie: „wenn Ihnen beides gleich wäre,

so würde ich Sie bitten, alle Formalitäten zu beobachten. Ich bin nicht mündig; Herr Schulz in Hamburg ist mein Vormund."

Desto besser; wenn es der Herr Schulz ist, der seine Geschäfte aufgegeben hat, und mit einer liebenswürdigen Frau und zwei Töchtern auf dem Lande lebt.

„Eben der." — Bei dem Andenken an ihre Freundin schwebte auf ihren Lippen ein sanftes, holdes Lächeln.

Und Sie, fuhr ich fort, brauchten mir nur etwa ein Couvert von Madame oder Herrn Schulz zu zeigen. (Sie holte einen Brief hervor; ich betrachtete Siegel und Schriftzüge genau.) Das ist mir genug, Mademoiselle; jetzt bedarf es gar keiner Weitläuftigkeiten. Ich zahle, und Sie schreiben mir ein Paar Worte, daß Sie das Geld empfangen haben.

„Es bedarf allerdings einer Formalität; denn, mein Herr, die Summe, die Sie zahlen sollen, gehört mir nicht: ich bin nur Schuygens Stieftochter."

Ich verlor die Besinnung noch nicht. —

Nur das war noch nöthig, um mich vollkommen zu überzeugen, daß es gar keiner Umstände mit Ihnen bedarf; denn eben der Stieftochter des Herrn Schuygens, habe ich Ordre, die Summe zu zahlen. — Ich holte mein Taschenbuch hervor.

„Wie ginge es zu, daß ich, seine Stieftochter ... Mein Vater hat nähere Verwandten. Wie ginge das zu?"

Sehr natürlich, Mademoiselle. Ihr Vater liebte Sie. Es ist sein Wille, daß Ihnen die Summe bezahlt werden soll.

„Seltsam! Davon weiß ich kein Wort! — Wie könnte ich aber beweisen, daß es sein Wille war, mein Herr?"

Bedarf es dessen?

Sie sah mich ein wenig forschend an. „Allerdings bedarf es dessen. Ich kann doch nicht eine Summe Geldes behalten, auf die andre Menschen gegründete Ansprüche haben? zum Beispiel meine Tante Schuygens in Hamburg."

Da war ich gefangen, lieber Herrmann. Ich wendete alle meine Beredtsamkeit an, sie

zu überreden, daß das Geld ihr Eigenthum sey; doch vergebens.

„Was streiten wir darüber, mein Herr?" sagte sie. „Zahlen Sie mir gerichtlich, was Sie mir zu zahlen den Auftrag haben; und das Andre überlassen Sie mir."

Das könnte ich freilich thun, liebe Mademoiselle, sagte ich nachsinnend. Aber, so wie die Sachen jetzt stehen, müßte doch erst Ihr Vormund darum wissen.

„Sie zahlen also für meinen Vormund hier an die Gerichte. Ich schreibe meiner Tante über die Sache. Meines Vaters Eigenthum wird ihr Niemand streitig machen können. Ist es Ihnen gefällig, daß es jetzt geschieht?"

Nun war ich gänzlich gefangen. Mein Auftrag ist an Sie; für Sie soll ich zahlen, oder gar nicht. Die Summe war, wie ich mich so eben erinnere, von dem Vermögen Ihrer Mutter genommen.

Sie sah mich lange und durchdringend an. „Meine Mutter war sehr arm, mein Herr!" Ich gerieth in Verwirrung; und

sie

sie fragte lächelnd: „Irren Sie Sich vielleicht ganz in dem Nahmen? Es war doch Schwinden in Amsterdam, und in Amsterdam etablirt?"

Derselbe, sagte ich, mich erholend. Ich bin genau unterrichtet; als das Haus brach, war ich Faktor darin.

„Und wann brach es denn?" — Nun war alles vorbei. Ich erröthete, und stammelte etwas her. Sie sagte: „Ihr Gesicht, mein Herr, verdient Zutrauen; aber Ihre Worte nicht. Das Haus hieß Schwinden in Amsterdam, war aber in Breda etablirt."

Nun denn, liebes edles Mädchen, so halten Sie Sich an mein Gesicht, an mein Herz, worin nichts als Redlichkeit ist.

„Das will ich," erwiederte sie mit einer unbeschreiblich holden Freundlichkeit, „sobald Sie mir sagen, wer mir das Geld sendet. Ein Kaufmann aus Holland ist es gewiß nicht; denn das Haus Schwinden brach, ehe ich geboren wurde. O, lassen Sie, mein Herr!" (Ich wollte mein Taschenbuch öff-

nen.) „So sehr dieser Beweis einer Freundschaft, die unbekannt bleiben will, mich rührt," — ihr Auge benetzte sich mit einer Thräne, als sie das sagte — „so kann ich doch von dieser Güte nicht Gebrauch machen. Ich bin nicht reich, mein Herr, aber auch nicht arm; und eine Wohlthat annehmen — ich lese in Ihrem Gesichte, daß Sie meine Empfindung billigen — ist immer mit Schmerz verbunden, am meisten da, wo die Wohlthat nur Ueberfluß geben kann. Und das ist wirklich mein Fall."

Ueberfluß in Ihren Händen, Mademoiselle, ist eine reiche Ernte für den Armen. Sie dürfen nicht ausschlagen, was Andre dann entbehren würden. Lesen Sie diese Papiere; Sie werden sehen, daß Sie Recht auf die Summe haben, die ich Ihnen zahlen soll. — Ich wollte ihr auf diese Art die Wechsel in die Hände spielen, und sie dann schnell verlassen.

„Nein, nein!" sagte sie auf einmal mit hervorbrechenden Thränen, mit einer Aengstlichkeit, die mir seltsam vorkam.

Ich drang ihr die Papiere auf; sie sah die Summen und rief: „o, mein Gott!" Ich wollte gehen; sie faßte meine Hand. Ich riß mich los; sie bat mich, die Papiere zurückzunehmen. Nein! sagte ich entschlossen. „O Gott, Gott! so muß ich! Der Herr von Bärburg hat Sie geschickt! Sie sind sein Freund Schmidts. Ersparen Sie mir das Zurücksenden, Herr Schmidts."

Ich war schon in der Thür, und wendete mich nun wieder um. Ja, theures, edles Mädchen, ich bin Schmidts. Was hat mich verrathen? — Sie zeigte in meinen Hut, den ich jetzt wieder auf den Tisch gelegt hatte, und worin mein Nahme mit großen Buchstaben stand. Ich war sehr betreten über diese Entdeckung. Ja, der Herr von Bärburg schickt Ihnen diese Papiere: nicht ein Geschenk, eine Wohlthat, wie Sie es nennen; er erfüllt nur den innigsten Wunsch seines Herzens, ein edles Mädchen, seine Freundin, gegen die Sorgen des Lebens zu sichern. Würden Sie in seiner Stelle nicht dasselbe thun, wenn Sie einen edlen Menschen kennten, der . . .

„... der es bedürfte? Ja, dann! Aber das ist mein Fall nicht. Ihr Freund ist großmüthig. Ueberfluß annehmen, von wem es auch sey, ist, das fühle ich, Erniedrigung. Lassen Sie uns nicht über einen Punkt streiten, worin Sie und Ihr Freund mir schon im Voraus Recht gegeben haben. Die Art, wie ich diese Summe erhalten sollte, zeigt ja deutlich, daß Sie Beide fühlten, ich dürfe sie nicht annehmen. Nein, mein Herr, die Theilnahme, die mir Ihr Freund immer gezeigt hat, rührt mich. Sagen Sie ihm, daß ich diesen Augenblick nie vergessen werde, ob ich ihn gleich durch Verweigerung betrüben muß. Ich empfinde das Edle seiner Absicht mit inniger Dankbarkeit. Doch annehmen darf ich nicht, gewiß nicht." (Sie war sehr bewegt; in ihren Augen schimmerte eine sanfte Thräne.) „Es thut mir weh, daß ich seinen Wunsch nicht erfüllen darf. Aber ich leide nicht Mangel, gewiß nicht. Ein Frauenzimmer, und die Genügsamkeit, bedürfen ja wenig." — Sie drang mir die Papiere auf.

Ich nehme sie zurück. Aber, gutes, edles Mädchen, wenn Ein Wunsch Ihres Herzens unbefriedigt bleiben müßte, wenn — auch nicht die mindeste Sorge müssen Sie durch Mangel an dem armseligen Golde haben — dann — Er oder ich! Seyn Sie meine Tochter, Marie, oder seine Schwester! — In diesem Falle — den die ewige Gerechtigkeit von Ihnen abwehren möge! — kränken Sie Ihre Freunde nicht so bitter, freiwillig eine Sorge zu tragen, die Ihnen so leicht abgenommen werden konnte. (Sie verbeugte sich mit einem himmlischen Lächeln.) Geben Sie mir die Hand darauf; für diesen Fall. Seyn Sie meine Tochter, Marie. Ihr Vater wird Sie nicht weniger lieben, als Ihre anderen Freunde.

Lieber Herrmann, ich weiß nicht, was an diesem Mädchen mich so ergriff, so fest, so innig an sie band. Ihre Schönheit war es nicht; ich habe schönere Mädchen gesehen. Ihre Verlassenheit auch nicht; denn sie trug den Schmerz, wie einen Schmuck, wie eine Krone. Die reine, edle, schöne S e e l e war

es, die mich zu ihr hin zog. Ein unwiderstehliches Gefühl von Wehmuth, von Liebe, von Vertrauen, ergriff mich bei dem Anblicke der auf mich gehefteten schönen großen blauen Augen, die voll Thränen standen. Ich faßte ihre Hand, und hielt sie fest zwischen meinen Händen. Liebe Marie, sagte ich, und meine ganze Seele sprach in den Worten — ich könnte Sie fragen: wo bist du so lange gewesen, meine Tochter? Wie hast du deinen Vater so lange allein lassen können? deinen Vater, der dich so herzlich liebt? (Sie schwieg, und schlug die Augen nieder.) Ihr Herz fühlt nichts, sagt nichts, bei dem Ergusse einer rein menschlichen Liebe? Es muß in Ihrem Herzen etwas seyn, das meine so innige Empfindung rechtfertigt.

Sie hob das Auge wieder zu mir auf, und lächelte, doch ein wenig ungewiß. „Sie waren Bärburgs Lehrer. Ich glaube jetzt, daß ich Sie, auch wenn ich Ihren Nahmen nicht wüßte, erkannt haben würde."

Ich war Bärburgs Lehrer, und bin sein Freund. Seyn Sie meine Tochter, Ma-

rie, in dem ganzen heiligen Sinne dieses Wortes!

Hier sagte sie leise, mit niedergeschlagenen Augen: „mein Vater!“ Sie sagte es mit ungewisser Stimme; doch in ihrer Seele — das fühlte ich — war nichts Ungewisses, nichts Zweifelndes. Ich nahm sie an mein Herz, küßte sie auf die Stirn, und sagte: mein Kind, meine liebe, theure Tochter! — Noch immer wurde es ihr schwer, sich in das neue Verhältniß zu finden. Doch, als ich mein ganzes Herz vor ihr aufschloß, da öffnete sich auch das ihrige kindlich an meiner Brust: das reine, edle, große Herz eines Engels an der Brust des glücklichen Vaters. Ja, Herrmann, sie ist ein Engel. Wer kann das besser wissen, als ich, dem sie in der unschuldigsten Kindlichkeit ihr Herz eröffnete? Nun ist Ihr Wunsch erfüllt, lieber Herrmann. Marie steht unter dem Schutze eines Mannes, der sie in jedem Falle vor Mangel sichern kann. Ich schicke Ihnen Ihre Wechsel zurück. Nur das Eine kann ich Ihnen noch sagen, daß Marie Sie

hochachtet, weil Sie Ihre Pflicht erkannten und thaten!

Herrmann an Schmidts.

Grundleben.

Schmidts, Sie haben alle Wunden meines Herzens wieder aufgerissen! Bei dem Lesen Ihres Briefes wollte ich zu ihr eilen, vor ihr niederfallen, und sie bitten, mein zu seyn. Ihr Vater ist mein Freund, und auch mein Vater, rief ich laut. Doch der Schluß Ihres Briefes erstickte die glühenden Wünsche, die hervorbrechende Flamme, das aufwallende Leben, und ich versank wieder in den finstern Abgrund der Trostlosigkeit, der dumpfen Resignation, des — dessen, was Sie ja meine Pflicht nennen!

Ja, es ist jetzt meine Pflicht; vor drei Monaten noch nicht: da war es meine Pflicht, mir das froheste Leben, die seligste Hoffnung, eine Ewigkeit voll Wonne zu verschaffen. Und warum nicht auch jetzt? O, Schmidts! bindet nicht das Herz mehr, als der Mund?

die Liebe mehr, als ein Versprechen? Kann nichts einen Irrthum wieder gut machen, nichts ein flüchtiges Ja zurücknehmen? O, war ich nicht auch Marien Treue schuldig? Warum denn allein meiner Cousine? — Doch, Schmidts, ich erkenne meine Pflicht, und will sie erfüllen. Nur, schreiben Sie mir nicht wieder! Sie gießen Gift in meine Wunden, und vernichten meine Vorsätze.

O, Sie glücklicher Mann! Leben Sie wohl!

In Schmidts Briefe stand nicht die Hälfte von dem, was er wußte; denn Marie hatte dem Manne, aus dessen Augen die ruhigste Weisheit und die gutherzigste Treue hervorleuchteten, wirklich ihr ganzes Herz eröffnet. Selten konnte ein Mensch nur eine Stunde mit Schmidts beisammen seyn, ohne sogleich das größte Zutrauen zu ihm zu fassen. Er verstand die Kunst, sich gleich weit von abstoßender Höflichkeit und erkünstelter Wärme zu erhalten, und erregte irgend ein

Mensch seine Theilnahme, so entging ihm dessen Herz gewiß nicht. Bei Marien fing er mit seinem Vertrauen an, und schilderte ihr den ganzen Zustand von Herrmanns Herzen. Sie hörte das mit Ergebung; denn der Gedanke, daß dem Unfalle vielleicht noch abzuhelfen wäre, kam gar nicht in ihre Seele. Sie gestand dem väterlichen Schmidts ihre Liebe, doch nicht eher, als bis er ihr gesagt hatte, daß Herrmanns Verbindung mit Minetten durch nichts zu trennen wäre. Und ihr Geständniß war noch überdies so weiblich schön! Nur heiße Thränen verriethen ihre Liebe; ihr Mund sprach das Wort nicht aus. Noch mehr! Sie gestand, eben so zart, daß sie Herrmannen, von dem ersten Augenblicke an, da sie ihn kennen gelernt, auch geliebt hätte.

Der weise, ruhige, väterliche Schmidts saß neben dem jungen Mädchen, auf ihre Erzählung horchend; und der schöne Ton ihrer Stimme brachte sein Herz nicht minder in Wallung, als die rührende Erzählung selbst. Er folgte mit seinen Blicken der Thrä-

ne, die sich langsam unter ihrer Wimper hervordrängte und auf der schönen Wange zerfloß; er bewunderte den leichten Gang, mit dem sie durch das Zimmer schwebte, den kleinen Fuß, dessen Spitze er nur gesehen hatte; er konnte sein Auge nicht von den schönen weißen Fingern abwenden, deren Grübchen in Karmin getaucht waren, und mitten in den rührendsten Erzählungen von ihrer Jugend horchte er doch auf die Athemzüge ihrer sanft wallenden Brust.

Ich bin ein Thor, sagte er zu sich selbst, als er wegging, oder doch auf dem Wege einer zu werden. Habe ich sie nicht betrachtet, wie ein Mahler, dem sie sitzen soll? — Immer hatte er die liebliche Gestalt wieder vor Augen, und sogar seine Träume störte sie. Ich bin, dachte er, beinahe vierzig, und Marie höchstens achtzehn. Könnte ich mich wohl thörichter betragen, wenn ich noch eben so jung wäre, wie sie? Er spottete über sich selbst; doch eine unbekannte Gewalt zog ihn wieder zu Marien hin. Nach einigen Tagen verließ er Ronnbergen; aber nicht auf lange

Zeit. Nun machte er sogar Plane, Marien zu seiner Schwester zu bringen, oder sich einige Zeit in Ronnbergen aufzuhalten. Er schrieb an Herrmann, und, ohne daß er selbst es merkte, hatte er beinahe ganz bestimmt gesagt: Mariens Liebe zu Herrmann sey nur ein Wohlwollen, das eine kurze Zeit wieder in die Gränze des Anstandes bringen werde. Als er den Brief überlas, lächelte er über sich selbst, und zerriß ihn; doch ein zweiter, den er schrieb, enthielt wieder eben das. Sollte man nicht glauben, dachte er lächelnd, ich selbst liebe das junge Mädchen, dessen Vater ich bin?

Hätte er Minettens großmüthigen Plan gekannt, er würde nicht gelächelt haben. Sobald sich Minette mit ihrer Freundin allein sah, fiel sie ihr, fast mit lautem Schluchzen, um den Hals. Sie war in großer Bewegung; jetzt, in dem Augenblicke, da ihr Entschluß zur That werden sollte, fühlte sie wieder die Größe ihres Opfers. Es kostete ihrer Freundin Mühe, nur zu verstehen, was sie wollte.

Du? sagte diese. Du kannst ja von deinem seltsamen Plane nicht einmal reden, ohne vor Schmerz zu sterben; und du wolltest ihn ausführen? Arme Minette!

„Ich werde sterben, das weiß ich; aber ich führe ihn aus, und du, du mußt mir helfen."

Was ist denn dein Plan? Sterben, das hab' ich gehört; deinen Herrmann glücklich machen, und sterben. Wie denn so? Laß doch hören! Aber — du kennst mich. Ich bin die Weisheit selbst, und wenn du bloß ein Schauspiel für deine Eitelkeit aufführen willst, so . . .

„Nein; er soll Marien haben. Ich will ihn ihr abtreten. Er liebt sie, sie ihn; ich bin die Unglückliche!"

Die Freundin machte Einwendungen; doch Minette blieb bei ihrem Vorsatze. Nun denn! sagte jene; ich glaube, du hast nicht Unrecht. Wenn du Stärke genug hättest, deine Liebe und deinen Schmerz für vergänglich zu halten; dann wäre es leicht gethan.

Minette fiel ihr um den Hals: „Wie? o, wie!"

Wie? Auf hundert Arten läßt es sich machen. Zum Exempel, du schreibst an Herrmann: er wäre bei jener Unterredung in der Nacht — die ich übrigens ein wenig unbesonnen finde, mein Kind — da wäre er nicht aufrichtig gewesen. Du könntest dich unmöglich entschließen, mit einem Manne zu leben, der dein Vertrauen nicht geehrt hätte.

„Und was weiter?" fragte Minette, ein wenig bestürzt.

Nun, dasselbe schreibst du auch an deine Mutter, und erklärst gerade heraus, du wollest Herrmannen nicht.

„Sie werden mich eine empfindliche, eigensinnige Närrin schelten, wenn ich seinen Edelmuth für Falschheit erkläre."

Mögen sie das, liebes Kind; desto besser! Deine Mutter wird dir antworten: Minette, du bist eine Närrin. Dann sagst du: ich will lieber eine Närrin genannt werden, als unglücklich mit einem Manne leben, der meine Achtung, meine Liebe verloren hat. Herrmann wird das nicht glauben, und selbst hierher kommen, wenn er auch

wünschet, daß du bei deinem Entschlusse blei=
ben möchtest. (Hier seufzte Minette tief.)
Er wird dir zu Füßen fallen, sich verschwö=
ren, verwünschen, kurz, tausend Thorheiten
treiben. Dann, liebe Minette, werde ich ja
sehen, ob es dein Ernst ist, deine Neben=
buhlerin und deinen Liebhaber glücklich zu
machen. So wie er auf die Kniee fällt,
schlägst du ein lautes Gelächter auf. Dann
sagst du ernsthaft: mein Herr, Sie hätten
sich diese Scene ersparen können; ich liebe
keine Theater=Auftritte im wirklichen Leben.
Fängt er an zu fluchen (denn, Minette, die
jungen Herren können sogar ihr Glück übel
nehmen, wenn ihre Eitelkeit dabei beleidigt
wird); — fängt er an, wie der Held in ei=
nem Trauerspiel zu schreien und zu toben —
so sagst du trocken: das hat noch gefehlt,
mein Herr! Sie werden noch machen, daß
ich meine ehemalige Liebe zu Ihnen lächer=
lich finde. Nun wird dein stolzer Vetter
böse, das weiß ich; und dann hast du ihn.
In der Hitze wird er seine Worte nicht ab=
wägen, und etwas von Wankelmuth, von

übler Laune oder Eitelkeit sagen. Dann stehst du auf — sitzen mußt du vorher in der ganzen Scene, weil man sitzend viel kälter bleibt, als stehend — also, dann stehst du auf, und sagst, über die Schulter weg, und die Nase rümpfend: jetzt, mein Herr, sind Sie mir verächtlich. Nun beklagst du dich bei deinen Eltern über seine Grobheit, und, wenn du kannst, in einem derben Tone. Man wird ihm den Brief zeigen. Vielleicht macht er noch einen Versuch; dann aber sagst du: jetzt, mein Herr, kann doch wohl sonst nichts, als das Vermögen, das ich zu hoffen habe, Sie anreitzen, meine Hand noch ferner zu wünschen! Und damit ist das Spiel zu Ende. Er wird gehen, schmollen, in vier Wochen seine Verbindung mit der Mamsell Marie, oder, wie sie heißt, erklären, und glücklich seyn. Sieh, das ist ein Plan, der gar nicht mißlingen kann.

„O, du kennst diese Marie nicht; sie wird ihn ausschlagen!" sagte Minette mit finstern Blicken.

Sey du nur erst von ihm los; für das

Uebrige

Uebrige laß dann die Natur und ihn sorgen. Ich stehe dir dafür, sie werden ein Paar.

Minette schwieg, erröthend, ein wenig schmollend, ohne daß sie wußte, ob mit ihrem Schicksal, oder mit ihrer Freundin. Endlich fragte diese: was ist denn dein Plan?

„Der war zum mindesten ein wenig feiner, schöner, — menschlicher, möchte ich sagen."

Laß doch hören! Sicherheit ist die Hauptsache bei einem Plan. Nun, laß doch hören!

„Wir sind hier nahe bei Ronnbergen. Wenn wir nun Marien besuchten? Ich wollte ihr sagen, daß ich ihrer früheren Liebe mein Glück zum Opfer bringe. O, wenn ich es ihr nur so sagen könnte, wie ich es geträumt habe! Aber du lachst schon, und so schweige ich lieber."

Du sagst also: „Marie, nehmen Sie ihn; ich will sterben!" Sie sagt: „nehmen Sie ihn, edle Seele! lassen Sie mich sterben!" Dann sagst du das wieder, dann sie wieder, wie zwei Hähne, die den langen

Hals mit den gesträubten Federn gegen einander ausstrecken, eine Stunde so stehen, und endlich einander verlassen, ohne daß man weiß, was sie gethan oder gewollt haben. Dann kommt Herrmann, und ruft: „o, ihr großmüthigen Seelen! mich laßt sterben!" Und am Ende wirst du denn wohl, da deine Verlobung öffentlich erklärt ist, den Sieg davon tragen. Du möchtest gern, daß Herrmann sagte: „wie großmüthig ist Minette!" Aufgeben willst du ihn nicht, aber doch so thun, als wolltest du es: nicht wahr? Kind, dazu biete ich meine Hände nicht; das läuft auf eine hübsche Scene hinaus, deren Ihr euch alle drei im Herzen schämen müßt. Nein, wie ich gesagt habe: ein Brief, ein Zank, eine tüchtige Beleidigung, und ein Bruch; die Heirath wird sich dann von selbst finden. — Aber, liebste Minette, weine nicht! Auch du kannst ja Herrmanns Frau werden; und — glaube mir, Kind, er hat es gerade eben so gemacht, von Marien los zu kommen, wie ich dir rathe, daß du es machen sollst. Trotz

deinen Bitten, deinem rührenden Flehen, bleibt er dabei, daß er dich liebt. Sieh, es ist sein Ernst, dir nicht Unrecht zu thun und dich glücklich zu machen. Du kannst mit ihm glücklich seyn, wenn du nur willst.

Minette verbarg ihren Unmuth und ihren Schmerz an der Brust ihrer Freundin; denn ob sie gleich entschlossen war, ihre Ansprüche an Herrmann aufzugeben, so wollte sie doch nicht auch das Anrecht auf seine Bewunderung verlieren. Sie trug nun Lucien (so hieß die Freundin) ihren Plan, Herrmannen ihrer Nebenbuhlerin selbst zu geben, noch einmal vor.

Lucie schüttelte den Kopf. Wenn die Marie das ist, wofür du sie hältst, so giebt es, wie gesagt, eine hübsche Scene für einen Mahler, für einen Dichter: aber eine Hochzeit kommt nicht heraus; oder das Mädchen müßte viel, viel schlechter seyn, als du sie beschreibst: und da wäre es denn doch um den guten Herrmann Schade!

„Ueberhaupt," sagte Minette, „sollten wir doch das Mädchen kennen lernen, für das ich so viel zu thun entschlossen bin."

Das könnten wir wohl. Nur muß — Lucie pochte Minetten auf die Brust — das Herzchen hier nicht mit dem Kopfe davon laufen, wenn wir ein Mädchen finden, das nicht ganz gewöhnlich ist. Ich muß dir nur sagen: sie macht in Ronnbergen schon Aufsehen. „Die schöne Fremde!“ so heißt sie dort allgemein. Ihre Bekanntschaft wäre ganz leicht zu machen, wenn ich mich hier auf dieses Köpfchen verlassen dürfte. So viel ich merke, hat Marie (was auch ganz natürlich war) deinen Herrmann aufgegeben, und zwar recht in aller Form: denn Herrmann, der gar nicht übel Lust hatte, den Faden wieder anzuknüpfen, verlor alle Hoffnung; und das will von einem Mädchen viel sagen! Aber, Minette, eben dieses Mädchen lasse ich nun auch nicht necken.

„Wer will das! O, mein Gott! wer?“

Du, mein Kind. Sie hat alle Hoffnung auf den Mann, den sie liebt, rein hingegeben, weil er verlobt ist. Nun willst du ihr entgegentreten — allerdings wie ein guter Geist — und ihr ankündigen, daß sie glück-

lich seyn soll. Eine Hoffnung gar nicht fassen, ist leicht; doch eine gefaßte Hoffnung aufgeben, schwer. Du willst ihr seyn, was die Hexen für Macbeth waren: seine Verderberinnen. Nein, das Spiel einer gutmüthigen Schwärmerei soll und muß sie nicht werden.

„Liebe, beste Lucie, das soll sie auch nicht! Ich schwöre es dir bei diesem wunden Herzen! Ja, du hast Recht. Aber versprich mir, daß ich sie sehen soll. Dann, dann — o, wenn du es billigst, so werde sie sein, und kenne die Hand nicht, die sie glücklich machte!" — Beide Mädchen waren jetzt in der edelsten Begeisterung der Tugend, und warfen sich einander in die Arme. Minette erhielt das Versprechen, daß sie ihre Nebenbuhlerin sehen sollte.

Lucie war ein Mädchen von festem, großem Charakter, anscheinend hart, doch von weichem Herzen und der schönsten Menschlichkeit. Sie kannte Marien schon, da ihr Wohnort ganz nahe bei Ronnbergen lag, und hatte mit ihr sogar eine Art von Freund-

schaft geschlossen. Jetzt sagte sie: ich kenne Marien; sie ist ein sehr edles Mädchen. — Nun erzählte sie, wie sie mit Marien bekannt geworden, und daß sie Beide schon Freundinnen wären.

„O Gott! und sie hat dir ihre Liebe gestanden?"

Nein, Minette. Ein edles Mädchen redet nicht von einer Liebe, die unrecht ist. Sie hat mir nicht einmal gesagt, daß sie Bärburgen kennt. Das habe ich erst jetzt von dir erfahren. Aber von dir hat sie gesprochen, und — hu! wie roth du wirst! — mit einem Interesse, das ich mir jetzt wohl erklären kann. Wenn ich bedenke, Minchen, wie sie von dir sprach, auf welche Weise — sie ist gewiß ein sehr edles Mädchen!

„O, erzähle! erzähle!"

Lucie erzählte sehr ausführlich. Da war aber auch nicht die mindeste Anspielung auf Liebe, keine Spur von Tadel oder Neid. Minette zerfloß in Thränen, und verlangte nun um so dringender, Marien kennen zu

lernen. Die beiden Freundinnen fuhren schon am folgenden Tage zu ihr, nachdem Minette noch einmal versprochen hatte, daß sie sich durch nichts verrathen wollte. Minette hieß Hannchen, und war Luciens Cousine. Als sie sich dem Hause näherten, worin Marie wohnte, pochte Minettens Herz in heftigen Schlägen; ihre Wangen glüheten, ihre Augen brannten, ihre Hände zitterten, ihre Sprache stockte. — Siehst du, sagte Lucie, wie gut es ist, daß ich dich einen Schleier nehmen ließ? Dein Gesicht glühet ja durch den Flor! —

Marie empfing die beiden Mädchen mit holder Freundlichkeit, und Minette konnte den Blick nicht wieder von dem lieblichen Gesichte abwenden. Die Verwandte schlug einen Spaziergang in ein nahes Wäldchen vor. Lucie ging mit ihr; Minette blieb mit Marien ein wenig zurück. Sie wollte sich Muth machen; doch das war nicht möglich, da ihr Herz in Wehmuth und Sehnsucht zerfloß. Sie hielt Mariens Hand in der ihrigen, und drückte sie von Zeit zu Zeit.

Marie, die bisher von gleichgültigen Sachen geredet hatte, wurde endlich aufmerksam. Sie sah ihre Begleiterin an, und bemerkte, daß der Schleier vor dem Gesichte derselben ganz feucht war. „Was ist Ihnen?" fragte sie, mit einer Stimme, die ganz Liebe und schon ein freundlicher Trost war.

Lucie hatte auf diesen Fall gedacht, und eine kleine Fabel erfunden, die Minette erzählen sollte. Diese hob ihr Mährchen an; Lucie hörte es, mischte sich nun in das Gespräch, und bestätigte, was Minette sagte. Jetzt umfaßte Marie Minetten mit neuer, noch schönerer Liebe, und zeigte ihr Mitleiden so fein, so zart, daß die Letztere ihr nicht länger widerstehen konnte, und ihr, mit Scham und Sehnsucht, mit liebevoller Begeisterung und inniger Betrübniß an das Herz fiel. Marie schlug in dem Wäldchen einen Seitenweg ein. So kamen beide Mädchen an ein geheimes Plätzchen, das drei große Buchen beschatteten, und wilde Rosen umgaben.

Als sie sich hier gesetzt hatten, sagte Ma-

rie sanft: „lassen Sie Ihre Thränen fließen. Auch mein Auge hat Thränen!"

O, wer könnte einen solchen Engel betrüben wollen? (Minette drückte die heiße Wange an Mariens Busen.)

„Wer Sie betrübt hat," antwortete Marie wehmüthig lächelnd und gen Himmel blickend: „das Schicksal."

Und welcher Kummer . . .? fragte Minette, gegen die Abrede, weil sie mit Gewalt in Mariens Herz dringen wollte.

Marie antwortete sanft: „Sie dürfen guten Menschen sagen, was Ihr Kummer ist; ich aber — und das ist hart! — habe nicht einmal das Recht, von meiner Betrübniß zu reden." Sie brach ab, versank aber nun in eine so stille, geduldige Schwermuth, daß Minette ihre Augen nicht von ihr abwenden konnte.

Ihr Unglück wird nicht ewig dauern, hob Minette nach einer Pause wieder an. Marie schlug die Augen wieder auf, und lächelte dankbar, doch ohne zu antworten. Nun drang Minette mit den rührendsten

Liebkosungen immer näher an ihr Herz. Marie fand das befremdend; doch rührte sie so viele Innigkeit, und sie betrachtete Minetten mit den Blicken der herzlichsten Liebe. Da legte Minette die Arme um ihren Hals, und sagte mit Tönen der innigsten Zärtlichkeit: o, willst du mich lieben, wie ich dich liebe? treu, fest, ewig, bis zum Tode, mehr als das Leben? — Wie konnte Marie diesen Tönen, diesen Blicken, dieser Umarmung widerstehen! Ihr Herz pochte dem Herzen der neuen Freundin entgegen. „Ja, treu, fest, ewig will ich dich lieben, du gutes, weiches, unglückliches Mädchen!"

Beide umarmten sich, und ihre Lippen brannten auf einander. —

Soll ich dein guter Engel seyn? fragte Minette weiter.

Marie sah sie verwundert an; denn es war etwas so Feierliches in dieser Frage, wie in dem ganzen Wesen des Mädchens. „Sey es, meine Freundin!"

Willst du bei jedem Glücke, das dir begegnen wird, dieses Augenblickes, dieses

Kusses, dieser Thränen, dieses Herzens gedenken?

„Ich will!" sagte Marie.

So nimm, fuhr Minette in hoher Begeisterung fort, nimm, meine Geliebte, das Beste, das Liebste, was ich habe. (Sie zog einen goldnen Ring vom Finger, den ihr Herrmann bei ihrer Verlobung geschenkt hatte.) Und will dir einst Jemand, wer es auch sey, einen Ring geben, so sag: ich habe diesen! Nimm ihn und schenke ihn mir! Er bedeutet Schmerz und Glück, Liebe und Liebe; nichts als Liebe! Willst du so sagen?

Marie trat befremdet, erstaunt, zurück. „Soll ich nicht erst erfahren, was das alles bedeutet? Deine Schwärmerei erschreckt mich!"

Es bedeutet nichts, als daß ich dich liebe. O, zittre nicht vor einem Mädchen, das dich so innig liebt! Könntest du in mein Herz sehen: auch du würdest mich lieben!

Marie umarmte sie. „Ich will so sagen."

Der Ring band mich einen Augenblick an ein unaussprechliches Glück. Ich gebe ihn dir, und unsre Liebe sey ewig! Gott verleihe dir das Glück, das ich an jenem Tage empfand, und verleihe es dir auf immer! Und nun, Marie, meine Marie, bin ich fertig. Ich bin dein guter Geist, und wenn du glücklich bist, erscheine ich dir wieder. Denk an diese Stunde!

Jetzt kamen die beiden Andern, die sie gesucht hatten. Lucie sah an Minettens und an Mariens Blicken, daß hier etwas vorgegangen seyn mußte; doch hörte sie bald an Beider Gespräch, daß es keine Entdekkung war, wie sie Anfangs fürchtete. Sie ging einen Augenblick mit Marien bei Seite, und diese sagte: „Hannchen ist eine liebe, holde Schwärmerin!" Am Abend nahm Minette, zu Luciens Erstaunen, auf immer Abschied. „Dich aber sehe ich wieder," flisterte sie Marien zu; und diese lächelte.

Nun? fragte Lucie neugierig, als sie mit Minetten im Wagen saß.

„Sie ist das werth, was ich für sie gethan habe."

Habe? habe? Was thatst du denn?

„Sie ist sein! Ich habe sie auf ewig mit ihm vereinigt. Sie hat seinen Ring.“

Du bist eine kleine Schwärmerin! Was beweis't ein Ring? Sie kann einen Schrecken davon haben, wenn sie die Buchstaben bemerkt und ihre Bedeutung erräth. Da ist dein Herz doch mit dem Kopfe davon gelaufen!

„Nun, Lucie, nun sag' mir, was ich ihm schreiben soll. Du hattest Recht; aber auch ich hatte Recht. Jetzt thue ich, was du willst.“

Nun ist ja alles verdorben! Herrmann wird den Ring erkennen, wenn auch Marie die Buchstaben nicht erräth.

„Es ist ein einfacher Goldring mit einem H., und dem Tage unsrer Verlobung. Ich habe dafür gesorgt, daß Herrmann ihn erkennen soll, doch nicht eher, als bis es Zeit ist.“

Lucie wollte nun Minetten den Plan, den sie im Herzen billigte, ausreden, weil sie ihrer Freundin die Stärke nicht zutrauete, die

dazu gehörte, das Opfer mit Anstand und Festigkeit zu bringen.

Minette lächelte. „Das Schwerste ist überstanden. Ich liebe Marien, ich liebe sie wahrhaftig. Jetzt sage, was ich schreiben soll.“ Lucie wollte nicht; doch da sie Minettens Ernst sah, gab sie endlich nach, und Minette schrieb nun ihrer Mutter: nach reiflicher Ueberlegung sey sie entschlossen, ihre Verbindung mit Herrmann abzubrechen. Sie könne unmöglich ihre Hand einem Manne geben, der sie bei den dringendsten Auffoderungen zu Offenheit habe täuschen können. „Theure Mutter,“ setzte sie hinzu, „ich habe alles Mögliche versucht, das ertragen zu wollen, weil diese Verbindung Ihr und meines guten Vaters Wunsch ist; aber ich kann nicht. Ich liebte ihn, doch jetzt nicht mehr. Es wäre mein Unglück, wenn ich seine Gattin werden müßte.“

An Herrmann schrieb sie dasselbe; doch bei diesem Briefe stritt sie sich mit Lucien fast über jeden Ausdruck, weil ihr jeder zu hart schien. Bedenke doch nur, Minette,

sagte Lucie, daß du mit jedem harten Worte ein Glied der Kette zerschlägst, womit er an dich gefesselt ist! Dann aber traten immer Thränen in Minettens Augen. Sie brachte lange an dem Briefe zu; doch endlich wurden beide gesiegelt. Der Bote war bestellt, und stand schon draußen vor dem Zimmer. Lucie hielt die Briefe hoch, und sagte ernst: noch ist es Zeit! Wenn du fühlst . . .

„Ich fühle, daß du mich für ein Kind hältst. Er liebt Marien; sie liebt ihn. Ich versprach Marien, ihr guter Geist zu seyn; soll ich nun wie ein böser Dämon zwischen die Herzen der Liebenden treten? soll ich, ich! die Hand eines Mannes stehlen, der mich nicht liebt?"

Lucie küßte Minetten, gab die Briefe dem Boten, und sagte dann: dein Schicksal ist nun entschieden.

„Es war schon vorher entschieden — in dem Herzen jedes besseren Menschen!" erwiederte Minette mit frohem, stolzem Muthe. —

Als die Briefe in Grundleben angekom-

men waren, ging Frau von Sonnenstein zu Herrmann, und fand ihn sehr bestürzt, mit Minettens Briefe in der Hand.

„Was ist das!" sagte er. „Das ist ein Geheimniß, dessen Quelle ich nicht kenne. Ich wollte tausendmal darauf schwören, das habe Minette nicht geschrieben."

Die Mutter war so erstaunt, wie Herrmann selbst. Aber der Ton! sagte sie; der feste sichere Ton, mit dem sie die Verbindung zerreißt!

„Eben der, Mutter, eben der! Die Worte schrieb Minettens Hand; doch, glauben Sie mir, nicht Eins kam aus ihrem Herzen. Ich will hinüber; und Sie sollen sehen, daß ich sie an meiner Hand mitbringe. Gewiß ist es nichts als ein Anfall von übler Laune."

Aber sie beruft sich auf ein Hintergehen ihres Vertrauens. Was ist denn das?

„Nichts, als eine Laune, nicht einmal Eifersucht. Oder — vielleicht soll es wohl gar nur ein Scherz seyn."

Ein Scherz? In der That, den würde

ich

ich nicht gut heißen. Ich begreife das Mädchen nicht. Aber reisen Sie hinüber, und bringen Sie Minetten mit.

Der Wagen wurde angespannt, und Herrmann fuhr, mit dem aufrichtigsten Wunsche, Minetten zu beruhigen, zu ihr hin.

Die beiden Mädchen sahen von weitem den Wagen. Lucie erkannte durch das Fernrohr Herrmannen, und sagte lächelnd: da ist der Versucher!

Minette ward blaß. „Verleugne mich!"

Du mußt ihn sprechen, um sein, um dein selbstwillen, erwiederte Lucie ernst. Bist du entschlossen, dein Opfer zu bringen, so bringe es mit Anstand. Können dich seine Bitten, seine Liebkosungen erschüttern, so hätte dich früher oder später dein eigenes Herz beredet.

„Ich will! — Denn muß ich nicht, Lucie? . . . Ihm entsagen! auf ewig ihm entsagen! O! — Doch, ich will."

Sie spielte die schwere Rolle, welche ihr Lucie vorgeschrieben, Anfangs mit starkem Muthe, mit mehr Standhaftigkeit, als sie

sich selbst zugetrauet hatte. Doch länger hätte auch der gewaltsame Kampf mit seinen Liebkosungen und Betheuerungen, sogar mit seinen Vorwürfen, und mit ihrem eigenen Herzen, nicht dauern müssen; ja, sie würde erlegen seyn, wenn nicht der ruhige Blick, den ihre Freundin unablässig auf sie heftete, sie kräftig unterstützt hätte.

„Ich will nicht untersuchen, Cousin," sagte sie ihm mit einer sehr gut erkünstelten Kälte, „woher die Täuschung floß, in der Sie mich in jener Nacht erhielten, als ich Sie so rührend um Vertrauen bat. Es mag Mitleiden mit mir, Großmuth von Ihnen gewesen seyn; genug, mir scheint es Verachtung. Ich weiß sehr wohl, Cousin, daß sich Ihr Herz wieder zu mir wenden könnte: doch Ihre Achtung hätte ich jetzt unwiederbringlich verloren; und wehe einem Mädchen, das dem Mitleiden des Mannes, der Gewohnheit, der Zeit die Liebe abbetteln soll, die nur Achtung, Vertrauen dem Herzen als Gerechtigkeit abfodern müssen!"

Ich schwöre Ihnen, Minette —

„Schwören Sie nicht, Herrmann; denn Sie würden dadurch meine Achtung verlieren. Nicht ich hatte Ihre Liebe, sondern jene Marie. Ich rang um Ihr Vertrauen; und Ihr Mitleiden versagte es mir. Sie sprachen Ihr eigenes Urtheil. Es wird mir gar nicht schwer, Ihre Hand aufzugeben, da ich Ihre Liebe und Ihr Vertrauen nicht habe. Die Achtung des Mannes, den ich einmal liebte, blieb das Einzige, was Werth für mich hatte. Ich bitte Sie, seyn Sie ein Mann, damit mir Ihre Achtung werth bleibe."

Sie gebrauchte die stärksten Waffen gegen ihn; doch Herrmann kämpfte mit eben so starken. Auf Erörterungen ließ er sich nicht ein; er wollte sie nicht überzeugen, sondern riß ihr Herz mit der süßen Gewalt seines Flehens, seiner Zärtlichkeit, seiner gerührten Stimme an sich, heftete wehmüthige Blicke auf sie, beschwor sie, nannte sie mit den zärtlichsten Nahmen, die er ihr in den Stunden der süßesten Schwärmerei ge-

gegeben, erinnerte sie an alle die schönen Augenblicke der Vergangenheit, an alle die schönen Bilder, die sie sich von ihrer Zukunft gemahlt hatten. Minette fühlte die steigende Gewalt, die er nach und nach über sie gewann. Schon wurden die Schläge ihres Herzens leiser, und ihre Stimme milder; schon zerfloß ihr Auge in sanfteren Thränen. Nun warf sie ängstlich einen Blick auf ihre Freundin, um in deren Augen zu lesen, ob sie wohl nachgeben dürfe. Bewegungslos stand diese da, den ruhigen ernsten Blick auf Minetten geheftet; ihr Auge schien zu fragen: wie? du wankst? Minette warf sich ihr in die Arme, und sagte schluchzend: „entscheide du!"

Ich? erwiederte Lucie. Der Herr von Bärburg muß selbst entscheiden. Doch nur Vertrauen kann sein und dein Herz retten. Nur das höchste Vertrauen, Herr von Bärburg; das höchste von beiden Seiten.

Lucie fühlte das innigste Mitleiden mit ihrer Freundin. Sie sah, daß diese nach und nach in dem Kampfe ermattete, und

daß die Liebe siegte. Nun wünschte sie, daß Beide sich wieder vereinigen möchten, und sie glaubte in Ernst, daß nur das höchste Vertrauen von beiden Seiten das könnte. Minettens Brust flog vor Entzücken, als sie Lucien wehmüthig lächeln sah, und die neue Hoffnung aus ihrem Munde hörte. Herrmann streckte ihr, wie seinem Schutzgeiste, die Arme entgegen. O, rief er: retten Sie mir meine Minette! Ich will alles, alles!

Nun denn, sagte Lucie eifrig: Sie täuschten in jener Nacht Minetten; Sie liebten Marien, und — lieben Sie noch? — (Herrmann stand an; er fühlte, das dürfe er nicht gestehen.) —

„Vertrauen, Herrmann; Vertrauen!" rief Minette, ängstlich und freudig zu gleicher Zeit.

Herrmann sagte stockend: ja, ich liebte sie, und — ich liebe sie noch.

„Er hat entschieden!" sagte Minette stolz, sich abwendend.

Entschieden? riefen zu gleicher Zeit Herr-

mann und Lucie, mit einer Bewegung nach Minetten. Diese wendete das glühende Gesicht zu ihnen. „Ich hoffe, Cousin, Sie achten, wenn auch nicht mich, doch mein Geschlecht genug, um zu wissen, daß von diesem Augenblicke an alle Verbindung unter uns abgebrochen seyn muß. Sie lieben mich nicht. Nach diesem Geständnisse kann ich unmöglich noch ein Wort von einer Verbindung mit Ihnen anhören. Wenn Sie mich nicht genug achten, um nunmehr ganz zu schweigen, so achte ich mich doch genug, um nichts mehr zu hören!" — Mit diesen Worten ging sie aus dem Zimmer.

Herrmann und Lucie sahen einander erstaunt an; doch begriffen sie in demselben Augenblicke, daß jetzt alles vorbei war. Minette ließ Herrmannen ersuchen, Grundleben bald zu verlassen. Er fuhr wie betäubt zurück. Aus dem Gemische von Hoffnungen, Schmerz und Scham konnte er nichts deutlich entwickeln. Das Einzige, was er dachte, war der Entschluß, seiner Tante Sonnenstein den ganzen Vorfall unverhohlen zu

entdecken. Sie lächelte. „Lieber Neffe, Alles durften Sie sagen, nur das nicht.“ — Er bat um Rath. — „Ich bin Minettens Mutter, und — eine Frau; ich kann Ihnen nicht rathen.“

Herrmann verließ Grundleben, bezog aber ein Landhaus in der Nachbarschaft, mit dem Entschlusse, ruhig den Ausgang abzuwarten.

Minettens jungfräulicher Stolz war in seiner vollen Stärke erwacht; den größten Schmerz hatte sie überwunden: was noch zu thun übrig blieb, war nur ein Spiel. Sie hatte sogar in manchen bittern Stunden Herrmannen halb in Verdacht, daß sein ganzes Benehmen nur Ziererei gewesen sey, und selbst gegen Marien war sie mißtrauisch. Um Gewißheit zu bekommen, ging sie nach Ronnbergen; doch sobald sie nur Mariens reines Auge sah, verschwand ihr Argwohn gänzlich. — Bei einem Spaziergange in das Wäldchen brachte sie durch eine sehr natürliche Wendung das Gespräch auf Bärburgen. Marie wurde schnell bewegt; doch

nur einen Augenblick: dann setzte sie die Unterredung mit der vorigen Ruhe fort. Minette nannte ihren eigenen Nahmen. Ohne alle Anstrengung fiel Marie lobend ein; doch wurde sie immer bewegter, als Minette bei diesem Gegenstande blieb.

„Wie ist mir denn?" sagte Minette, mit dem Entschlusse, den Augenblick der Entdekkung herbeizuführen: „es scheint mir ja, als bewegte Sie dies Gespräch, liebe Marie?"

So darf ich Sie desto zuversichtlicher bitten, es zu endigen. Die letzten Augenblicke, die ich mit Ihnen habe, sind mir zu theuer, als daß ich sie an einen unnützen Schmerz verschwenden möchte. Die letzten sind es; denn übermorgen reise ich nach Holland ab.

„Uebermorgen?" fragte Minette bestürzt, und faßte Mariens Hand. „Uebermorgen? Ich glaube, von Ihnen selbst gehört zu haben . . ."

Daß ich länger hier bleiben würde? Ja, das war meine Absicht; aber eine strenge Nothwendigkeit drängt mich. — Sie sagte das ruhig und fest.

„Und ist nichts im Stande, Sie hier zu halten, Marie? nicht meine Liebe, nicht dieses Herz voll Vertrauens?" — Sie warf sich an ihre Brust.

Ich muß! Nichts darf mich halten; ich muß.

„Und Bärburg," hob Minette auf einmal an, „ist der Verlobte des Fräuleins Sonnenstein! (Marie verbarg ihre Bewegung in einer Umarmung.) „Und was pocht denn dieses Herz so schmerzlich, liebe Marie? Es pochen mehr Herzen so! Diese Braut — bin ich!"

Sie? rief Marie, und trat einen Schritt zurück; dann aber sagte sie zärtlich: Bärburgs Verlobte muß nur von der Wonne ihrer Liebe reden.

„Auch an diesem Herzen, das so laut bei seinem Nahmen pocht? an diesem Herzen, auf das die Entzückungen der seligsten Liebe warten?"

Fräulein, das ist grausam! sehr grausam! O, wenn ich von nun an nie einem Menschen wieder traute: wer wäre daran Schuld?

„Ich nicht, Marie; Herrmann ist dein!"

O, das ist grausam! rief Marie, die Arme emporstreckend. Aber, hob sie auf einmal mit ganz verändertem Tone an: mein Fräulein, was giebt Ihnen das Recht, alles, was Sie wollen, von mir zu glauben? Nun ja, der Herr von Bärburg lernte mich kennen, und zeigte einige Neigung zu mir.

„Er liebt dich noch, theure Marie, er liebt dich noch. Ich weiß das aus seinem eigenen Munde."

Von ihm selbst? Sie haben mich so grausam, so vielfach getäuscht, mein Fräulein, daß es mir wohl erlaubt ist, das zu bezweifeln. Er hat die Achtung jedes Mädchens verloren, wenn er Ihnen das sagen konnte. Ich bitte Sie flehentlich, lassen Sie uns abbrechen. Und hat er es Ihnen gesagt, so giebt Ihnen das kein Recht, mich in Ihre Sache zu verflechten. Mit Einem Worte, Fräulein: ich liebe den Herrn von Bärburg nicht.

„O Marie, verzögere den Augenblick des Glückes für uns Alle nicht! Ich habe ihn verloren, Marie; und du . . ."

Und ich? und ich? Fräulein, wenn Sie ihn so verloren haben, so müßte er auch mich verlieren, selbst, wenn ich ihn geliebt hätte. Aber ich habe ihn nicht geliebt, und ich reise.

Hier näherte sich Jemand, und Marie stand auf. Es war Schmidts, der Marien aufsuchte, und der, als er Minetten erblickte, in solche Bestürzung gerieth, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

„Sie wundern sich," sagte Minette kalt, „Bärburgs Braut in der Gesellschaft seiner Geliebten zu finden. Ich bitte Sie, Herr Schmidts, und Sie, Marie: hören Sie mich an. Was ich zu sagen habe, sind nur wenige Worte."

Marie wollte nicht; doch Schmidts beredete sie, zu hören. Minette erzählte die Begebenheit mit Herrmann ganz ruhig. Sie berief sich auf dessen Briefe an Schmidts, verschwieg nicht, daß sie Herrmannen geliebt hätte, und erzählte dann, wie er dahin gebracht worden wäre, ihr zu gestehen, daß er Marien noch liebe. „Und nun, Herr Schmidts, frage ich Sie, habe ich ihn nicht verloren?"

Ich sehe das noch nicht, Fräulein. Warum könnten Sie, die Sie so viel verzeihen wollten, nicht auch das noch verzeihen?

„Herr Schmidts, Sie verstehen sich auf das weibliche Herz nicht. Marie, Sie sind ein Mädchen, wie ich. Er sagte mir, daß er Sie liebt. Habe ich ihn nun nicht auf immer verloren? O, sagen Sie: dürfte ich je meine Augen zu ihm aufschlagen?" — (Marie schwieg, und sah bebend zu Boden.) „Also ich habe ihn verloren. Und nun, Marie, wende ich mich zu dir. Willst du mir die einzige Freude, die mir noch übrig bleibt, deine Hand in Herrmanns Hand zu legen — willst du mir die nicht gönnen? Er wies mich ab; er erniedrigte mich. Soll ich mich nicht wieder aufrichten dürfen? Stolz darf ich wieder vor ihn hintreten, wenn ich ihm sagen kann: nimm aus meiner Hand Marien; sie liebt dich! Marie, willst auch du mich verstoßen, wie er?"

Nein, gewiß nicht! sagte Marie herzlich, und sie umfassend. Aber — Vertrauen gegen Vertrauen: ich liebe ihn nicht.

„Nicht?“ rief Minette aufspringend. „Großer Gott! du liebst ihn nicht? O, entsetzlich! Marie! Herr Schmidts! Wie! du liebst ihn nicht?“

Ich liebe ihn nicht; und dadurch wird alles ganz anders. Meinen Sie nicht, Herr Schmidts? Jetzt haben Sie ihn nicht verloren, Fräulein!

„Gott Lob, Marie, daß du das hinzusetzest! Ich habe ihn verloren; auf immer verloren. Du zwingst mich, Marie! Ich will dir das größere Opfer bringen. In drei Tagen bin ich mit einem Manne verlobt, den ich nicht liebe. Ich habe ihn verloren; denn ich will es so. Vielleicht würde ich noch glücklich, Marie; du verlangst aber, daß ich unglücklich seyn soll, und ich will es seyn. Dann schlage seine Hand aus, dann sey er unglücklich, du und ich, wir alle! Du willst es so.“

Fräulein, sagte Marie ruhig, muß ich Ihre Sklavin seyn, weil Sie großmüthig sind? Ich liebe ihn nicht. Habe ich nicht dasselbe Recht, wie Sie, meine Hand einem

Manne zu verweigern, den ich nicht liebe? Ich bitte Sie, edles, großmüthiges Mädchen, mir zu glauben.

„Es wäre schrecklich, wenn ich Ihnen glaubte: nicht wahr, Schmidts? Aber warum hätte ich denn das Gegentheil geglaubt? warum Herrmann selbst? und warum Sie, Herr Schmidts? Nein, Sie lieben ihn. Doch — mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin in drei Tagen mit einem Manne verlobt, den ich nicht liebe. Dann reisen Sie, Marie, und seyn Sie stolz auf eine Tugend, die uns Alle unglücklich machte! Ich bin so fest entschlossen, wie Sie. — Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Schmidts."

Fräulein, sagte Schmidts; und das ist Ihr fester Entschluß?

„Fest, wie der Sinn dieses kalten Mädchens. Schrieb nicht einmal Herrmann etwas Aehnliches von ihr? Ja, jetzt erinnere ich mich. Sie bestraft ihn, weil er einmal nicht an ihr Wort geglaubt hat. Mir brach er sein Wort; und ich wollte ihn glücklich machen! — Kommen Sie!"

Fräulein, wenn das Ihr fester Entschluß ist, so ... Marie, Sie lieben Herrmannen, und — ich kenne das Fräulein. Es ist unbarmherzig, das Schicksal eines Menschen auf das eitle Spiel einer zu strengen Tugend zu setzen. Ich glaube, Marie, das Fräulein hat Recht, und Sie ...

O Gott! rief Marie, wie begeistert; lassen Sie mein Herz brechen, wenn denn eins brechen muß, und erhalten Sie das schöne Herz dieses Engels! Ich bin gefaßt, ich war es schon vorher; gewiß, ich war es. Wird er nicht das Herz lieben, das für ihn brechen wollte? O, kann er mich lieben, wenn er hört, was sie für ihn that?

„O, du liebst ihn! du liebst ihn!" rief Minette, und warf sich in ihre Arme. „Marie, meine Marie! bist du nun seine Braut?"

Ich bin es, sagte Marie, in Thränen zerfließend. Aber, Minette, diese Wonne ist ein tödtlicher Schmerz! O, was thue ich! was sage ich! —

„Nun habe ich den schönen Augenblick

erreicht, wo ich ihn glücklich machen kann! An deinem Herzen, Marie, wird er meinen Nahmen mit Freude nennen. Und nun eile! Die Stunden fliegen. Ich zittre, daß ein feindliches Schicksal noch einmal zwischen euch treten könnte."

Minette sagte, wo Herrmann zu finden wäre, und bat Herrn Schmidts, daß er ihn herschaffen möchte.

Schmidts zuckte die Achseln. „Heute? in Ihrer Gegenwart? Fräulein, Sie machen ihn glücklich; aber Sie wollen ihn auch erniedrigen.

„Bin ich erniedrigt?" fragte Minette edel; „ist Marie erniedrigt? Nein, ich fühle mich stolzer, als je. Ich will seine Hand in diese Hand legen, und wenn er sich erniedrigt fühlt, so ist er das nicht werth, was wir für ihn thaten. Sagen Sie ihm nichts! O, sehen Sie, wie jetzt Mariens Gesicht wieder die Gluth der glücklichen Liebe färbt, und die ängstliche Hoffnung der alles entscheidenden Minute! Eilen Sie! Wir gehen nach Hause."

Minette

Minette riß den todtenbleichen Schmidts und die ängstlich zitternde Marie mit ihrer Begeisterung fort; sie wollte, und die Andern gehorchten.

Schmidts fuhr zu Herrmannen, und fand ihn auf seinem Zimmer in tiefen, melancholischen Gedanken. Kommen Sie, wie Sie sind, lieber Herrmann! sagte er.

Herrmann runzelte die Stirn, und hob an: „ich will Ihnen erzählen . . .“

Im Wagen; nicht eher! —

Unterweges erzählte Herrmann, doch fast in einer starren Betäubung, die Augen auf den Boden geheftet, ohne auf den Weg zu achten. Schmidts hörte kaum; denn er war mit der seligen Minute beschäftigt, der er seinen Freund entgegen führte, und mit einem stillen Schmerze, der sich im Innersten seines Herzens regte.

Als der Wagen in Rottnbergen hielt, und Schmidts ausstieg, war es Herrmannen, als ob er das Haus erkennte; doch er dachte sich dies nicht deutlicher, als bis er auf einmal vor Marien und Minetten stand.

Minette ging ihm rasch entgegen, und umarmte ihn. „Herrmann," sagte sie, „ich liebe dich dennoch; und auch du sollst mich lieben." Sie nahm Mariens Hand, und legte sie in die seinige. „Nimm sie, Herrmann; nimm die Geliebte aus den Händen der Liebe."

Er hielt Mariens Hand, ohne etwas zu begreifen; es schien ihm alles nur ein Traum. Marie stand schweigend da, mit schneeweißem Gesicht, mit ängstlich pochender Brust.

„Herrmann!" sagte Minette; „Marie ist dein! sie liebt dich!"

Jetzt begriff er endlich. Er sank vor Minetten auf die Kniee, sagte: o, du ...; und nun verbarg er das bleiche Gesicht an ihrem Knie. Sie hob ihn auf, führte ihn zu Marien, und sagte: „Marie, was hast du mir versprochen!" Marie hob die zitternden Arme, legte sie um Herrmanns Schulter, drückte dann die Lippen sanft auf seinen Mund, und sank nun ohnmächtig in seine Arme. Das belebte ihn wieder. Er drückte Marien an seine Brust, an seine Lippen. Seine hei-

ßen Thränen, seine heißen Küsse erweckten auch Marien; und nun erfüllte ein allgemeines, begeistertes Entzücken alle Herzen. Alle waren glücklich, alle fühlten sich erhaben. „Bist du nun glücklich, Herrmann?" fragte Minette. —

Glücklich! selig! antwortete er: glücklich, weil sie mein ist, glücklich, weil du sie mir gabst; stolz auf den Besitz ihres Herzens, stolz auf den Besitz des deinigen, Minette! O, welch ein Augenblick! der schönste, der größte meines Lebens!

„So wollt' ich dich, Herrmann! Ich bin deiner werth, und habe dich nicht verloren. Du liebst mich, wie deine Marie."

Minette, du bist die Glücklichste von uns allen. O Marie! und du? du?

Marie hob die schönen blauen Augen in Thränen zu ihm auf, und es brach ein tiefer Seufzer aus ihrem Herzen, aus ihren Lippen. Mit diesem Seufzer war ihr Bund auf ewig geschlossen.

Minette verließ mit Schmidts das Zimmer. Die Liebenden waren nun allein, und

hefteten die trunkenen Blicke auf einander. Es ist kein Traum! sagte Herrmann, und riß Marien an sein Herz. Sie hängte sich noch fester an ihn, als wollte das Schicksal sie wieder von ihm reißen.

Erst nach Stunden legte sich der wilde Tumult des schnellen, hohen Entzückens. Man erzählte, fand nun alles ganz natürlich, und wußte nicht zu begreifen, wie es anders hätte kommen können. Aber dennoch warf sich bald Herrmann, bald Marie mit heißer Dankbarkeit in Minettens Arme.

Endlich kam Mariens Muhme, und erfuhr das Glück ihrer Verwandten. Ihr sehr umständlicher Glückwunsch kühlte die Gluth der Entzückten. Die Muhme wurde abgerufen, weil Jemand sie zu sprechen verlangte. Man war nun ruhiger, und sprach von der Zukunft, von Minettens Eltern.

Mitten im Gespräch öffnete sich die Thür, und die Muhme trat mit dem Rittmeister Bärburg in das Zimmer. Sie zeigte auf Marien, und sagte: das ist meine Verwandte, Mamsell Schuygens.

Und Ihre Nichte, lieber Oheim! setzte Minette freundlich hinzu.

„Hm!" sagte der Rittmeister, heftig erschreckend, und Minetten betrachtend: „was wissen Sie denn davon? Ich frage: was wissen Sie davon, Nichte Minchen? Und — was macht Ihr denn hier? wie seyd Ihr hierher gekommen? Was . . . — Hört, ich hätte mit der Mamsell wohl ein Paar Worte allein zu reden."

Lieber Oheim, erwiederte Minette; etwas Wichtigeres wohl schwerlich, als was wir mit ihr zu reden haben. Aber, Sie fragen ja nicht einmal, wie sie Ihre Nichte ist?

Der Rittmeister öffnete den Mund, schwieg aber wieder, und sein Blick wurde immer ängstlicher. „Nichte! Nichte!" sagte er endlich, und stieß sein Rohr fest auf den Boden. „Das ist nicht wahr! Das muß ich wissen. Die Mamsell hat geplaudert; und das ist nicht recht!"

Alle sahen den Rittmeister verwundert an, der sogleich wieder mit Blicken voll Lie-

be und Rührung vor Marien stand, eine Thräne in den Augen zerdrückte, und dann sagte: „ja, ich habe mit der Mamsell noch etwas zu reden. Aber damit Sie, liebes Minchen, nicht glauben, daß ich mich scheue, so will ich es lieber gleich hier abthun. Ihre selige Mutter hieß — nicht wahr? — hieß Reichhelm, und heirathete nachher Herrn Schuygens?"

So ist es, antwortete Marie.

Er heftete einen Blick voll Liebe auf Marien. Dann wendete er sich schnell an Minetten: „aber darum kann man sich doch irren, Nichtchen!"

Mein Vater . . . — hob Marie an.

Der Rittmeister unterbrach sie schnell: „still, still, liebes Kind! Ihr Vater, glauben Sie mir, er war mein Herzensfreund; und daß ich seine Tochter endlich aufgefunden habe — denn sehen Sie, liebes Kind, ich bin in Hamburg gewesen, und seit vier Wochen suche ich Sie überall. Ihre Tante in Hamburg hat mich endlich hierher gewiesen. Daraus aber, Nichte Minchen — mer-

ken Sie Sich das! — folgt nichts, ganz und gar nichts."

Folgt, lieber Oheim? sagte Minette. Daraus soll auch nichts folgen; aber . . .

„Nichts, gar nichts." Nun wendete er sich wieder zu Marien. „Wie gesagt, Ihr Vater, mein Herzenskind, war mein Freund, und, sehen Sie, mir stehen die Thränen in den alten Augen. Ich habe in Hamburg viel Gutes von Ihnen gehört; und . . ." — er wischte sich einmal über das andre die Augen — „ich hoffe, noch rechte Freude an Ihnen zu erleben: denn wenn ich die klaren Augen ansehe, so ist es, als könnte ich Ihnen in's Herz hinein blicken; und da glaube ich denn . . ."

Sie ist das edelste Mädchen, das die Erde trägt, sagte Schmidts.

Der Rittmeister blickte auf Schmidts hin, und erkannte ihn nach einem kurzen Besinnen. „Ah, lieber Herr Schmidts! nun erst kenne ich Sie. Es ist betrübt, daß ich mich auf Ihr Gesicht besinnen mußte; denn mein seliger Bruder sagte auf seinem

Todbette ein großes Wort von Ihnen: daß Herrmann Ihnen alles, was er wüßte und werden könnte, schuldig wäre. Ich habe Ihnen das noch nicht verdankt. Ja, es ist betrübt, daß ich es noch nicht thun konnte." Seine Augen schwammen in Thränen; und alle Andern fanden sich seltsam gerührt. „Nun, wir wollen einmal so thun, als ob . . ." — Er reichte Herrmannen und Minetten die Hand; dann nahm er Marien in die Arme. „An deinem Herzen, mein Kind," sagte er äußerst gerührt: „nein, du sollst mir nicht entgehen; du nicht, wie die Andern! Aber, wie seyd Ihr denn mit der Mamsell bekannt geworden?"

Lieber Oheim, wir wundern uns über Ihre Bekanntschaft mit ihr. Die Mamsell ist Herrmanns Braut.

„Herrmanns Braut? Nichte, Sie wollen mich alten Mann zum Besten haben, das seh' ich. Aber, in ernsthaften Dingen lasse ich nicht mit mir spaßen."

Nein, Herr Rittmeister, sagte Schmidts: es ist so. Herrmann und Mamsell Schuy-

gens sind Verlobte. — Der Rittmeister blieb starr vor ihm stehen.

Ich sagte Ihnen ja gleich, fiel Minette ein, sie wäre Ihre Nichte. Der Rittmeister suchte sich zu fassen; doch man sah, daß er sich vergebens anstrengte. „Dabei habe auch ich ein Wort mitzureden!“ brachte er endlich mit gebrochenen Tönen hervor. „Das ist nichts, das kann in alle Ewigkeit nicht seyn!“ Seine Stellung wurde drohend, sein Gesicht glühete, sein Auge funkelte. Herrmann trat, mit der Ruhe eines Mannes, an Mariens Seite. Der Rittmeister sah ihn an. „Ich weiß, was du damit sagen willst. Du willst den sehen, der dir das Mädchen nehmen soll. Aber, mein Sohn — o, Gott gebe dieses Mal meinem Munde Ueberredung! Was könnte ich dagegen haben, Herrmann? Aber Gott, Gott, hat etwas dagegen. Sie wird deine Frau nicht. Ich alter Mann stehe hier mit zitternden Händen, und muß erst hindern, was nimmermehr geschehen darf. Glaube mir, sie wird deine Frau nicht!“ — Schmidts,

Minette und Marie standen zitternd bei diesen prophetischen Tönen; doch Herrmann hielt lächelnd und ruhig Mariens Hand. „Heiliger Gott!" rief der Rittmeister: „ich darf nicht reden; er muß mir glauben. Herrmann, glaube mir, sie kann deine Frau nicht werden!"

Sie wird es, sagte Herrmann fest; und wenn sie mich liebt, so wird sie es noch heute, so wird sie es diesen Augenblick. — Er nahm seinen Hut.

Bebend rief der Rittmeister, mit aufgehobenen Armen: „Herr, deine Gerichte sind gerecht! Herrmann, Herrmann!" — Herrmann ergriff Mariens Hand, und wollte sie aus dem Zimmer führen. „Sie ist deine Schwester!" sagte der Rittmeister nun mit Tönen der leisesten Wehmuth, der tiefsten Trostlosigkeit.

Alle ergriff ein starres Schrecken. Der Rittmeister streckte seine Arme nach Herrmannen aus, und dieser sah ihn grollend von der Seite an. Ich will deutlich sehen, Herr Rittmeister, sagte er heftig: ganz

deutlich sehen, was mir bis jetzt eine Fabel scheint.

„Unmensch, glaube diesen Thränen, diesem Zittern! glaube dem Tode auf meinen Lippen, in meinem Gesichte! Meinst du denn, ich könnte deine Eltern beschuldigen . . .?"

Ich muß deutlich sehen; deutlich! sage ich Ihnen. — Marie lag, kaum noch athmend, in Schmidts Armen. Der Rittmeister zog mit zitternder Hand ein Papier hervor, und gab es Herrmannen. Dieser las, erblaßte immer stärker, und hauchte dann leise hervor: o, meine Schwester!

Ist er mein Bruder? fragte Marie; und ein schöner Purpur färbte ihre bleichen Wangen. Sie breitete die Arme aus, den Bruder zu umfangen; doch die Arme sanken kraftlos nieder, und sie verdeckte das Gesicht, das sich mit Schamröthe übergoß.

Sie nehmen mir, sagte Herrmann; und Sie geben mir! O Marie, meine Schwester! — Sie gab ihm die Hand, und sagte zärtlich: mein Bruder! Nun warf sie die leuchtenden Blicke auf den Rittmeister. O,

Sie geben mir! denn ist es nicht das, warum ich noch heute betete? Mein Bruder, erkenne die Hand der ewigen Liebe, und den geheimen Wunsch unsrer Herzen. Mein Bruder! Ja, ich habe dich früher erkannt, mein Bruder!

Meine Schwester! sagte jetzt Herrmann, das lächelnde Gesicht zu ihr hin wendend. Beide öffneten die Arme, und drückten Herz an Herz, nicht Lippe an Lippe.

Jetzt warf sich Marie an Minettens Brust. Auch du, meine Schwester! meine Schwester! Schweigend und hocherröthend stand Minette in ihren Armen. Herrmann warf einen Blick auf Minetten, und hob ein Gespräch mit dem Rittmeister an, um ihn zu fragen, ob die Begebenheit bekannt werden dürfe; doch der Rittmeister konnte, bei seiner großen Bewegung, ihn nicht einmal hören, viel weniger ihm antworten.

Die beiden Mädchen verließen das Zimmer. — Minette, hob Marie an, darf ich etwas sagen?

Minette drückte den Mund auf ihre Lippen. O Marie, ich bitte dich, schweig!

Aber, Minette, versprich mir, wie ich dir versprach: wenn die Zeit . . . wenn die Liebe . . .

O, Schwester! sagte Minette; schweig! Ich erröthe, ich glühe, daß ich nicht Nein sagen kann. Ueberlaß es der Zeit! —

Sie kamen wieder in das Zimmer. Der Rittmeister umfaßte Marien, auf deren Tugenden Schmidts ihm eine Lobrede gehalten hatte, mit großer Zärtlichkeit. „Ich muß fort," sagte er dann. Er umarmte Herrmannen, und flisterte ihm dabei zu: „was du gelesen hast, ist unser heiligstes Geheimniß." Herrmann und Schmidts nahmen ihre Hüte. Minette, die verlegen da stand, foderte ihren Wagen. Man ging still, anscheinend kalt, aus einander, jeder mit geheimen Hoffnungen, und der Rittmeister mit tiefer Wehmuth im Herzen. Marie sollte fürs erste noch bei ihrer Verwandten bleiben, und Minette mußte dem Rittmeister versprechen, von dem, was heute vorgegangen sey, zu Hause nichts zu erzählen.

Im Wagen sagte der Rittmeister vor

sich: das war der betrübteste Tag meines Lebens! O, mein Bruder, mein Bruder! ich habe dir nicht Wort gehalten! Aber konnte ich es? Gott Lob! du hast nicht erlebt, daß dein Sohn der Zeuge deiner — Schwachheit wurde!

Als der Rittmeister in jener Nacht, da er die Tante aus dem Hause schickte, den Brief seines Bruders las, übermannte ihn der Zorn so gänzlich, daß er ein versiegeltes Papier übersah, welches mit in dem Couverte lag. Er wollte das Geständniß seines Bruders nicht zum zweiten Male lesen. So oft er das Papier wieder erblickte, sagte er immer: o, mein Bruder! und schob es auf die Seite. Doch endlich nahm er es einmal wieder in die Hände, und fand nun ein versiegeltes Blatt. Er erbrach es. Sein Bruder bat ihn darin, für seine Tochter zu sorgen, und gab ihm auch Anweisungen, auf welche Weise sie vielleicht zu finden wäre. Noch stand in dem Blatte die Bitte, daß er Sonnensteins und seinem Sohne die ganze Begebenheit verschweigen möchte.

O, mein Bruder! sagte er; sie soll m e i-n e Tochter seyn. Schnell überfiel ihn nun der Gedanke, in welchem Elende die Tochter seines Bruders vielleicht leben könnte. Er klingelte, ließ packen und anspannen. Als vorgefahren war, traten so eben Rohr und sein Sohn in das Zimmer.

Sieh da, Bruder Bärburg! sagte Rohr; da ist mein Junge wieder — ein wenig von der Sonne verbrannt; aber — brav hat er gethan! Hier hängt der Beweis davon: der Orden. Philippine erblaßte. Des Rittmeisters Gesicht erheiterte sich, und er umarmte den jungen Mann mit großer Zärtlichkeit. „Bruder Rohr," sagte er nun, den Orden doch mit einem triumphirenden Lächeln betrachtend: „ich hoffe, dein Sohn hat auch über der S e e l e einen Orden hangen, den kein König geben kann, sondern nur das eigne Gewissen! Indeß auch d i e-s e r ist mir lieb; den andern, denk' ich, hat meine Tochter."

Der junge Mensch beugte sich tief vor Philippinen, die in reiner Unschuld vor ihm

stand. Er fing an, dem Rittmeister den Vorfall zu erzählen, bei welchem er den Orden bekommen hatte. Der Rittmeister hörte mit Vergnügen zu; doch, als der Wagen vorfuhr, sagte er: „ich muß fort, Bruder Rohr, auf ein acht Tage, denk' ich. Ich muß! — Philippine! Du könntest mir vorher noch deine Liebe beweisen." (Er heftete die zärtlichsten Blicke auf seine fromme Tochter, die bleich und zitternd da stand.) „Ich reise, mein Kind, um eine Tochter aufzusuchen. Laß mich noch vorher einen Sohn gefunden haben! Philippine, laß mich mit Freudenthränen reisen!" Er faßte die Hand des jungen Mannes, und führte ihn auf seine Tochter zu. Unter Philippinen schwankte der Boden. Der Vater legte Beider Hände zusammen, und sagte sehr bewegt: „Gott segne euch, meine Kinder!" Philippine schwieg; der junge Rohr machte eine tiefe Verbeugung, halb dem Vater, halb der Verlobten. „Ich muß!" sagte der Rittmeister. „Bruder Rohr, laß die jungen Leute zusammen, daß sie einander erst näher

kennen

kennen lernen. Nach einigen Tagen komme ich zurück."

Was Teufel! Freund, Bruder, ist denn die Reise so nothwendig? Ich dächte, deine Tochter ginge vor.

„Die ich suche, ist auch meine Tochter. Ich bin in ein Paar Tagen wieder hier. — Sohn, ich habe dir viel gegeben! Ein Vater sollte das wohl nicht von seiner Tochter sagen. Aber warum nicht? Viel habe ich dir gegeben, mit der Hand hier: ein Engelherz, eine Seele, auf der nicht Eine Schuld liegt. Geld? daran laßt mich jetzt nicht denken; das steht in der Gewalt jedes Spitzbuben. Aber reich ist mein Mädchen, und wenn sie ihr Vermögen auch mit zehn Geschwistern theilen müßte. Nun, ich muß fort!"

Nur noch Einen Tag, Bruder Bärburg; Einen Tag, um Schwarz auf Weiß zu haben.

„Mein Wort ist Schwarz auf Weiß. Ich kann nicht länger warten. Die Tochter da ist glücklich, hoffe ich zu Gott; die

andre, die ich suche, weint vielleicht die bitersten Thränen."

Was du nur redest! Tochter suchen! . . . Einen Tag noch, sag' ich, um Lebens und Sterbens willen. Die Geldsachen wollen doch abgemacht seyn.

„Nimm es mir nicht übel, Bruder, in diesem Augenblicke, da ich deinem Sohne meine Tochter gegeben habe, scheint mir alles Geld der Erde eine elende Armseligkeit. Gott gebe ihnen etwas Besseres: Frieden, Liebe, Vertrauen! Wenn wir einmal eine langweilige Stunde haben, dann wollen wir schreiben und handeln. Laß das!"

Hier gab der junge Rohr seinem Vater unbemerkt einen Wink; und dieser schwieg.

Der Rittmeister fuhr ab. In der Stadt, wo Adele als Madame Reichborn gelebt hatte, erfuhr er nichts weiter, als daß ein Holländer, der späterhin nach Hamburg gezogen sey, sie geheirathet habe. Nun reiste er nach Hamburg, wo er aber Madame Schuygens nicht antraf. Als sie endlich zurückkam, erfuhr er nach vielen Fragen Ma-

riens Aufenthalt in Ronnbergen. Er überzeugte sich schon in Hamburg, daß diese Marie die Tochter seines Bruders wäre. Bei der ersten Zusammenkunft mit ihr mußte er das theure Geheimniß seines Bruders Preis geben; und das hatte ihn sehr weich gemacht. So weich, so still, so mit einer leisen, alles Harte in seinem Wesen auflösenden Wehmuth, kam er nach Grundleben, und fand — die Tante Isabelle. Diese Nachricht gab ihm seine Tochter, welche ihm, so wie sie den Wagen von fern erblickte, entgegen eilte.

„Gott vergebe mir!" sagte er, ohne eine Bewegung zum Aussteigen zu machen. „Weiß sie, daß ich komme?" — Nein. — „Nun, so sag ihr nichts. Ich will ganz leise auf mein Zimmer gehen und mich besinnen. — Das ist," sagte er, doch nicht in seinem gewöhnlichen rauhen Tone, „das ist der Teufel, dem wir alle die schöne Wirthschaft zu danken haben! Doch wer weiß," setzte er, die Hand auf seine Brust legend, hinzu, „ob sie so böse ist, oder ob sie nicht Buße gethan hat, oder,

in welchem Elende sie steckt. Nun, Gott vergebe ihr; ich will ihr vergeben. Vergieb auch du mir, Bruder, daß ich deine letzte Bitte nicht erfüllen konnte!"

Er ging nun in das Gesellschaftszimmer, und fand da die Tante in dem prächtigsten Anzuge, von Brillanten und Perlen übersäet. Mit einem Gesichte voll triumphirender Bosheit kam sie ihm entgegen. Gott hat sich meiner angenommen, mon neveu. Ich hoffe, Sie werden Theil an meinem Glücke nehmen. Der junge Reichborn starb, und schnell hinterher auch sein Vater. Ich bin die Erbin des ganzen, beinahe fürstlichen Vermögens. Jetzt, hoffe ich, werden meine Verwandten mich besser behandeln; denn ich kann mit meinem Vermögen thun, was ich will.

„Lassen Sie uns vergessen, Tante!" sagte der Rittmeister in seiner jetzigen weichen Stimmung. „Also die Reichborns sind hin? Das bedaure ich."

Die Tante warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, weil sie in dieser Aeußerung Neid

sah. — Es verhielt sich so, wie sie sagte. Sie war eine Stiefschwester von des Rittmeisters Mutter, und so fiel die unermeßlich reiche Erbschaft nur an sie. So wie sie die Nachricht von Reichborns Tode erfuhr, entstand in ihrer Seele auch der Wunsch, Rache an dem Rittmeister zu nehmen, und vorzüglich an Philippinen, die ihr vielleicht noch verhaßter war, als der Vater. Wie das ja oft so geht — im Besitze eines sehr großen Vermögens, wurde sie auf einmal geitzig. Sie fuhr nach Grundleben, um dort zu glänzen, zu triumphiren, sich zu rächen, aber zugleich auch, um zu sparen. Mit ihr kam ein Fräulein Reichborn, ein armes, verlassenes Geschöpf, das in dem Reichbornschen Hause erzogen war, und das sie, nach dem Testamente des Verstorbenen, bis zur Verheirathung bei sich behalten mußte. Durch Winke, sie werde das Mädchen zu ihrer Erbin einsetzen, hatte sie die Unglückliche zu einer Sklavin aller ihrer Launen gemacht, und nahm sie nun mit nach Grundleben, um durch sie den Rittmeister schrecken zu

können. Rache war ihr Wunsch; doch einen Plan hatte sie noch nicht.

Philippine nahm sie freundlich auf, ob sie gleich vor ihr zitterte. Isabelle ärgerte sich schon in der ersten Minute, daß sich Philippine ihr und ihrem großen Reichthume nicht zu Füßen legte; und noch erbitterter wurde sie, da Philippine sich mit so vieler Festigkeit ihrer Tyrannei entzog, auf ihre Erzählungen von ihrem Reichthum, auf alle Drohungen, sie zu enterben, gar nicht achtete. Philippine wußte kaum, was die Tante eigentlich von ihr wollte. Sie hatte mit einem tiefen Schmerze zu kämpfen. Rohr war ihr Verlobter, und sie fühlte ihr Herz nicht allein kalt gegen ihn, sondern, seitdem sie Braut war, hatten die jugendlichen Empfindungen für den Gespielen ihrer Kindheit sogar neue Stärke bekommen. Sie konnte sich nicht enthalten zu vergleichen: den artigen, höflichen, unterthänigen, und doch dabei so kalten Rohr, gegen den begeisterten, kraftvollen, festen, männlichen Erhard. Daß sie das that, hielt sie selbst für

unrecht; denn sie konnte nicht Einen Fehler an Rohr finden, der ihre Empfindungen gerechtfertiget hätte. Sie war nicht glücklich; doch nur die einsame Nacht sah ihre Thränen, hörte die Seufzer ihres wunden Herzens. Sobald sie, auch nur mit ihrer theuren Mutter, in Gesellschaft war, hatte sie Kraft genug, den Schmerz in ihre Brust zu verschließen, ja Ruhe in ihrem Gesichte und sogar ein Lächeln zu erzwingen; und mehr foderte zum Glück Niemand von ihr.

Rohr, als ihr Verlobter, brachte mehrere Tage hinter einander in ihrem Hause zu, und nannte sie: meine theure Philippine, oft auch noch vertraulicher; in seinem Betragen war aber immer etwas Fremdes, als wisse er, daß Philippine ihn nicht liebe, oder als fühle er, daß er ihrer nicht werth sey. Die Haltung zwischen beiden Verlobten war recht anständig: Rohr sprach mit jedem Dritten sehr feurig von den Vollkommenheiten seiner Braut, von seinem unaussprechlichen Glücke; Philippine von ihm mit der zarten Achtung, die sie ihrem künftigen Ehemanne schuldig

zu seyn glaubte. Auch die Tante hielt Beide für glücklich; und wenn ihr nun Philippine auch nicht verhaßt gewesen wäre: wie hätte sie Glückliche sehen können, ohne das Glück derselben von sich abhängig machen, oder es stören zu wollen!

In Rohrs Betragen gegen die reiche Tante war augenscheinlich das Bestreben, ihr seine Ehrfurcht zu bezeigen. Er machte sich zum Sklaven aller ihrer Launen, und wurde, wenn er es insgeheim konnte, ihr Schmeichler. Die Tante gab ihm nun von fern einige Hoffnungen zu ihrem Vermögen. Sie schimpfte auf Herrmannen, sagte sehr bestimmt, daß sie ihn enterben würde, wenn er Minetten heirathete, und schalt auf Philippinen wegen ihrer wenigen Ehrerbietung gegen sie. So brachte sie heraus, was noch niemand gemerkt hatte, daß Rohr nur Philippinens Vermögen liebte. Schlechte Menschen erkennen einander ja leicht!

Sobald sie das wußte, woran sie eigentlich nie gezweifelt hatte, sah sie eine Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Rache, die

durch Philippinens Gleichgültigkeit gegen sie immer brennender geworden war. Sie fing an zweideutig von des Rittmeisters Vermögen zu sprechen, besonders gegen den alten Rohr, der ihr nun noch viel unverschämter schmeichelte, als sein Sohn. Genug, die Tante hatte an allen Beiden Menschen gefunden, die sich, um ihres Reichthums willen, völlig von ihr abhängig machten. Das bemerkte endlich sogar auch die gute Philippine, besonders da der alte Rohr, unter dem Schein eines väterlichen Vertrauens, unaufhörlich in sie drang, sich um die Liebe der Tante zu bewerben.

Sie haben Recht, mein liebstes, schönstes Kind, sagte er: es ist an der Tante Isabelle nicht ein gutes Haar; und wäre sie nicht so reich — aus dem Hause mit ihr! Aber, goldnes Pinchen, Sie sind ja so tugendhaft, so sanft und so klug, daß Sie leicht einsehen werden, wir müssen den alten Drachen streicheln, bis er einschläft und wir sein Geld haben. Nicht wahr, mein goldnes Kind? — Von dem alten Rohr konnte Philippine so

etwas wohl lächelnd, mit einem leichten Nichtachten, anhören; doch anders war es, wenn ihr Verlobter fast aus eben dem Tone redete. Es schmerzte sie, daß der Mann, dem sie ganz angehören sollte, so verächtlich dachte. Sie schwieg zwar; doch sie vergalt ihr unangenehmes Gefühl mit einer verdoppelten Geringschätzung des Reichthums ihrer Tante. Diese verdoppelte denn dafür auch ihren Haß. Sie sagte ganz laut, daß sie Philippinen enterben würde, doch nur zu Rohr dem Vater und seinem Sohne, nicht mehr zu Philippinen selbst, weil diese ihr jedes Mal mit einem sehr gleichgültigen Lächeln erwiederte: Tante, Sie sind vollkommen Herr über Ihr Vermögen; und das Fräulein Reichborn hat auch viel nähere Ansprüche, als wir. — Die Rohrs warfen sich ihr beinahe zu Füßen; und nun setzte sie boshaft hinzu: des Rittmeisters Vermögen sey durch tolle Verschwendung an Arme, Nothleidende und Freunde schon sehr zusammengeschmolzen. Sie führte Details an, die den alten Rohr aufmerksam machten, und

sprach in räthselhaften Ausdrücken, die ihn ängsteten, zumal da ihm auch die Tochter einfiel, die der Rittmeister suchte.

„Tausend Sapperment!" rief er: „meine Gnädigste, meine Allergnädigste! Sie setzen mir da einen Floh in's Ohr. Ein lustiger Cumpan war der Rittmeister sein Lebetage: ernsthaft wohl, und edel; aber insgeheim mochte doch zuweilen etwas passiren. Auch theilte er immer den letzten Groschen mit jedem. Tausend Sapperment! Sie helfen mir auf etwas. Er hatte da so einen Liebeshandel. Und jetzt sucht er eine Tochter. Das ist mir aufgefallen."

Eine Tochter? und er sucht sie? Hahaha! — Ja, mein lieber Rohr! Wie war es denn? wo sucht er sie? Eine Tochter?

„Der Teufel! ich habe ihn gar nicht weiter gefragt; denn, sehen Sie, meine Gnädigste, man muß sich mit ihm in Acht nehmen."

Die Tante fragte weiter, sann nach, setzte zusammen, und behauptete endlich: der Rittmeister habe eine natürliche Tochter, und werde gewiß sein Vermögen theilen.

„Den Teufel auch! Was gehen einen Vater die natürlichen Töchter an! Nein, das fürchte ich nicht. Er weiß ja, so etwas hat wenig oder nichts zu bedeuten."

Hahaha! O, trauen Sie dem nur! Den gehen alle Menschen an. „Sie kennen ihn noch nicht, lieber Rohr; ganz und gar nicht.

„So schlag der Teufel d'rein!" — Aber Schulden, meine Gnädigste, hat das Gut hier nicht, auch nicht einen Pfennig: das weiß ich ganz bestimmt."

Da wissen Sie mehr als ich. Hm! ja, Sie können Recht haben. Hahaha! Ich will nichts sagen, gar nichts. Mein Neveu hat immer die Kunst verstanden, reich zu scheinen. Wenn indeß einmal Sonnenstein und der Sohn des Präsidenten wollen, so werden Sie wohl anders reden.

„So schlag der Teufel d'rein!" rief Rohr wieder; und eine Stunde nachher ging er mit seinem Sohne, in einem sehr lebhaften Gespräche, die Allee auf und ab.

Vater und Sohn machten Philippinen

sehr nachdrückliche Vorstellungen in Betreff der Tante. Philippine wurde ernst, und erwiederte: nicht für alle Schätze der Welt werde ich je ein Wort sagen, das ich nicht so meine. —

Das Mädchen ist eine Närrin, mein Sohn! sagte der alte Rohr nachher. Aber Schulden hat der Rittmeister nicht, das soll mir die Tante nicht weis machen. Hast du das Mädchen erst, so laß ihn nur mit Töchtern kommen! Dann haben wir auch ein Wort mit zu reden.

Noch in der schmerzlichen Empfindung über Rohrs Eigennutz traf Philippine auf ihre Tante. Diese warf ihr Gleichgültigkeit vor, und drohete: lieber will ich mein Vermögen Kirchen und Schulen vermachen, als Euch, Ihr undankbaren Seelen!

„Ich wollte, Sie hätten das schon gethan, gnädige Tante, damit Sie endlich einmal aufhörten zu drohen.“ Das sagte Philippine mit einem stolzen Blicke, und ließ die Tante stehen. Jetzt war die Tante wüthend, und sagte ganz öffentlich, daß Fräu-

lein Reichborn ihre Erbin seyn sollte. Rohr wollte sie besänftigen; doch vergebens. Sie blieb bei dem, was sie gesagt hatte, zeigte aber dem jungen Manne, mitten in dem Zorne über seine Braut, viel Wohlwollen, und ließ ihn deutlich merken, daß sie ihm ihr Vermögen gönne.

Wenn die Alte, sagte der Vater, das gewiß machen wollte, dann, mein Sohn . . . dann — Die Reichborn ist hübsch, und die Alte ein Geitzteufel; sie wird gewiß noch mehr zusammen scharren! Und — die Tochter, die der Rittmeister sucht, liegt mir schwer auf dem Herzen. Noch Eins, mein Sohn, kann ich dir jetzt wohl sagen: Philippine liebt dich nicht; das seh' ich offenbar. Und wer weiß, ob die Sache mit dem jungen Sonnenstein so ganz vorbei ist. Die alte Isabelle sagt Nein; und ihre Jungfer auch. Der Vater hat an dem Mädchen einen Narren gefressen. Die Pastor-Witwe, die bei ihm so viel gilt, paßt uns auf die Finger, wie falschen Spielern. Wie man eine Hand umdreht, kannst du um deine

Braut, um deine Fortüne seyn. Auf allen Fall — was kosten dir ein Paar Schmeicheleien, die du der Reichborn sagst!

Der Sohn fand diesen hingeworfenen Gedanken so übel nicht. Er wendete sich ganz heimlich, verstohlen, an die Reichborn. Die Tante merkte es, und befahl nun dem Fräulein, dem jungen Rohr freundlich zu begegnen. „Wer weiß," sagte sie, „was noch geschehen kann! Ich würde dich recht gut, recht warm setzen!" —

So stand es, als der Rittmeister wieder zu Hause kam. Die Tante hatte es in ihrer Gewalt, sich an Philippinen zu rächen, sie eifersüchtig zu machen, oder sie ganz um ihren Geliebten zu bringen, wenn sie fortführe, sich gleichgültig gegen sie zu betragen.

So wie der alte Rohr den Rittmeister nur sah, fragte er auch schon: nun, Herzens-Bärburg, hast du gefunden, was du suchtest? die Tochter, oder — wie soll ich sagen?

„Tochter!" antwortete der Rittmeister im wehmüthigen Andenken an seinen Bru-

der. „Tochter, so gut, wie hier diese! Ich habe sie gefunden, und hätte sie beinahe gleich mitgebracht; doch jetzt . . ." — Er sah die Tante an.

Wessen Tochter denn? fragte diese lächelnd. Das klingt ja sehr räthselhaft. Wessen Tochter?

„Eines Mannes, den ich liebte, wie mich selbst. Eine Mamsell Schuygens aus Holland." Er bemerkte die lauernden Blicke der Tante, und setzte daher ganz kalt hinzu: Rohr, du mußt dich des Schuygens noch erinnern; er war Capitain unter dem Holländischen Freicorps.

Einerlei, Bruder, wenn's nur so ist. Schuygens? Hatten sie nicht Hellblau und Gelb? Bei Dings da standen wir . . .

„Recht!" sagte der Rittmeister abbrechend, und begrüßte nun Augusten. Es schien ihm, als hätte diese ihm etwas zu sagen; er gab ihr daher einen Wink, und führte sie auf sein Zimmer. Hier fragte Auguste ängstlich: lieber Herr Rittmeister, kann

die

die Heirath Ihrer Philippine gar nicht wieder zurückgehen?

Der Rittmeister erschrak, und war verlegen. „Nein,“ sagte er endlich; „Rohr hat mein Wort, meinen Handschlag, und auch das Wort meiner Tochter. (Auguste zuckte die Achseln, mit einer sehr betrübten Miene.) „Nun?“ fragte der Rittmeister.

Jetzt habe ich nichts zu sagen.

„Den Teufel auch, liebste Frau! Auf Ihrem Gesichte steht ein ganzes Register von Unglücksfällen. Ehe mein Kind unglücklich werden soll — denn wenn Sie ein Laster wüßten von dem Bräutigam, oder einen Schurkenstreich — einen Jugendstreich verzeihe ich — Nur heraus mit dem, was Sie wissen! Lassen Sie mich nicht länger auf der Folter!“

Ich weiß nichts, lieber Herr Rittmeister, gar nichts. Aber — Vater und Sohn wollen mir nicht gefallen.

„Paperlapap! Der Vater ist ein jovialischer Mann, und freilich wohl geradezu, aber dafür auch grundehrlich.“

Herr Rittmeister, wenn Sie nur nicht das Schicksal Ihrer guten Philippine in böse Hände legen! — Sie erzählte ihm, was sie bemerkt hatte.

Er seufzte. „Aber," sagte er, „so etwas könnte man am Ende von jedem Menschen sagen. Ich habe mich bei dem Regimente erkundigt. Rohr hat überall das beste Zeugniß; er ist brav und rechtschaffen. Das Uebrige steht in Gottes Hand. Mein Wort hat er; und er ist der Sohn meines Freundes, meines Retters."

Er ist ein Schmeichler, Herr Rittmeister; und — kann ein Schmeichler ein guter Mensch seyn?

Das ist ein Satz aus Büchern, liebe Auguste; aus dem wirklichen Leben nicht. Der junge Mensch hat sich durch die Welt drängen müssen. Das macht höflich; und Höflichkeit sieht in hundert Fällen aus, wie Schmeichelei. Ich hoffe, er wird nicht um seines Vortheils willen schmeicheln." So sagte der Rittmeister, um sich selbst zu beruhigen; denn Augustens sichtbare Aengstlich-

keit erfüllte sein Herz mit Furcht, mit Ahnungen von Unglück. Er faßte seinen künftigen Schwiegersohn näher ins Auge, und nun schien es ihm selbst so, als wäre dessen Charakter zweideutig. Unter der Hand erkundigte er sich wieder bei dem Regimente nach ihm; doch er hörte nur Lob. Rohr hatte nie eine Strafe erlitten, war pünktlich im Dienst, bescheiden, höchst sparsam, höflich, aller Menschen Freund. Das Einzige, was man ihm vorwarf, war rauhe Härte gegen seine Untergebenen.

„Das ist schlimm," sagte der Rittmeister; „unterthänig gegen die Obern, hart gegen die Untern! Sparsamkeit in der Jugend mag auch wohl nur selten eine Tugend seyn. Nun, Gott wird ja helfen! Ich kann nichts weiter thun." Aber doch zog er noch andre Nachrichten ein, durch die er ängstlich wurde: man hielt den jungen Rohr für hochmüthig, falsch, habsüchtig. „Stille nur, liebe Auguste!" sagte er; „Philippine muß davon nichts erfahren!"

Ueber Philippinen selbst und ihre Ver-

muthungen von ihr, sagte Auguste kein Wort; der Rittmeister glaubte daher ganz treuherzig, daß der junge Rohr die Neigung seiner Tochter gewonnen hätte. Rohr versicherte das, und Philippine widersprach nicht. „Er liebt sie!" sagte der Rittmeister; „und wenn sie ihn nun nicht zu einem guten Manne macht, so ist es ihre eigne Schuld." Das alles konnte aber doch eine geheime Angst in seinem Herzen nicht unterdrücken; vielmehr wurde diese immer größer, je öfter er mit beiden Rohrs zusammen war. Der Alte brachte das Gespräch so oft, ohne alle Veranlassung, auf des Rittmeisters Vermögensumstände, und wollte sie so gern recht genau kennen lernen, daß diesem ganz angst dabei wurde. „Aber," sagte er, „es ist ja nur der Vater; der Sohn liebt das Mädchen, und denkt anders."

Allein nun hörte er die Schmeicheleien, mit denen der Sohn die Tante fast betäubte. Seine Angst wurde immer drückender; doch er verbarg sie jedem, und besonders seiner Tochter. Auch Philippine verbarg dem

Vater ihre schmerzlichen Empfindungen, die immer zunahmen, je näher sie ihren künftigen Gatten kennen lernte.

Die Tante hielt jetzt den Rittmeister und Philippinen für so glücklich, und Beide waren so weit davon entfernt sich vor ihr zu demüthigen, daß ihr Haß gegen sie sich immer mehr vergrößerte. Fürchterlich wurde er aber, als endlich eine vollkommne Versöhnung zwischen allen Mitgliedern der Familie erfolgte.

Hierzu gab Herrmann die Veranlassung. Er besuchte eines Tages den Rittmeister, und bat ihn um ausführliche Nachrichten von Marien. Niemand wußte, mit wem der Rittmeister sich eingeschlossen hatte. „Da lies!" sagte dieser, mit Thränen in den Augen, und gab dem jungen Manne seines Vaters Brief. Herrmann las, und die Augen gingen ihm über. Der Rittmeister trat zu ihm hin, und küßte ihm die Thränen von den Wangen.

Jetzt erkannte Herrmann die Unschuld seines Oheims. Er sprang auf, beugte sich

auf seine Hand, und sagte: o, mein Vater!

„Mein Sohn! rief der Rittmeister: o, mein Sohn! So habe ich dich wieder? Nein, nein! sage nichts weiter! Wir verkannten einander Beide. Aber, glaube mir, ich habe dich immer geliebt."

Und Sonnensteins verkennen Sie noch, mein edler Oheim. Darf ich aufrichtig reden? Man wirft Ihnen Härte vor.

„Da hat man Recht, Herrmann. Ich bin rauh, eigensinnig, und, fürchte ich, zuweilen hart. Habe ich nicht die Tante mitten in der Nacht zum Hause hinaus geworfen?"

Lieber Oheim, sie ist ein Ungeheuer; ich könnte sie in diesem Augenblicke erwürgen!

„Nun, siehst du? Gerade so ging es mir. Ich las in der Nacht deines Vaters Brief; und in eben der Nacht mußte sie fort. Es war aber doch hart! Kein Mensch wird das begriffen haben, und reden durfte ich nicht."

Lieber Oheim, Sie sind vollkommen ge-

rechtfertigt! sagte Herrmann; und nun gingen Beide Arm in Arm zu den Uebrigen. „Hier," sagte der Rittmeister mit Augen, in denen Freude funkelte: „Philippine, das ist mein Sohn Herrmann, meines Bruders Sohn."

Cousine, sagte Herrmann, mit Entzücken das schöne Mädchen betrachtend — daß ich Sie so spät kennen lerne, ist eine Schuld, die ich mir nie verzeihen werde. Ihr edler Vater . . .

„Was hast du mir versprochen, Herrmann!" unterbrach ihn der Rittmeister. „Der da ist der Bräutigam meiner Philippine." Herrmann verbeugte sich mit Anstand; Rohr fast bis zur Erde. Und ich, rief Isabelle, bin deines Vaters Tante und Wohlthäterin, die sein Glück gegründet hat; und du, du bist ein Ungeschliffener, daß du dich so wenig um deine nächsten Verwandten bekümmerst. — Herrmann sah ihr so kalt und so verachtend in die Augen, daß ihr die letzten Worte auf der Zunge erstarben.

Cousine — so wendete sich Herrmann lächelnd an Philippinen; Sie haben noch eine Jugendfreundin, Minetten, die mir wohl tausendmal gesagt hat: sie sollten Philippinen nur kennen! Jetzt kenne ich Sie; und der fremde Blick, mit dem Sie mich, einen so nahen Verwandten, betrachten, ist meine Strafe!

„Nun fort, fort!“ sagte der Rittmeister; „schaffe mir Marien!“ —

Herrmann ging, und schickte aus Sonnensteins Hause, wo er schon einige Male wieder gewesen war, einen Wagen nach Ronnbergen. Die Eltern wußten gar nicht, was sie aus ihm und Minetten machen sollten. Diese war, mehr beschämt, als betrübt, zurückgekommen, und hatte ihre Mutter, die mit Fragen in sie drang, gebeten, die Entwickelung ihres Schicksals der Zeit zu überlassen. Sie blieb bei ihrem Schweigen, und die Mutter drang nicht weiter in sie. Herrmann kam in einer Geschäftsangelegenheit, und behandelte Minetten mit der zarten Achtung eines Freundes. Sie war in seiner

Gegenwart ängstlich, und auch Herrmann zeigte sich nicht so freimüthig und offen, wie sonst; aber bei dem allen merkte man an Beiden keine Spur von Unwillen oder Reue. Er suchte sie nicht auf, und sie floh ihn nicht. Ihre Herzen waren augenscheinlich in Bewegung; doch in welcher? das blieb den Eltern ein Räthsel. Auch heute kam Herrmann, nach seinem Besuche im Bärburgischen Hause, und sagte sogleich: „Lieber Oheim, der Rittmeister ist ein sehr edler, sehr humaner Mann, von dem zartesten Herzen. Seine Rauhheit wohnt nur auf seiner Zunge."

Es ist gut, erwiederte Sonnenstein, daß du so von ihm denkst. Auch ich habe ihn nie für böse gehalten.

„Böse? Sein Herz ist voll der sanftesten Humanität. Mein Vater hatte Unrecht; der Rittmeister war unschuldig."

Es wäre doch seltsam, wenn wir ihn so gänzlich verkannt hätten!

„Und doch ist es so; denn . . . Wenn ich nur reden dürfte!" — Er erröthete, und Minette mit ihm.

Ihr Beiden müßt ein sonderbares Geheimniß mit einander haben, das Euch so freundlich und so feindlich gegen einander macht.

„Feindlich?" fragten Beide: „feindlich gewiß nicht!"

Darf ich denn, fragte Sonnenstein, wohl erfahren, was dein Vater seinem Bruder zu leide gethan hatte, das einen so langen Haß verdiente?

„Haß? O, der sanfte, gütige Oheim! Nur ein langer zärtlicher Schmerz war es, was ihn von meinem Vater trennte. Ich, ich sage Ihnen, lieber Oheim, der Rittmeister hatte gar keine Schuld; mein Vater war der Schuldige, oder — das Opfer einer höllischen Bosheit. Mir, dem Sohne, können Sie glauben."

Gewiß, Herrmann, dir glaube ich. Aber — des Rittmeisters mannigfaltige Rohheiten; z. B., daß er die Tante mitten in der Nacht zum Hause hinausgeworfen hat.

In eben der Nacht, lieber Oheim, hätte ich, in des Rittmeisters Stelle, die Tante

erwürgt, wie eine Klapperschlange, die mir Weib und Kind getödtet hätte. — In eben der Nacht erfuhr der Rittmeister aus einem Briefe meines Vaters die höllische Bosheit des abscheulichen Weibes. Ja, ich hätte sie in dieser Nacht mit den Zähnen zerreißen können, wie ein Kannibal. (Sein Gesicht glühete.)

Pfui, Herrmann! sagte die Frau von Sonnenstein.

Tante, Sie wissen nur nicht . . . Dieser Teufel war auf dem Wege, uns Alle zu verderben! Mich hat die Furie an den Rand des entsetzlichsten Elendes geführt; unser Aller Herzen hat sie durch ihre Bosheit zerrissen! O, wäre mein Oheim nicht, so stände ich jetzt vielleicht verzweifelnd vor Ihnen; und Minette . . ." — (Minette zerfloß in Thränen) — „Minette," fuhr er schneller fort, sich ihr zu Füßen werfend — „theure Minette: habe ich dich ewig verloren?" Es lag etwas Gräßliches in Herrmanns Tone. Beide Eltern waren, von diesem Tone ergriffen, aufgesprungen; und auf einmal en-

digte er so zärtlich zu Minettens Füßen. Minette blickte ihn an, schlug die Augen nieder, blickte ihn wieder an, und — sank in seine Arme.

Der Wechsel war so schnell, daß beide Eltern unwillkührlich lachten. Die Liebenden versicherten aber ganz ernsthaft, daß sie dem Rittmeister ihr Glück zu verdanken hätten, und daß er der edelste Mann sey.

Mehr, sagte Sonnenstein, kann ich ihm nicht zu verdanken haben; und so wollen wir uns auf morgen bei ihm anmelden lassen. —

Er schrieb dem Rittmeister ein Billet; und schon eine Stunde nachher kam dieser mit Philippinen. In seinem weichen, herzlichen Tone lag Versöhnung. Er klagte sich selbst an; zugleich bat er aber Sonnensteins, nicht zu ihm zu kommen, so lange die Tante bei ihm wäre. „Sie muß bald fort," setzte er hinzu, „und wenn sie so reich wäre, wie Salomon." Er stellte seine Tochter als Braut vor, und Sonnenstein that eben das mit seiner Minette.

„Von wem? von wem?“ — Sonnenstein zeigte auf Herrmann; und der Rittmeister blickte sehr bedenklich auf diesen.

Herrmann sagte: lieber Oheim, Sie kennen die Geschichte meines Herzens nicht. Ich bin glücklich, und schuldlos.

Auf dem Rückwege entspannen sich in Philippinens Seele Gedanken, die eben nicht vortheilhaft für ihren Bräutigam waren. Guter Gott! dachte sie; warum kam diese Stunde nicht ein Jahr früher! Dann war ich gerettet. Jetzt erst überfiel ein bitterer Schmerz ihre Seele, jetzt, da sie sah, wie leicht es gewesen wäre, eine Versöhnung zwischen beiden Familien zu bewirken, jetzt, da sie ihren Vater und Sonnensteins sagen gehört, wie weh ihnen die Feindschaft gethan, und wie oft sie gewünscht hätten, daß sich ein Vermittler finden möchte. Ihr Vater hatte sogar die Mißhandlung erwähnt, die er dem jungen Sonnenstein zugefügt; und Sonnensteins Antwort war gewesen: eine Kleinigkeit, lieber Schwager. Es war Ihnen etwas durch den Kopf gegan-

gen, irgend eine Laune; der Junge kam Ihnen zu unrechter Zeit in den Weg. Was bedarf es da erst noch einer Entschuldigung!

„Es war mehr als das, lieber Sonnenstein. Ich hatte den Himmel in meiner Seele; und Erhard warf mir — freilich unschuldig, wie ich Sünder dergleichen so oft erst hinterher merke — er warf mir einen Feuerbrand aus der Hölle in diesen Himmel. Das machte mich ungestüm. Ich kann die Sache nicht erzählen; denn sehen Sie nur, wie roth die da wird! Es war eine Kinderei, die ich zu hoch nahm. Nun, lassen Sie Ihren Sohn nur kommen; ich gebe ihm noch Genugthuung. Sie sollen wissen, daß ich mich immer nach ihm erkundigt habe, und die da auch. Er hat brav gethan, habe ich mit Vergnügen gehört." —

Dieses Gespräch drang tief in Philippinens Seele; ihre ganze schöne Kindheit mit allen den begeisterten Träumen trat aus dem Dunkel der Vergessenheit hell hervor. Als sie zu Hause war, ging sie, trotz dem

rauhen Wetter, in den Garten und an das Grab ihrer Mutter, um der Kinderei — wie ihr Vater die Scene am Tage ihrer ersten Communion genannt hatte — nachzudenken. Sie zerfloß in Wehmuth und Thränen, weil sie sich so unglücklich fühlte. Ihr Herz sagte ihr, daß sie Erharden noch liebte, doch jetzt anders, inniger, heißer, als ehemals. O, warum kam dieser Tag nicht ein Jahr früher! dachte sie diesen Abend fast unaufhörlich. — Auguste, die sich nach ihr umsah, überraschte sie in Thränen, die sie jetzt nicht mehr zu verbergen suchte. Beide sahen einander wehmüthig an, und schwiegen.

Die Tante wurde immer erbitterter, als sie die Versöhnung der beiden Familien erfuhr, und als sie sah, daß nur sie von dem Umgange mit Sonnensteins ausgeschlossen wurde. Sie hätte jetzt durch ihren prächtigen Schmuck so gern den Verdruß, den Neid der Frau von Sonnenstein rege gemacht, und drang daher bei ihrem Neffen darauf, daß die Familie eingeladen wer-

den sollte. Er schlug das förmlich ab; und nun schrie sie: das geschieht meinetwegen! — „Ihretwegen!" erwiederte der Rittmeister kalt.

Sie fuhr bei Sonnensteins vor, und Herrmann sagte ihr am Schlage der Kutsche sehr trocken: Sonnensteins verbäten sich ihre Besuche. Für diesen Schimpf foderte sie von dem Rittmeister mit furchtbarem Grimme Genugthuung. Er sagte kalt: „was geht das mich an!"

Ich verlasse Ihr Haus, und mein Vermögen bekommt die Reichborn, wenn Sie nicht mit dem Volke brechen.

„Fräulein!" sagte der Rittmeister mit dem alten Tone, den sie fürchtete: „geben Sie Ihr Vermögen der Hölle zu einem Teufels-Philanthropin. Mir gilt es gleich!"

Sie verließ sein Haus nicht; denn erst mußte sie die Rache ausüben, die in ihrem Herzen kochte. Der Rittmeister war in seiner geliebten Tochter am schmerzlichsten zu verwunden. Philippine liebte den jungen Rohr; also mußte ihre Verheirathung mit

ihm

ihm gehindert werden; und dazu brauchte sie den alten Rohr als Werkzeug.

Marie war bei dem Rittmeister angekommen, und er nannte sie Tochter, sie ihn Vater. Nun? sagte die Tante: sehen Sie wohl, Herr von Rohr? sehen Sie? Vergleichen Sie doch nur Philippinens Gesicht mit dieser Mamsell Marie. Daß sie seine Tochter ist, muß ja ein Blinder sehen! (Marie hatte wirklich auffallende Aehnlichkeit mit Philippinen.) Da geht die Hälfte des Vermögens hin! Und die andre Hälfte? Herr von Rohr, bringen Sie doch einmal den Rittmeister auf Mitgabe oder Erbschaft. Was sagt er denn da? Nichts, ganz und gar nichts. (Das war wieder richtig. So oft auch Rohr von der Mitgabe anhob, nie ließ sich der Rittmeister darauf ein; denn je deutlicher er nach und nach mit zunehmender Betrübniß merkte, daß die beiden Rohrs wirklich sein Vermögen im Auge hatten: desto verschwiegener war er über seine Umstände. Es sollte wenigstens den Schein behalten, daß Rohr sei-

ne Tochter aus Liebe geheirathet hätte.) Schuldenfrei, sagen Sie? Hahaha! O, über den leichtgläubigen Herrn von Rohr! Fragen Sie nur Sonnensteins, oder den jungen Bärburg! Die Versöhnung kommt nicht von ungefähr. Schon längst hätte Sonnenstein des Rittmeisters Gut sehr gern gehabt; und wir werden ja sehen, ob er es am Ende nicht bekommt.

Tausend Sapperment! rief Rohr; wenn das wäre! Aber, mein gnädigstes Fräulein, Philippine ist doch Ihre nächste Verwandte!

Auf mich darf sie nicht rechnen, Herr von Rohr; denn Sie sehen ja, wie man mich hier behandelt! Freilich, Ihr Sohn ist ein artiger junger Mensch, dem ich sehr wohl will, und mit dem ich auch Anfangs gute Absichten hatte; aber — so ist es nichts. Da ist die Reichborn; die liebt mich, und Eine Liebe ist der andern werth. An einem Manne wird es ihr nicht fehlen; denn eine Schenkung unter Lebendigen soll ihr mein Vermögen sichern.

Tausend Sapperment, meine Gnädigste!

Eine Schenkung? Und gegen meinen Sohn hätten Sie nichts?

Nichts, gar nichts! Vielmehr würde es mir recht lieb gewesen seyn, wenn die Sache sich hätte anders drehen und wenden lassen.

Meine Gnädigste, Sie sind, bei meiner Seele, die edelste Dame auf dem ganzen Erdboden. Aber mein Sohn ist gebunden: da sitzt der Teufel!

Fährt dem Rittmeister einmal eine Grille durch den Kopf, so bricht er ohne Umstände. Philippine, so verliebt sie auch in Ihren Sohn zu seyn scheint — ich wollte dafür stehen, daß bei ihr das Sprichwort eintrifft: alte Liebe rostet nicht. Ich habe Ihnen ja erzählt. Der junge Sonnenstein quittirt, wie ich höre. Seine Eltern haben die erste Hand zur Versöhnung geboten, und Philippine geht oft zu ihnen; Ihr Sohn aber wird nicht mit hingenommen. Nun frage ich: warum nicht? Der Rittmeister schiebt die Hochzeit seiner Tochter auf. Ich frage wieder: warum? Die Pfarrersfrau, die im

Grunde den Rittmeister und das ganze Haus regiert, hat etwas gegen Sie und Ihren Sohn: das, dächte ich, wäre mit Händen zu greifen! Und, Herr von Rohr, Sie sind blind, wenn Sie nicht sehen, daß der Rittmeister jetzt ganz anders gegen Sie gesinnt ist, als im Anfange.

Das sieht mir selbst so aus. Tausend Sapperment! Ich glaube, Ew. Gnaden können den Leuten in's Herz blicken.

Nun kommt der junge Sonnenstein; dann braucht man den ersten besten Vorwand, mit Ihnen zu brechen. Aber, Herr von Rohr, das Fräulein Reichborn ist zu gut, um das pis-aller zu seyn. Ich habe sie gewarnt; und nun wasche ich meine Hände in Unschuld. —

Das alles war so augenscheinlich, daß Rohr gar nicht daran zweifeln konnte; und er wußte noch etwas Andres, was der Tante ganz unbekannt war. Philippine liebte seinen Sohn nicht. Daß sie mit dem jungen Sonnenstein ein geheimes Verständniß hätte, schien ihm ausgemacht. Die Ver-

söhnung, und der Umstand, daß der junge Sonnenstein gerade jetzt den Dienst verließ — alles traf, wie verabredet, zusammen. Du bist um deine Braut geprellt, mein Sohn, sagte der Vater. Wenn nur dem alten Drachen mit der Schenkung zu trauen wäre, so machtest du Linksum. Auf allen Fall — man kann doch nicht wissen — mach dich ein wenig an die Reichborn, ein wenig mehr, als bisher. Die Alte ist dir gewogen. Am Ende sagen wir: du hättest Philippinens Abneigung gegen dich gemerkt, und es für unrecht gehalten, ihr Herz zu zwingen.

Rohr machte sich an das Fräulein Reichborn, und die Tante ließ in Philippinens Gegenwart einige Anmerkungen darüber fliegen. Diese dachte lächelnd: ach, wenn das doch wäre! Die Tante hielt dieses Lächeln für einen Triumph ihrer Sicherheit, für Spott. Nun bekamen das Fräulein Reichborn und der junge Rohr ihre Rollen.

Unter diesen Umständen herrschte denn fast bei Jedem im Hause Mißtrauen und

Verdruß. Der Rittmeister war in sich gekehrt. Philippine, die das bemerkte, zeigte ihm eine stille Heiterkeit; so hielt er denn doch wenigstens seine Tochter für glücklich, ob er gleich von ihrer Verbindung mit dem eigennützigen, geldsüchtigen Rohr nicht viel Gutes mehr hoffte. Er beschloß, sie sehr reich auszustatten, und bestimmte den nahen ersten Pfingsttag zu ihrer Hochzeit.

O, nur nicht diesen Tag! sagte Philippine im Ausbruch ihres Schmerzes, sobald sie allein war; nur nicht diesen Tag! Doch, sie konnte sich nicht überwinden, ihren Vater durch die Bitte um Aufschub zu betrüben. Rohr hatte nun keine Besorgniß mehr vor dem jungen Sonnenstein; auch erfuhr er zu seiner Freude halb und halb, wie der Rittmeister seine Tochter ausstatten, und was er ihr mitgeben wollte. Die Tante sah ihre Rache vereitelt, da Rohr sich nun sogleich von dem Fräulein Reichborn zurückzog. Sie stampfte mit den Füßen, und schlug bei jeder Veranlassung ihrer Jungfer in's Gesicht; denn der verhaßte Rittmeister und die ver-

haßte Philippine erreichten ja nun doch ihre Wünsche. —

Während dessen saß die arme Philippine einsam, in tiefen Schmerz verloren. Auguste, die finster neben ihr saß, und lange geschwiegen hatte, sagte endlich: ach, Philippine! — Nun ging die Unglückliche zu dem Grabmahl ihrer Mutter, und rief mit Tönen des Jammers: nur nicht diesen Tag! nur nicht diesen Tag!

Dann aber, Philippine, bist du entschlossen? fragte Auguste traurig.

Zu allem; nur nicht diesen Tag! —

Auguste ging zu dem Rittmeister, und bat ihn um Aufschub. „Hm! hm! warum?" fragte er; „das geht nicht!"

Nur diesen Tag nicht, Herr Rittmeister, bittet Ihre Tochter.

„Warum nicht diesen Tag? warum nicht? Eben diesen Tag habe ich aus guten Ursachen gewählt. Es muß ihr lieb seyn, an diesem Tage den Mann, den sie liebt . . ."

Den sie liebt? fragte Auguste, und hielt die nassen Augen auf dem Rittmeister fest: den sie liebt? O, daß Sie wahr redeten!

Der Rittmeister runzelte die Stirn. „Liebe Frau, Sie machen mir das Herz schwer, sehr schwer. Aber — sie liebt ihn. Ich habe ja Augen!"

Sie irren sich schrecklich, Herr Rittmeister. Doch — nur nicht diesen Tag! Er erinnert Philippinen an einen zu schönen Traum ihrer Jugend, der nun auf immer verschwunden ist! . . . Nur diesen Tag nicht, bittet Ihre unglückliche Tochter.

„Unglückliche?" sagte er, die Hände faltend, und sich abwendend. „Nun, so erbarme sich Gott! — — Ich will die Hochzeit aufschieben. Sagen Sie ihr das."

Unglückliche! Unglückliche! wiederholte er zehnmal hinter einander, und immer wurde sein Gram noch stärker. Jetzt kamen der Unglücksboten mehr. Marie sah ihn traurig an, und sagte: ich fürchte, lieber Vater, Philippine ist nicht glücklich! — Schmidts, der sich schon seit mehreren Wochen meistens in Grundleben aufhielt, sagte dasselbe. Der Rittmeister war ganz trostlos; doch, er wußte nicht los zu kommen, da die Verbindung förmlich erklärt war.

Er kündigte dem jungen Rohr den Aufschub der Hochzeit an. Dieser bat ihn mit erkünstelter Wärme, den Tag seines Glückes nicht weiter hinaus zu setzen; und der Rittmeister gerieth in die höchste Verlegenheit, da er keinen Grund für sein Zögern angeben konnte. Er wollte seinen künftigen Schwiegersohn nicht beleidigen; deshalb redete er so höchst räthselhaft, daß Rohr alles verloren glaubte, besonders da der Rittmeister nicht zu bewegen war, einen andern Tag zu bestimmen, und da Philippine sich mit Ernst und Kälte gegen ihn betrug. Der Rittmeister ging, um sich zu zerstreuen, oft zu Sonnensteins. Was war in Rohrs Augen natürlicher, als daß man auf Mittel sann, seine Verbindung rückgängig zu machen?

Vater und Sohn überlegten; denn die Tante, die ihren Plan, sich zu rächen, noch nicht aufgab, hatte ihnen wieder einige Winke gegeben. Rohr wendete sich aufs neue an sie; doch jetzt sagte sie stolz: das Fräulein Reichborn ist beleidigt. Allerdings habe ich

diese Verbindung gewünscht; aber ein Opfer sollen Sie mir und meiner Universal-Erbin nicht bringen!

O, wer redet von Opfer! Sie, großmüthigste, edelste Dame, Sie bringen ein Opfer, wenn Sie mir die Hoffnung geben, mit Ihnen in eine so nahe Verbindung zu kommen. Sobald ich Ihrer Güte gewiß bin, werde ich nicht anstehen, dem Rittmeister zu erklären, daß . . .

Auf meine Güte können Sie rechnen. Schreiben Sie an das Fräulein Reichborn. Einen entscheidenden Schritt müssen Sie thun.

Rohr überlegte; die Tante ließ aber einige Mal das Zauberwort: Schenkung unter Lebendigen, fallen. Nun küßte er ihr die Hände, und schrieb sogleich einen artigen Brief an das Fräulein. Die Tante übernahm es, ihn zu bestellen, und sagte lächelnd: davon braucht nicht eher etwas bekannt zu werden, als bis ich es wünsche. Und hiermit verspreche ich Ihnen das Fräulein und mein Vermögen. —

Nun habe ich meine Rache! dachte sie triumphirend, als sie wieder allein war. Jetzt verachtet meinen Reichthum, und mich! Nein, unbestraft durfte dieser Uebermuth nicht bleiben! Jetzt habe ich Vater und Tochter! —

Der Pfingsttag kam näher. Minette hatte unterdessen an ihren Bruder geschrieben, daß sie Herrmanns Braut wäre, und daß Philippine am ersten Pfingsttage den jungen Rohr heirathen würde. Erhard sagte, als er den Brief gelesen hatte: ist das die Treue, die sie mir geschworen hat? O, diesen Tag, gerade diesen, der unsre Liebe heiligte, diesen wählt die Treulose! — Er wollte sich beruhigen; doch es war ihm unmöglich, da in seinem Herzen die erste Leidenschaft noch immer glühete. Nach einigen Tagen nahm er Urlaub, und sprengte nach Grundleben, — nicht um Philippinens Heirath zu stören, sondern nur, um die Treulose noch einmal zu sehen, und ihr an dem Tage, da sie das Eigenthum eines Andern würde, vor die Augen zu treten.

Er kam am ersten Pfingsttage in Grund-

leben an, und schlich, in seinen Mantel ge- hüllt, ohne von Jemand bemerkt zu werden, an des Rittmeisters Gartenpforte. Sie wird sich heute nicht im Garten sehen lassen, dachte er; aber desto besser! Niemand soll erfahren, wie unglücklich ich bin; und sie am wenigsten. — So eben wollte er umkeh- ren und seinen Bedienten aufsuchen, der sein Pferd hielt; da erblickte er das Dach des Häuschens, worin Philippine mit ihrer Pflegemutter, an dem Grabmahl ihrer Mut- ter, gelebt hatte. O, sagte er jetzt, dort wohnte sie! dort saß sie an dem Grabe ih- rer Mutter, und dachte an mich!

Er sah umher, und da alles todtenstill war, so schlich er durch das Gebüsch dem Hause näher. Die Thür stand offen. Er trat leise hinein, und hörte Philippinens Stimme, aus dem Gewölbe, worin der Leichnam ihrer Mutter ruhete. Ihn durch- fuhr ein Todesschauer, und zugleich das Ge- fühl einer süßen Hoffnung. Er ging näher, und sah Philippinen, gerade eben so geklei- det, wie an dem Tage ihrer Einsegnung, an

dem Grabe ihrer Mutter knieen. O, meine theure Mutter! jammerte sie: du siehst den Schmerz deiner unglücklichen Tochter. An diesem Tage schenkte ich ihm, o ihm! die Lilie, als ein Pfand meiner ewigen Liebe. Ach, ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn noch! Doch, Mutter, mein Vater will, und ich lege diese Lilie auf dein Grab; ich weihe meine Liebe und mein Leben dem Tode.

Erhard hörte das mit dem höchsten Entzücken, und zugleich mit der trostlosesten Verzweiflung. „Philippine!" sagte er sanft. (Sie hörte nicht.) „Philippine!" rief er lauter. Sie wendete den Kopf, und sah in dem Dämmerlichte des Gewölbes den Geliebten in seinem weißen Mantel, der wie ein lichter Schein um ihn schwebte. — Mit Entsetzen sprang sie auf, und rief: o, der Geist meines geliebten Erhards!

„Ich bin es selbst," sagte Erhard mit sanfter Stimme. „Du liebst mich. Nun, Philippine, laß mich sterben! Ich bin glücklich!"

Philippine konnte sich nicht fassen; sie

begriff nicht, wie er hierher kam, und blieb von weitem, ihm die Hände entgegenstrekkend, stehen. O Gott! rief sie, wohin soll ich fliehen! Sind Sie es, Erhard? O, ich bitte Sie mit Thränen, verlassen Sie dieses Gewölbe.

Ich gehe, Philippine. Aber gieb mir die Lilie — zum Andenken an unsre unglückliche Liebe. Dann will ich gehen.

Sie reichte ihm die Blume mit zitternden Händen. Er nahm sie, faßte ihre Hand, und drückte sanft die Lippen darauf. Philippine sank, von Schmerz überwältigt, und ohnmächtig, an seine Brust. Er sezte sie auf das Grabmahl, und sagte: o du, die ich mehr liebe, als mich selbst! So bist du jezt noch einmal auf einen Augenblick mein! jezt, da dein Herz nicht schlägt! Ich drücke den Kuß des Abschieds auf deine kalten Lippen — den Kuß des Abschiedes, und den Schwur einer ewigen Treue! — Sie fing wieder an zu athmen. Dein harter Vater, fuhr er leise fort, macht mich unglücklich. Nun, du sollst mich nicht wiedersehen. Leb

ewig

ewig wohl. — Er legte sie sanft an eine Säule auf dem Grabmahl zurück, und ging, das bleiche Gesicht mit den Händen bedekkend. Nach einigen Minuten war er zu Pferde, und sprengte davon.

Nach ihm ging der Rittmeister, der unglückliche Vater, unentschlossen, ob er nicht den Liebenden und Geliebten zurückrufen sollte. Er war Zeuge der ganzen Scene gewesen. Mitleidig folgte er seiner Tochter, als er sie zu dem Grabmahl ihrer Mutter gehen sah, und verbarg sich hinter einem Schirme, wo er alles sah und hörte. Er bewunderte den edeln Jüngling, und ging finster zurück auf sein Zimmer. Hier sann er auf Mittel, seine Tochter zu retten; aber — konnte er sein Wort brechen? konnte es Philippine?

Als er in das Haus trat, kam ihm Rohr entgegen, und bat ihn, den Tag der Hochzeit zu bestimmen. Schweigend schüttelte der Rittmeister den Kopf; und auch Rohr schwieg nun mit einem zweideutigen Lächeln. Schmidts kam, und bat den Ritt-

meister um einige Augenblicke Gehör. Der Rittmeister schüttelte betrübt den Kopf. Schmidts redete von Marien, von seiner Liebe zu ihr, von ihrem Wohlwollen für ihn; und der Rittmeister sagte: „alle Welt ist glücklich; nur ich nicht!"

Oben auf dem Saale kam ihm die Tante mit einem wilden, tobenden Geschrei entgegen; sie verlangte Genugthuung, ohne daß er hörte, wofür. „Ach," sagte er, mit ungewöhnlicher Weichheit, „wenn es nur so etwas wäre; das ließe sich ertragen." Die Tante fuhr fort zu toben; er ließ sie stehen, und ging. —

Philippine erwachte, und wußte nicht, ob sie den geliebten Erhard wirklich, oder nur im Traum gesehen hatte. Als sie endlich ihre Lilie vermißte, konnte sie nicht mehr zweifeln. Ach, rief sie, die Arme emporhebend: er liebt mich; aber nun ist keine Rettung mehr! Zu spät, zu spät! Ich bin die Verlobte, die Braut eines Mannes, der meinem Herzen ewig fremd bleiben wird. Keine Rettung! Ja, ich will den langen, ewigen Schmerz geduldig ertragen!

Sie ging nach dem Zimmer ihres Vaters. Er nahm sie schweigend in seine Arme, und sagte mit bebenden Tönen: „Philippine, du bist unglücklich; und auch ich bin es. Laß uns muthig ertragen, was sich nicht ändern läßt!" Diese jammernden Töne erschütterten das gute Mädchen, und füllten ihr Herz mit einem Muthe, den der Mensch nur dann hat, wenn er das Leben für nichts mehr achtet. Ich bin entschlossen, mein Vater, sagte sie; setzen Sie nun einen Tag an, welchen Sie wollen!

Das jammerte den Vater noch mehr. „Mein Kind," sagte er: „ich weiß alles; der junge Sonnenstein ...! Jetzt ist es unmöglich! O, warum hast du nicht früher geredet!" Beider Schmerz wurde immer trostloser. Sie hielten einander still umarmt. „Fasse dich!" sagte der Vater. „Wenn er käme! Ich habe Sonnensteins einladen lassen; die Tante will ja auf ein Paar Tage verreisen. Fasse dich, mein gutes Kind! Du siehst, es ist nicht zu ändern."

Ich bin gefaßt, mein Vater! sagte Phi-

lippine groß und edel. Aber — wenn nur die Tante wirklich reist! —

Die Tante hatte herausgebracht, daß heute Sonnensteins kommen würden, und nun blieb sie, obgleich der Wagen schon vor der Thüre hielt. Sonnensteins kamen, und mit ihnen Erhard, dem Herrmann und Minette bei einem Spaziergange begegnet waren. Seine sonderbare Heftigkeit hatte Minetten aufmerksam gemacht; daher fing sie an, zu ahnen, zu rathen, zu fragen. Erhard mußte, um sein Geheimniß zu bewahren, mit nach Hause, und dann zu dem Rittmeister.

Die Tante glänzte, als sie nach einer halben Stunde in das Besuchzimmer trat, von Edelgesteinen, wie der Thron des großen Moguls. Der junge Rohr ging ihr mit Unterthänigkeit entgegen, und trat mit dem Fräulein Reichborn in ein Fenster. Philippine stand bleich, erschüttert, neben Minetten, die ihr mit Fragen zusetzte. Erhard wurde von dem Rittmeister mit Liebe, mit Zeichen großer Bewegung empfangen.

Rohr schrieb Philippinens augenscheinliche Bewegung dem Wiedersehen des alten Geliebten zu, die Tante der Eifersucht auf das Fräulein Reichborn: sie nahm es sehr übel, daß der Rittmeister Sonnensteins so freundschaftlich behandelte, und stichelte sehr boshaft. Er konnte aus seiner jetzigen Weichheit nur in den allerheftigsten Zorn übergehen. Philippine fürchtete, daß dies der Fall seyn möchte, und bat ihn daher leise, sich nicht zu ärgern. Er versprach es, lächelte seiner Tochter zu, und fing nun an, (was er noch nie gethan hatte) die Tante zu necken. Das kam sehr drollig heraus, so daß mehr als Einmal ein lautes Gelächter entstand.

Endlich sprang die Tante auf, und trat triumphirend in das Zimmer. Nun denn! rief sie; Neveu, ich desavouire Sie, da Sie es nicht besser wollen. Das Fräulein Reichborn wird meine Erbin; und zugleich erkläre ich Ihnen, daß sie Ansprüche auf die Hand des Herrn von Rohr hat.

Der Rittmeister und Philippine erblaß-

ten Beide. Erhard zitterte, und hielt sich an Herrmann. Die Tante triumphirte noch lauter, als sie die bleichen Gesichter sah. Reden Sie! sagte sie zu dem jungen Rohr, der sehr verlegen dastand. Du hast es nicht besser gewollt! so wendete sie sich, boshaft lächelnd, zu Philippinen, die ihr Gesicht auf Minettens Schulter gelegt hatte: ich habe dich gewarnt! Reden Sie, Herr von Rohr!

Rohr stammelte erröthend einige Worte, und schwieg bestürzt, als Jeder die Augen auf ihn heftete. Die Tante warf ihm einen wüthenden Blick zu; und nun sagte er: Herr Rittmeister, meine Lage war hier so ungewiß, Fräulein Philippine schien so wenig Neigung für mich zu haben, — (Hahaha! lachte die Tante spöttisch dazwischen) — daß ich es für das Beste hielt . . .

Für das Beste hielt? fiel die Tante ein. Man hat mich hier so oft und so schwer beleidigt, daß ich dem Herrn von Rohr mein Vermögen und die Hand des Fräuleins von Reichborn angetragen habe.

„Und, Rohr, Sie nahmen an?" fragte der Rittmeister mit bebender Stimme.

Ich war Ihrer Tochter so wenig gewiß, und meine Lage wurde so kritisch, daß ich . . . Sie werden verzeihen . . . daß ich . . .

„. . . daß Sie die Hand des Fräuleins annahmen?" fragte der Rittmeister dringend.

Ich konnte nicht anders! stammelte Rohr.

Jetzt warf sich Philippine vor der Tante auf die Kniee, und rief: o, liebe Tante!

Nichts, nichts! schrie diese. Es ist zu spät! Ich habe dich lange genug gewarnt!

„Tante, Tante!" rief der Rittmeister; und im Uebermaß seiner Freude knieete er neben seiner Tochter vor ihr nieder.

Die Tante rief, im Genuß ihres Triumphes: nichts, nichts! Warum haben Sie Sich nicht warnen lassen!

O, welches Glück! rief Erhard; und auch er knieete auf der andern Seite neben Philippinen nieder.

Es ist richtig! sagte Minette. Er liebt sie! ja, er liebt sie! — Und nun stürzte sie auf die Tante zu.

Philippine! rief Auguste mit Freudenthränen; o, mein gutes Kind, so wirst du dennoch glücklich!

„Er ist dein!" rief der Rittmeister; „du liebst ihn. O, Erhard, mein Sohn!" Erhard legte den Arm um die Geliebte, und Philippine rief mit Entzücken: Erhard! so bist du mein? Sonnensteins riefen: Gott segne Euch, Kinder! Nun sind alle unsre Wünsche erfüllt!

Rohr näherte sich, und sagte: das wußte ich wohl. Der Himmel beglücke Sie! Ich nehme meine Ansprüche zurück.

Das wußten Sie? rief die Tante. Das wußten Sie? Und Sie, Sie Geck, verschwiegen es mir? Reichborn, ich verbiete dir, jemals wieder ein Wort mit dem Menschen zu reden!

Rohr stand wie eine Bildsäule da. Endlich stammelte er: Sie haben mir versprochen, mein gnädiges Fräulein . . . — Aber sie hörte nicht, und warf nur Blicke des heftigsten Zornes auf die seligen Menschen, die einander umarmten, und süße Thränen

der höchsten Freude weinten. Auch sie brach nun in Thränen aus, doch nicht in Freudenthränen. Ihr Gesicht flammte; sie ballte die Hände, schluchzte, stampfte den Boden, und fluchte wüthend auf die glücklichen Menschen. Herrmann nahm sie kräftig bei der Hand, und sagte: Ihr Kutscher wird ungeduldig. Das ist kein Anblick für Sie.

Sie hängte sich in seinen Arm, und rief mit erstickter Stimme: Fräulein Reichborn!

Das arme Mädchen warf sich vor dem Rittmeister nieder, und bat ihn, sie aus den Händen der Tante, und von den Bewerbungen Rohrs, den sie verachte, zu retten. Der Rittmeister faßte ihre Hand, und sagte: „kommen Sie, liebes Kind; Sie gehören in diesen Kreis der Liebe!"

Geh, du Schlange! rief die Tante; ich enterbe dich! Rohr eilte ihr nach, bot ihr den Arm, und erinnerte sie an ihre Versprechungen. Begleiten Sie mich! befahl sie ihm; und er setzte sich zu ihr in den Wagen. Herrmann kehrte zurück in Minettens Arme.

„Holt den Pfarrer!“ rief der Rittmeister. „Drei Paare! und alle meine Kinder! Philippine, siehst du, daß ich den rechten Tag gewählt hatte? Holt den Pfarrer!“ — Holt den Pfarrer! rief jetzt auch Sonnenstein. — „Ordnet euch!“ fuhr der Rittmeister fort. „Marie und Schmidts! Philippine und Erhard! Herrmann und Minette! O, Gott sey Dank! Wer hätte glauben sollen, daß ein Teufel der Schutzgeist der Tugend, der Liebe und des Glückes werden würde!“

Ende.

Bei dem Verleger sind unter andern nachstehende Bücher zu bekommen:

Lafontaine, August, Familiengeschichten 4r bis 12r Bd. 14 Thlr. 12 Gr.

Auch unter folgenden Titeln:

— 4r 5r: Herrmann Lange. Neue Auflage. 8. 1800. 3 Thlr. 8 Gr.

— 6r: Karl Engelmanns Tagebuch. Neue Aufl. 1801. 1 Thlr. 8 Gr.

— 7r 8r: Leben eines armen Landpredigers. Neue Aufl. 1802. 3 Thlr. 12 Gr.

— 9r 10r: Henriette Bellmann, ein Gemählde schöner Herzen. 1802. 3 Thlr.

— 11ter 12ter: Barneck und Saldorf. 1805. 3 Thlr. 8 Gr.

Dessen Theodor, oder Kultur und Humanität. Zwei Bde. Neue Aufl. 1802. 2 Thlr. 16 Gr.

Dessen kleine Romane und moralische Erzählungen 1r – 6r Bd. Dritte verb. Aufl. 1804. 5 Thlr.

7 9r Band. 2 Thlr. 12 Gr.

Dessen Mährchen, Erzählungen und kleine Romane. 1r 2r Bd. 1801. 2 Thlr. 16 Gr.

Dessen Fedor und Marie, oder: Treue bis zum Tode. Neue verb. Aufl 1804. 1 Thlr 12 Gr.

Dessen So geht es in der Welt. Drei Bände. 1803. 1804. 5 Thlr.

Auch unter folgenden Titeln:

— 1r: Der Baron von Bergedorf, oder das Princip der Tugend. 1 Thlr. 18 Gr.

— 2r 3r: Eduard und Margarethe, oder Spiegel des menschlichen Lebens. 3 Thlr. 6 Gr.

Die Märtyrer der Liebe, von J. S. 1805. 1 Thlr.

Langbein, A. F. E., Talismane gegen die lange Weile. 1ste, 2te u. 3te Sammlung. 4 Thlr.

Schink, J. Fr., Johann Faust, dramatische Phantasie, nach einer Sage des 16ten Jahrhunderts. 1r u. 2r Theil. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

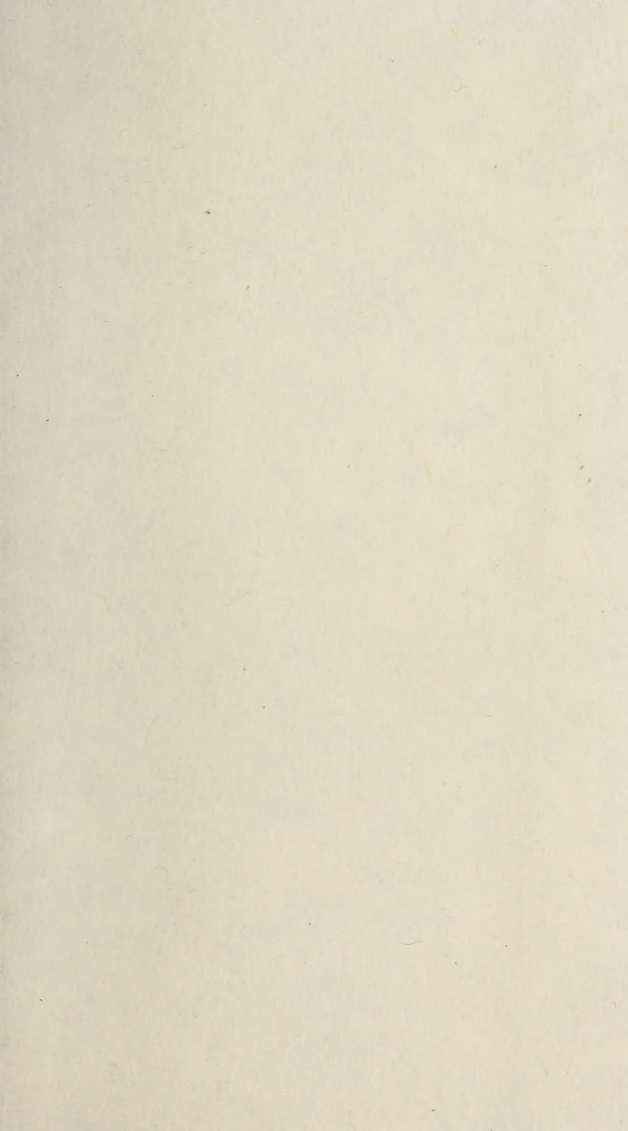
Die Söhne des Thales. Ein dramatisches Gedicht. 1. Theil: Die Templer auf Cypern. 2. Theil: Die Kreuzesbrüder. 1803. 2 Thlr. 20 Gr.

Zeichnungen auf einer Reise nach Wien über Triest und Venedig, und von da zurück durch Tyrol und Salzburg, im Jahre 1798. Mit einer Vignette von Jury und einer Karte. 8. 1800. 1 Thlr. 8 Gr.

(Von den meisten dieser Bücher sind auch Exemplare auf Velinpapier zu bekommen.)

Für den Buchbinder.

An diesem Bogen sind zwei Cartons. Der Viertelbogen 499 — 502 wird abgeschnitten, und zwischen diesen halben Bogen gelegt.






THE LIBRARY OF CONGRESS
WERT
BOOKBINDING
Grantville, Pa.
Nov.-Dec. 1988
We're Quality Bound

